

Kulturgeschichte der Neuzeit

Vergleichende Entwicklungsgeschichte
der führenden Völker Europas und ihres sozialen
und geistigen Lebens

von

Kurt Breysig

Erster Band

Aufgaben und Maßstäbe

Berlin
Georg Bondi
1900

Aufgaben und Maßstäbe
einer
allgemeinen Geschichtsschreibung

von

Kurt Breysig



Ziele der Forschung
Umrisse einer historischen Staats- und Gesellschafts-,
Kunst- und Wissenschaftslehre



Berlin
Georg Bondi
1900

Druck der Hoffmannschen Buchdruckerei in Stuttgart.

Gustav Schmoller

dargebracht.

Vorwort.

Das Werk, dessen zwei erste nur vorbereitende Theile ich heute vorlege, will einen summarischen Ueberblick über die neueren Zeiten vom Ausgang des Mittelalters bis zum Beginn des kommenden Jahrhunderts, einen noch summarischeren über die voraufgehenden Epochen der europäischen Geschichte, gewähren. Die Bezeichnung Kulturgeschichte trägt es nicht, weil ich etwa der Ansicht wäre, daß es eine spezifisch kulturgeschichtliche Methode gäbe, oder daß Kulturgeschichte und eigentliche Geschichte getrennt werden müßten, sondern nur, um nicht den Anschein zu erwecken, es sei hier im Wesentlichen von äußerer Staatsgeschichte die Rede. Die Kultur, die ich meine, umfaßt im buchstäblichen Sinne des Wortes alle sozialen Institutionen, wie alles geistige Schaffen. Ich möchte von Verfassung und Verwaltung der Staaten eben so viel wie von Recht und Sitte der Gesellschaft, vom Schicksal der Klassen und Stände eben so viel wie von dem äußeren Verhalten der politisch geeinten und aktionsfähigen Völker in Krieg und Frieden erzählen. Ich möchte die Geschichte der Dichtung und der bildenden Kunst, der Wissenschaft und des Glaubens gleichmäßig überliefern. Und ich möchte vor Allem die Fäden aufdecken, die geistiges und soziales Leben der Völker mit einander verbunden und umsponnen halten. Beider Wandlungen werden unendlich oft, wie mich dünkt, von einer tieferen, sie gemeinsam tragenden Unterströmung der Menschheits-Entwicklung bewirkt und bedingt.

Als das eigentliche Thema, das die Symphonie der Weltgeschichte wie eine ewige Melodie beherrscht, erscheint mir nicht das stetige Auf und Nieder der Staaten und das Erleben der Könige und Feldherrn, wie die Historiker dreier Jahrtausende nie müde wurden zu verkünden, und auch nicht der Wechsel der geistigen Bewegungen, sei es in der Wissenschaft, wie die Aufklärung und nach ihr Comte und Buckle meinten, sei es in Kunst oder Religion, wie unserer dem Mystisch-Unfaßbaren sich wieder zuneigenden Generation scheinen will. Ich glaube vielmehr, daß nur das soziale oder wenn man will sittliche Verhalten der Menschen unter einander, auf seine letzte und allgemeinste Formel gebracht, den ewig alten, immer neuen Stoff historischer Betrachtung darbieten kann, daß die Beziehungen, die den Einzelnen, d. h. jeden Menschen, mich den Schreiber, und dich, den Leser dieser Zeilen, so gut wie alle anderen Sterblichen, mit festen und lockern Banden umspannen und an den Nächsten fesseln, das wichtigste Problem der Historie sind. Denn diese Beziehungen schließen uns entweder zu ungreifbaren geistigen, oder zu sehr realen politischen oder wirthschaftlichen, immer aber zu unsäglich mächtigen Einungen zusammen und sie beherrschen unser Leben von der Wiege bis zum Grabe in jedem Augenblick. Ich meine, Persönlichkeit und Gemeinschaft in ihrem Verhältniß zu einander zu erkennen, die stets fließende Geschichte dieses Verhältnisses aufzudecken, das ist die Aufgabe.

Und ich bin überzeugt, nachweisen zu können, daß die Akten dieses einzigen wahrhaft universalgeschichtlichen Prozesses ebenso oft auf den Blättern der geistigen, wie auf denen der praktischen — sozialen, politischen, wirthschaftlichen — Geschichte des Menschengeschlechts verzeichnet sind. Nur werden die Parteien, die einander gegenüber stehen, von der Sozialgeschichte Einzelner und Genossenschaft geheißen, gleichviel ob diese Genossenschaft von Staat, Stand, Klasse oder Familie repräsentiert wird. Die Geistesgeschichte aber nennt als die Ringenden und miteinander Streitenden wieder den Einzelnen,

d. h. das schauende und nachschaffende Ich, indessen als seinen Gegenpart nicht nur die geistigen Genossenschaften — an ihnen ist ja weder in Kirche, noch Kunst oder Wissenschaft ein Mangel — sondern auch die Welt, alle Wirklichkeit selbst. Denn der geistig Thätige steht zur Natur, zur Realität, die er als Künstler nachbilden, als Forscher erkennen, als Gläubiger in ihrem Wesen ahnen will, in einem ganz ähnlichen Verhältniß, wie der Mensch überhaupt zu den sozialen Gemeinschaften. In beiden Fällen nämlich kann sich das Ich auf sich selbst stellen oder aber sich hingeben: es kann sich im sozialen Leben dem Staat, der Klasse, der Familie, der es angehört, rückhaltlos anschließen, oder es kann sich ihrer spröde und stolz erwehren. Und es kann in der Sphäre des Geistigen sich ebenso der Natur vollkommen hingeben oder aber sich von ihr entfernen. D. h. es kann als Künstler sie möglichst genau nachbilden oder aber sich phantastisch über sie erheben, als Forscher sie möglichst exakt und nahe oder aber von souveräner Höhe begrifflich erkennen, als Gläubiger sich ihrer Personifikation, der Gottheit, möglichst demüthig unterwerfen oder aber sich zu ihr kühl verhalten oder gar von ihr sich ganz abwenden wollen. Das eine Mal gilt das Verhältniß den Mitmenschen, das andere Mal der Mitwelt, der Umwelt, der Wirklichkeit überhaupt, mag man sie nun Natur oder Wissensstoff oder Gott heißen, mag Kunst oder Forschung oder Glaube das Bindemittel sein. Und wunderbar diese selben starken Instinkte, von denen alles Schicksal der Völker wie der Menschen dahin getrieben wird, wie das Schiff von reißenden Meeresströmungen, sie beherrschen auch unser intimes Leben, die sittlichen Probleme des Alltags wie unserer größten Entscheidungen. Immer — man beobachte sich nur einmal — auch mit der kleinsten unserer Handlungen und Empfindungen, in unserem Hause, unserer Familie geben wir uns hin oder wehren wir ab.

Das Leben der Völker und der Einzelnen in Staat und Wirthschaft, Stand und Klasse ist ganz offensichtlich bestimmt und bedingt durch das Verhalten der Persönlichkeit zur Ge-

meinschaft und das dieser Gemeinschaften unter sich. Ob Staaten in fester Geschlossenheit nach innen und außen Macht gewinnen oder ob sie im Inneren dem Individuum, auswärts der größeren und weiteren Einung der Menschheit nachgeben; ob ein Stand oder eine Klasse enge zusammenhält, um etwa als Adel die Herrschaft, als Bauern- oder Arbeiterschaft bessere Lebensbedingungen im Staat zu erlangen, oder ob auch diese lockereren Verbände gesprengt werden von stolzen Tyrannen-Naturen dort, von anarchistischen Rebellen hier; ob in der Volkswirtschaft der genossenschaftliche Zusammenschluß sei es einer mittelalterlichen Zunft oder Mark, sei es eines modernen Sozialstaats den Ausschlag giebt, oder das freie Streben des Einzelnen nach Besitz und Eigentum — das bedeutet im Grunde die volle Hälfte aller politischen, sozialen und Wirtschaftsgeschichte. Der Rest aber, der das Verhalten aller dieser Einungen unter sich einschließt, er ist im höchsten Maße durch jene erste, wichtigere Gruppe der sozialen Beziehungen bestimmt. Denn es liegt in der Natur menschlicher Dinge, daß die Staaten, die Klassen, die Wirtschaftsgenossenschaften, die in sich fest zusammenhalten, d. h. die sich den Einzelnen in starken Banden, mit moralischen und gewaltsamen Mitteln unterthan gemacht haben, auch nach außen hin fest und spröde oder gar offensiv auftreten. Wo dagegen das Individuum sich emanzipiert hat von diesen Fesseln der körperschaftlichen Vereinigung, da werden Staaten und Stände und ökonomische Verbände auch nach außen hin minder aktiv. Am letzten Ende giebt auch für diese Beziehungen der menschlichen Einungen untereinander das Verhältniß von Persönlichkeit und Gemeinschaft den Ausschlag.

Alles Handeln, wie alles Denken und Bilden löst sich so auf in Bethätigung des Persönlichkeitsdranges, der Ichliebe, der Selbstauswirkung oder des entgegengesetzten Triebes, der Hingabe, der Anlehnung, der Liebes- und Schutzbedürftigkeit. Diese beiden Instinkte des Herzens sind es, die im Grunde Welt und Geschichte beherrschen.

Und so wünsche ich denn nicht nur der Historie, sondern auch der Wissenschaft vom Menschen zu dienen. Ich will nirgends der köstlichen Mannigfaltigkeit und Buntheit der Bilder, die Leben und Schicksal seit Jahrtausenden immer von Neuem dargeboten haben, Gewalt anthun; ich will stets erst erzählen, dann Schlüsse ziehen. Und diese Konsequenzen sollen sich nicht vordrängen; überall und immer sind die breiten Schilderungen der geistigen und sozialen Kulturentwicklung in allen ihren Auswirkungen die Hauptsache; jene Folgerungen treten nur in den Schlußübersichten hervor. Aber ich möchte das letzte Ziel aller Geistes- und Kulturwissenschaft, die Erforschung der menschlichen Seele nirgends aus den Augen verlieren. Und ich habe gefunden, daß Eines nicht ohne das Andere bestehen kann; es ist unmöglich, in den betäubenden Wirrwarr der Erscheinungen Ordnung zu bringen ohne solche Zielgedanken; aber auch zu ihnen kann der nicht gelangen, der nicht das warme, farbenfrohe Leben selbst kennt. Möchte ein günstiges Schicksal verleihen, daß mir beschieden wäre, beide Zwecke zu fördern.

Daß ein so weit abliegendes Ziel auch nur zu erstreben, auf dem Wege einer schlechthin erzählenden Geschichtsschreibung unmöglich ist, leuchtet sogleich ein. Eine Historie, die dergestalt alle Theile des Völkergeschehens, alle geistige und soziale Entwicklung umfassen, aber im Wesentlichen chronologisch verfahren wollte, würde ein unsäglich buntes, schillerndes Bild der Menschheitsgeschicke entwerfen können; aber sie würde dem Leser selbst überlassen müssen, sich die geforderten Konsequenzen für seine Anschauung von Welt und Leben zu ziehen. So aber soll hier mit nichten verfahren werden: ich habe vielmehr den Stoff so streng und vielfach gliedern wollen, wie nur möglich. Ich habe wohl immer in jedem Abschnitt zuerst von den einzelnen Nationen gesprochen, aber ich habe die Theile meines Buchs nicht nach dem Antheil der Deutschen,

der Franzosen, der Engländer, der Italiener und so fort geschieden, ich wollte keine Addition von Nationalgeschichten herstellen. Jedes Kapitel ist vielmehr bedacht, die einzelnen Zweige der Kultur kennen zu lehren und von ihnen sogleich ein universales oder doch europäisches Gesammtbild zu entwerfen. Ich habe von Recht und Sitte, Volkswirthschaft und Ständen, Verfassung und Verwaltung, von Poesie und Kunst, Wissenschaft und Religion geredet. Diese einzelnen Uebersichten aber, die in jeder der vier hier unterschiedenen Perioden der Neuzeit in wechselnder Gruppierung von Neuem angestellt sind, sind dann jedes Mal zu einem Totalüberblick zuerst über das soziale und geistige Erleben der Völker und schließlich zu einer einheitlichen Würdigung ihrer Gesammtkultur vereinigt. Immer und immer wieder ist das Hilfsmittel der Vergleichung angewandt, um die einzelnen Nationen und die einzelnen Reihen der politischen und wirthschaftlichen, der Rechts- und Klassengeschichte, der künstlerischen, wissenschaftlichen und religiösen Entwicklung und schließlich die soziale und die geistige Kulturgeschichte jedes Zeitalters einheitlich beherrschen und zusammenfassen zu können.

Aber ich meine deshalb nicht, die Möglichkeit verloren zu haben, den Antheil der einzelnen Nationen aus diesem gemeinsamen Gut wieder auszusondern. Es war nur nöthig, am Schluß jedes größeren Abschnitts auf jene erste Eintheilung von Neuem zurückzuführen und so zu weiteren Schlußergebnissen vorzudringen. Und mir scheint, die Eigenthümlichkeiten der einzelnen Nationen, die Volkspersönlichkeiten, sind auf dem so eingeschlagenen Wege ihrer Vergleichung untereinander und mit dem gemeineuropäischen Typus fast eher und leichter zu erkennen, als auf dem der Versenkung in eine einzige Nationalgeschichte. Was die einzelnen Abschnitte der Neuzeit angeht, so habe ich das neunzehnte Jahrhundert, das bis zu seinem heute schon mit raschen Schritten nahenden Ausgang behandelt werden soll, mit Absicht bei der Anlage des Planes bevorzugt. Ihm, d. h. der Epoche seit der großen Revolution

soll die volle Hälfte der eigentlichen Darstellung, den voraufgehenden Jahrhunderten nur eben so viel gewidmet werden.

Aus allen diesen Eintheilungen aber, innerhalb deren die Chronologie wieder in ihr Recht tritt, ergeben sich ohne Weiteres die langen Entwicklungsreihen, deren Jahrhunderte auf und nieder reichende Strecken der Universalgeschichte allein würdig sind.[1]) Die beigegebenen Zeittafeln wollen die so zu Stande kommenden Bilder auch äußerlich festhalten. Doch habe ich den Ausdruck Entwicklungsgeschichte im Titel dieses Buches in einem beschränkenden Sinne anwenden wollen. Wohl bin ich der Meinung, alle Geschichte müsse entwickelnd verfahren; hier aber wollte ich dadurch an eine Grenze meiner Darstellung erinnern, die in der That nur die großen Zusammenhänge, niemals aber Einzelschilderungen, sei es von Personen oder Zuständen, geben soll. Sollte der schon übel ausgedehnte Umfang dieses Buches nicht zu wahrhaft ungeheuerlichen Dimensionen anschwellen, so war mir unmöglich, hier irgend wo das Mindestmaß zu überschreiten. Am wenigsten jedoch, bitte ich, diese Darstellungsweise als das Ergebniß einer Abneigung gegen die großen Persönlichkeiten in der Geschichte anzusehen: meine Gesammtauffassung würde dem ebenso zuwiderlaufen, wie insbesondere die Praxis der geistesgeschichtlichen Abschnitte.

Die Voraussetzung aber, unter der eine solche Darstellung allein Aussicht auf einen objektiv gültigen Erfolg hat, ist unzweifelhaft vollkommene Unparteilichkeit allen den nationalen und politischen, wirthschaftlichen und sozialen, religiösen, wissen-

---

[1]) Ich gestatte mir hier anstatt näherer Begründung auf die theoretischen und wissenschaftsgeschichtlichen Ausführungen zu verweisen, in denen ich diese Anschauungen im Einzelnen dargelegt habe (Ueber Entwicklungsgeschichte, I. II, Deutsche Zeitschrift für Geschichtswissenschaft, herausg. von Seeliger, I [1896], Monatsblätter S. 161 ff., 193 ff.; Die Historiker der Aufklärung, Die Zukunft, herausg. von Harden, XV [1896] S. 295 ff., 343 ff.; Deutsche Geschichtsschreibung im Zeitalter Herders, ebenda XIX [1897] S. 103 ff.).

schaftlichen oder ästhetischen Gegensätzen gegenüber, in deren Parteiung die Geschichte der neueren Jahrhunderte immer wieder und wieder hineingerissen wird. Wer dem Drama der Weltgeschichte, dem zuzuschauen so unsägliche Freude bereitet, als Lernender beiwohnen will, darf sich nicht von vornherein durch Standpunkt oder gefärbte Gläser Linien und Kolorit des Schauspiels umfälschen lassen.

Mein Buch ist ein Versuch und will in keinem seiner Theile, am wenigsten in den einleitenden, mehr sein. Es geht aus von dem Gedanken, daß unsere hohe und herrliche Wissenschaft, die heute mit so großem Eifer und Erfolg die Theile ihres Gegenstandes, große und kleine und kleinste bearbeitet, auch das Recht und die Pflicht hat, dem Ganzen dieselbe Liebe zuzuwenden. Jedes Zeitalter darf und soll, wie mich dünkt, derartige allgemeine Inventarisierungen seiner Habe unternehmen. Solche Gesammtbilder werden ihrer Natur nach immer nur ein vorübergehendes Daseinsrecht besitzen: aber von welcher Form wissenschaftlicher Arbeit dürfte man Anderes, Höheres rühmen? Auch die speziellste Spezialuntersuchung kann nur mit den methodischen und den allgemein geistigen Mitteln ihrer Entstehungszeit unternommen werden und diejenigen von ihren Ergebnissen, die sich als bleibend erweisen, werden ganz ebenso wie die etwa dauernden Errungenschaften der weitesten Darstellung als Baustein für spätere neue Forschungen verwandt werden: die Wissenschaft baut wie die Natur ihr neues Leben immerdar aus den Ueberbleibseln des Todes.

Indessen auch solch allgemeiner Arbeit sind sehr bestimmte unübersteigbare Schranken gesetzt. Selbst wer an sie ein Leben setzen wollte — was aus guten Gründen meine Absicht nicht ist — würde nur eine ganz fragmentarische oder ganz summarische Leistung zu stande bringen. Ich möchte deshalb um keinen Preis den Schein erwecken, als handle es sich in meinem Buch um eine Bearbeitung des gesammten litterarisch zu erreichenden Nachrichten- oder Forschungsstoffes zur Geschichte der neueren Zeit oder auch nur seines größten Theiles.

Die historische Arbeit vollzieht sich heute, so weit ich sehen kann, in drei Formen, die sich durch ihr Verhältniß zum Stoff deutlich unterscheiden lassen. In zahllosen monographischen Abhandlungen wird fort und fort das etwa eben erst ausgeschachtete Nachrichtenmaterial von seinen gröbsten Schlacken gereinigt und bekannt gegeben oder aber auch sogleich aufs Intensivste bearbeitet. Diese Arbeit ist sicherlich die für den Fortschritt der Stoffkenntniß unentbehrlichste, aber sie muß sich ihrer innersten Natur nach auf ganz beschränkte Theilgegenstände konzentrieren und sie schreitet deshalb nur langsam vorwärts.

Weitere Felder nehmen andere, größere Bücher in Anspruch: sie fassen für ihren erheblich ausgedehnteren Bereich, etwa für die Nationalgeschichte eines halben oder ganzen Jahrhunderts oder für die Entwicklung eines Kulturzweigs in einem längeren Zeitraum, den gesammten vorliegenden Forschungs- und Nachrichtenbestand zusammen, fügen auch wohl noch eigens erarbeiteten Rohstoff hinzu und verschmelzen Beides zu einem Ganzen. Es ist die Gattung, der fast alle besten historischen Werke unserer Epoche angehören. Ich denke, um einige konkrete Beispiele anzuführen, etwa an Burckhardts Renaissance und Nitzschs Geschichte des deutschen Mittelalters, Holtzmanns Neutestamentliche Theologie und Andreas Heuslers Institutionen des deutschen Privatrechts.

Es erfordert nun viel Keckheit, sich an Unternehmungen zu wagen, die, wie das vorliegende Buch, noch mehr umfassen wollen. Man besaß solchen Wagemuth zu Ausgang des vorigen, zu Beginn des neunzehnten Jahrhunderts sehr oft; Herder selbst, Johannes von Müller, Schlosser und wie viele von den Göttingern haben ihn gehabt. Es liegt eine stattliche Reihe universalgeschichtlicher Versuche aus diesen und den folgenden Jahrzehnten vor und noch der einseitige, aber geistvolle Heinrich Leo hat uns ein so weit gespanntes Buch hinterlassen. Dann hat es lange gedauert, ehe der Testamentsvollstrecker der historischen Schule im Gebiete der neueren Ge-

schichte ein in seinem Sinne weltgeschichtliches Werk unternahm. Seitdem hat sich noch Niemand wieder, weder in Deutschland, noch auch — von dem hier nicht in Betracht kommenden Cantù abgesehen — im Ausland, an den ungeheuren Stoff gewagt, und wenn der Verfasser dieser Blätter es unternimmt, über das ausgehende Mittelalter und die Neuzeit einen ausführlichen, über die griechisch-römische Periode der europäischen Geschichte, über das Alterthum und das frühe Mittelalter der germanisch-romanischen Völker einen summarischen Ueberblick zu geben, so vermißt er sich nicht, sich solchen Vorgängern auch nur von fern zu vergleichen. Aber immerhin will er sein Buch doch der dritten Schicht historischer Arbeiten einreihen, die noch weiter greifen, als selbst jene größeren zusammenfassenden Werke der zweiten Reihe.

Auf dieser Stufe, die als die zu oberst gelegene den weitesten Ueberblick gewährt, die aber auch vom Stoff am weitesten entfernt ist, kann es sich, wie mir scheint, nicht mehr darum handeln, immer von Neuem zu der ersten herabzusteigen. Mir konnte nicht in den Sinn kommen, auch nur zu der monographischen Litteratur, geschweige denn zu dem unverarbeiteten, aber veröffentlichten Nachrichtenbestand in ein ähnlich nahes Verhältniß zu treten, wie jene größeren Darbietungen, die ihren begrenzten Stoff noch immerhin überschauen. Ich habe allerdings da, wo ich es nöthig fand, mühselige Zusammenstellungen und Vorarbeiten dieser Art nicht gescheut, so etwa im dritten Bande zur Agrar-, Verfassungs- und Verwaltungsgeschichte des ausgehenden Mittelalters und der beginnenden Neuzeit. Aber ich habe auch dort bei weitem keine Vollständigkeit erstrebt, und viel öfter noch habe ich mich begnügt, zu jenen Werken der zweiten, halb grundlegenden, halb zusammenfassenden Stufe eine ähnliche Beziehung herzustellen, wie diese selbst sie ihrerseits zu den primären monographischen Forschungen zu unterhalten pflegen. Ich vermag nicht einzusehen, warum Bücher, die von den tüchtigsten Gelehrten mit aller Sorgfalt und Peinlichkeit ab-

gefaßt sind, nicht auch ihren Benutzern die besten Garantien gewähren sollten, warum eine Darstellung, die sich auf die sichersten Fundamente stützt, dann entwerthet wird, wenn sie selbst wieder als Fundament benutzt wird. Auch sie sind doch nicht um ihrer selbst willen, sondern als Bausteine für zukünftige größere Gebäude geschaffen.

Grundsätzlich aber habe ich auf jede derartige Verwerthung aufmerksam gemacht. Ich habe niemals Autoren oder Quellenstellen, die ich nur zitiert fand, an Stelle meiner eigentlichen Gewährsmänner genannt. Dafür aber glaube ich alle für die Benutzung meines Buches nothwendigen Hinweise gegeben zu haben. Der Fachmann kann sich ihrer nöthigen Falls auch sehr wohl in dem Sinne bedienen, daß er je nach Schätzung dieser Fundamente meiner Darstellung an bestimmten Stellen ein größeres oder geringeres Vertrauen schenkt.

Andrerseits aber habe ich so allen meinen Lesern dafür Gewähr leisten wollen, daß ich mir der größten Gefahr derartiger weitausgedehnter Darstellungen wohl bewußt gewesen bin, der Verführung nämlich, auch das Einzelne, das Faktum, nicht auf Grund der gegebenen zuverlässigsten Vorarbeiten, sondern im Hinblick auf das Bedürfniß der eigenen allgemeinen Gesichtspunkte aufzuzeichnen. Ich habe den höchsten Werth darauf gelegt, daß mein Buch sich in dieser Hinsicht durchaus von den großen oder kleinen halbwissenschaftlichen Darstellungen unterscheidet, die wesentlich mehr die litterarische Wirksamkeit, als objektive Zuverlässigkeit im Auge haben. Diese Essays, seien sie nun zwei Bände oder zwei Bogen stark, sind sicherlich oft sehr lehrreich und anregend, und ich habe sie nur deshalb so selten benutzt, weil ich meinen eigenen Gedankenreihen unbeirrt nachgehen wollte, aber ich möchte meine Arbeit, so sehr ich sie selbst als Versuch betrachte, ihnen nicht zugesellt wissen, da sie umgekehrt zunächst von wissenschaftlichem Bedürfniß ausgeht. Nur muß ich meine Leser bitten, auf jede Nuancierung einer Behauptung, auf jedes vielleicht, wahrscheinlich, mag, kann oder soll aufmerksam zu

bleiben: auf längere Auseinandersetzungen des Nachrichtenstandes konnte ich mich nirgends einlassen, aber ich habe niemals die Gewißheit vorspiegeln wollen, wo in Wahrheit Unsicherheit herrscht, und ich glaubte durch solche Schattierungen des Ausdrucks die Zuverlässigkeit der gerade zu Grunde liegenden Nachrichten ausreichend angedeutet zu haben.

So bescheiden ich aber von meinem Abhängigkeitsverhältniß zu aller Thatsachenuntersuchung denke, so rückhaltlos möchte ich für meine Arbeit, d. h. das, was ich mit dem mir überlieferten Stoffe begonnen habe, den Charakter der Forschung in Anspruch nehmen. Ich weiß wohl, daß Einzelbearbeitungen den allgemeinen Zusammenhängen, in die ihr Ertrag zu stellen ist, oft nur wenig Beachtung gönnen, daß sie von ihnen zuweilen nur in einigen Einleitungs- oder Schlußsätzen sprechen, die als Auftakt oder Coda nur wie ein nebensächliches, halb ornamentales Beiwerk betrachtet werden und gleichsam außer Verantwortung des Verfassers stehen. Aber ich kann nicht zugeben, daß eine wissenschaftliche Arbeit, die gerade diese allgemeinen Zusammenhänge als ihr eigentliches Objekt betrachtet, von minderem Ernst und minderer Sorgfalt beseelt zu sein braucht, als sie jene Monographien, die in der Regel allein als Forschungen bezeichnet zu werden pflegen, ihrem eigentlichen Arbeitsstoff, ihrem Einzelgegenstand zuwenden. Man pflegt solche Unternehmungen zwar in unseren Tagen nicht eben mit günstigem Vorurtheil zu empfangen, aber mir scheint fraglich, ob diese Abneigung berechtigt ist.

Zunächst darf betont werden, daß der wissenschaftlichen Arbeit hier im Detail ganz ähnliche Funktionen zufallen, wie bei speziellen Aufgaben. Die Thätigkeit des Sammelns und Ordnens ist, wenn ich aus der Erfahrung der zehn Jahre spezialistischer Forschung reden darf, die hinter mir lagen, als ich an die Ausführung meines jetzigen Planes ging, eine ganz ähnliche und wie mir scheint nicht leichtere, da die Auswahl des Wichtigen hier häufig sehr große Schwierigkeiten macht. Gewiß der beste Theil aller Einzelforschung, die

Quellen- und Nachrichtenkritik, ist hier ganz unvertreten, aber dafür sind an die Komposition sehr viel härtere Anforderungen gestellt und alle Zusammenfassung, alle vergleichende und konstruktive Thätigkeit der universalen Historie erfordert zuletzt wohl nicht mindere Sorgfalt und nicht geringere Anstrengung, als jene Fundamentierungsarbeiten.

Voraussetzung dafür ist freilich, daß es nicht auf eine Addition vorhandener Ergebnisse abgesehen ist, sondern auf die Herstellung eines Neuen, wirklich Ganzen, das etwas anderes ist, als die Summe der Theile. Dann aber scheint mir der Dienst, den eine solche allgemeine Forschung der Wissenschaft leisten kann, ein unverächtlicher zu sein.

Der Forscher, der einen so weiten Bereich zu übersehen unternimmt, wird niemals der einzelnen Arbeiten vergessen mögen, ohne die all' sein Thun zu haltlosem Gerede herabsänke. Ich habe noch keines der zahlreichen bedeutenden und ertragreichen Bücher, die zu benutzen eine der schönsten Freuden meiner Arbeit ist, ohne ein Gefühl warmer Dankbarkeit aus der Hand gelegt; aber mir scheint, daß erst aus dem stetigen und am besten nie zu unterbrechenden Zusammenwirken von allgemeiner und einzelner Forschung der Wissenschaft der beste Gewinn erwachsen kann. Und auch die Methode selbst wird nur durch diesen Bund zu ihrem letzten Ziele gelangen: zu der rechten Vereinigung von Vorsicht und Ueberblick, von Sammlung und Ordnung, von Erfahrung und kühn bauender Zusammenfassung.

Um meine Leser nicht vor jedem Bande von Neuem durch ein Vorwort zu ermüden, sei mir gestattet, schon heute und an dieser Stelle vorzubringen, was ich schließlich noch über die Ausführung der einzelnen Theile meiner Arbeit zu berichten habe. Von der historischen Einleitung, die in einem starken Bande die Urzeit, die griechische und römische Geschichte,

die Entstehung des Christenthums und zuletzt Alterthum und frühes Mittelalter der germanisch-romanischen Völker behandeln soll, gilt in verstärktem Maße, was ich von meiner Abhängigkeit von größeren Bearbeitungen sagte. Ich habe hier nirgends den Ehrgeiz gehabt, die Fachmänner belehren zu wollen, sondern ich habe die Ergebnisse ihrer Forschungen benutzt. Aber es scheint mir unmöglich, über die Geschichte der Neuzeit auch nur ein Wort zu reden, ehe man sich über hellenische Kultur, römisches Staats- und Rechtswesen und über die Geburt des Christenthums aus dem Geist des jüdischen Volkes verständigt hat. Beide Weltalter der europäischen Geschichte steigen in vielen Stücken auf so konformen Entwicklungsstufen empor, die griechisch-römische Epoche hat überdies auf die spätere, germanisch-romanisch-slavische einen so überwältigenden Einfluß ausgeübt, daß man die heutige Periode schwerlich verstehen könnte, ohne sich wenigstens den Hauptinhalt der älteren vergegenwärtigt zu haben. Und ebenso nothwendig ist, sich zu informieren über die Vorgeschichte der heute führenden Völker in den Jahrhunderten vor Dante, vor Giotto, vor der Entstehung der modernen Monarchie, d. h. vor dem eigentlichen Beginn des gegen 1300 einsetzenden Zeitalters, in dem wir noch heute leben.

Wenn ich diese älteren Epochen auf dem Titelblatt des zweiten Bandes Vorstufen der Neuzeit genannt habe, so ist das ebenso nur der Deutlichkeit wegen geschehen, wie wenn ich die Bezeichnungen Alterthum und Mittelalter wählte, deren heutige Anwendung ich für vollkommen unzweckmäßig halte. Meine Darstellung läßt nirgends den Irrthum aufkommen, als seien das Alterthum, d. h. korrekt ausgedrückt, Alterthum, Mittelalter und Neuzeit der Griechen und Römer, und das Mittelalter, d. h. genau Alterthum und frühes Mittelalter der Germanen hier als nacheinander folgende Stufen der europäischen Entwicklungsgeschichte angesehen, da sie doch vielmehr in manchem Betracht einander parallel aufwärts führen.

Den mir überkommenen Stoff habe ich in den verschie-

denen Theilen des Buchs in verschiedenem Grade verarbeitet. Soweit es sich um soziale Geschichte, d. h. um Staat und Klassen, Recht und Wirthschaft handelt, habe ich mich in dem einleitenden — zweiten — Bande fast durchaus an jene größeren Darstellungen gehalten, von deren halb fundamentierendem, halb zusammenfassendem Charakter die Rede war. Bei allen späteren, dem eigentlichen Thema des Werkes gewidmeten Theilen, vom dritten Bande ab, habe ich dagegen, so oft es mir irgend nöthig schien, doch gewiß nicht immer, auch auf die monographische, selten auf die urkundliche Litteratur zurückgegriffen. Neue Einzelthatsachen bringen diese Bände also durchaus nicht; mißt man dem, was sie durch neue Ordnung und Deutung des Stoffes leisten wollen, keinen Werth bei, so mag man sie wissenschaftlich unfruchtbar schelten. Anders steht es um das Verhältniß dieses Buchs zur Geschichte des geistigen Schaffens, in der Einleitung wie in der folgenden eigentlichen Darstellung. Ueber wissenschaftliche oder vollends künstlerische Produktion zu berichten, ist ein wesentlich Anderes als den Wandel politischer Institutionen oder sozialer Zustände zu schildern. Die Beschreibung, die dort oft ausreicht, versagt hier völlig: man kann Jemandem, der nie ein Bild von Frans Hals gesehen hat, niemals einen ausreichenden Begriff davon geben, und wenn man für ihn hundert Seiten aufschriebe. Es kommt hier im Wesentlichen auf die Herstellung des Entwicklungsganges und als Hilfsmittel auch auf das ästhetische Urtheil an, das sich selbstverständlich vielfach auf Beschreibung wird stützen müssen, das sie aber nie um ihrer selbst willen wird zu pflegen brauchen. Nun aber ist für einen Menschen von Selbständigkeit eine nackte Unmöglichkeit, Kunsturtheile Anderer nachzuschreiben. Man kann weder mit der abgegriffenen Scheidemünze der Kompendien zahlen, noch mit den Goldstücken, die einen ganz persönlichen Kopf als Gepräge tragen. Ich habe deshalb vorgezogen, lieber meine eigenen Reise- und Lektüre-Erinnerungen vorzutragen und möglichst nur in Hinsicht auf die Fundamente, die Her-

kunfts- und Zuweisungsfragen, Anderer Arbeit zu benutzen. Soweit die bildende Kunst in Betracht kommt, habe ich immer nur dann über ein Bild, Bildwerk oder Gebäude geurtheilt, wenn ich es selbst sah. Ich habe die Ueberzeugung, daß nur der im Grunde ein Recht hat über ein Kunstwerk zu reden, der von ihm neue Impressionen erhielt. Im Uebrigen aber kann man tausend Monographien über Kunstgeschichte gelesen haben, ohne doch das mindeste innere Verhältniß zur Kunst zu gewinnen, wie schon öfters mit solchem Apparat prunkende Geschichtswerke zur Genüge dargethan haben. Auf die Geschichte der Poesie oder gar der Wissenschaft den gleichen Grundsatz der Autopsie zu übertragen war mir unmöglich; ich habe ihn hier nur auf die Höhen, nicht auf die Niederungen angewandt. Für diese habe ich mich, ebenso wie für die mir ganz fremde Geschichte der Naturforschung doch nur auf das Urtheil guter Gewährsmänner verlassen, die ich dann immer nur kurz referierte. Auch für die Geschichte der Musik fürchte ich nicht nennenswerth mehr leisten zu können. Ich hoffe, jeder halbwegs Wissende wird in diesen Abschnitten überall sehr schnell sehen können, wo ich eigene und wo ich fremde Ansichten vorbringe. Ueberall da, wo ich nur kurzen Bericht erstatte, ist das Letztere der Fall.

Dies Werk hat im Laufe der Arbeit einen immer größeren Umfang angenommen. Es ist aus einer akademischen Vorlesung im Winter 1892/93 hervorgegangen und sollte ursprünglich einen Aufsatz, nachher ein dünnes Bändchen ausmachen. Es hat sich dann in immer neuen Vorstößen noch sehr viel weiter ausgedehnt[1]), vor allem deswegen, weil ich für den

[1]) Ein Stadium theils vorbereitender, theils vorwegnehmender Veröffentlichung dieser Studien stellen drei Aufsatz-Serien dar, die ich in den letzten Jahren publizierte: Die soziale Entwicklung der führenden Völker Europas in der neuen und neuesten Zeit, ein Versuch (Jahrbuch für Gesetzgebung ꝛc., herausgeg. von Schmoller XX [1896] S. 1091 ff., XXI [1897] S. 1 ff., 1223 ff., XXII [1898] S. 141 ff.; mit der Fortsetzung: Staat und Stände Frankreichs in dem Jahrhundert der Bürgerkriege XXIII

anfänglich beabsichtigten Gedankengang immer umfassendere Unterlagen für nöthig ansah. Es soll auch in seinem heutigen Umfang nirgends als Kompendium dienen, aber mir kommt vor, als sei ein Werk, das auf hundert andere verweisen muß, nicht eigentlich lebensfähig. Zuweilen habe ich geschwankt, ob ich nicht lediglich die Ergebnisse meiner ordnenden, vergleichenden, deutenden Forschung vorlegen sollte; aber ich hätte dann ein Gerippe ohne Fleisch und Blut geben müssen und zudem, glaube ich, werden auch meine Schlußfolgerungen nur dann wirklich brauchbar, wenn ihnen das Material beigegeben ist, auf Grund dessen ich zu ihnen gelangte. Auch so habe ich viel öfter da Kartons geben müssen, wo ich viel lieber ein Freskobild dargeboten hätte. Was mich am meisten schmerzt ist, daß ich den ganz großen Menschen dieses Zeitalters nicht mehr Raum und Rücksicht habe gönnen können. Aber Luther und Goethe, Michelangelo und Napoleon sind Meere, auf denen man Jahre lang segeln und Anker werfen muß, ehe man sagen darf, man kennte alle ihre Tiefen und Untiefen. Auch sonst konnte von dem tiefsten innersten Walten und Weben und Wachsen des Einzelmenschen nicht gehandelt werden, um bei ihm verweilen zu dürfen, war ich viel zu sehr auf die Herstellung der großen Entwicklungslinien bedacht.

Von aller Mystik, die zwar vielleicht nicht außer uns, wohl aber in unserer Seele liegt, ist hier also immer nur im Großen und Groben die Rede. Jetzt aber kam es mir

---

[1899] S. 213 ff.); Recht und Gericht im Jahre 1500, eine vergleichende sozialgeschichtliche Skizze (Zeitschrift für Sozial- und Wirthschaftsgeschichte, herausgeg. von Bauer und Hartmann, VI [1898] S. 239 ff., VII [1899] S. 131 ff.); Die Entwicklung der europäischen Völkergesellschaft und die Entstehung des modernen Nationalismus (Zeitschrift für Kulturgeschichte, herausgeg. von Steinhausen VI [1899] S. 329 ff., 411 ff., VII [1899] S. 81 ff.) mit der Fortsetzung: Das erste Vierteljahrhundert europäischer Politik im Zeitalter der Renaissance (Allgemeine Zeitung, Beilage, herausgeg. von Bulle, 17., 18., 19. Jan. 1900). Von diesen Aufsätzen entfällt der größte Theil auf Bd. III, der Rest auf Bd. V und — wenige Blätter — auf Bd. II des Buches.

darauf an, in raschem Wurfe ein Gesammtbild zu umreißen. Auch daß dies Buch, an dessen endgiltiger Fassung ich von 1896 ab zu arbeiten begonnen habe, in nicht längerer Zeit als nach einem Jahrzehnt vollendet werde, gehört zu seinen wissenschaftlichen Absichten. Denn wenn es überhaupt einen Werth beanspruchen darf, so ist es sicher der, daß hier einmal wieder zweieinhalb Jahrtausende Weltgeschichte — zwei davon freilich nur im Fluge — von einem Auge gesehen und von einer Hand reproduziert erscheinen. Und nicht aus Hast, sondern damit sich auch der Gesichtswinkel meiner Betrachtung nicht allzu oft verschiebe, ist mein Bestreben auf schnelle Vollendung gerichtet.

Wilmersdorf bei Berlin, 23. März 1900.

Kurt Breysig.

Inhaltsverzeichniß.

Vorfragen.

Ziele und Wege der Forschung.

---

[1]) Ich habe mir erlaubt, an einigen Stellen hier andere Ueberschriften als die im Texte gebrauchten (in Klammern beigefügten) einzusetzen, weil sie mir zweckmäßiger erschienen.

Erstes Buch.

Aufgaben.

Es giebt sehr verschiedene Beweggründe, die Menschen dazu treiben können, Geschichte zu schreiben und an geschriebenen Geschichtsdarstellungen Antheil zu nehmen. Der naivste, ursprünglichste ist sicher der Wunsch, sich an den bunten Bildern dauernd zu ergötzen, die das Schicksal einmal aufgerollt hat und die es doch im Augenblick schon verschwinden läßt, um andere, immer wieder andere an ihre Stelle zu setzen. Das ist die Kindheit der Historie, das sind die Tage, da sie von ihrer Zwillingsschwester Poesie kaum je sich trennt und kaum je sich unterscheiden läßt. Aber die Völker wachsen heran und mit ihnen ihre Werke. Zuvor fragte man wenig nach Tag und Jahr, man war nur froh, immer Neues, Wechselndes zu hören. Nun setzen Könige auf ihre und ihrer Vorfahren Grabmäler Inschriften, in denen sie ihren Ruhm und ihre Thaten verewigen wollen. Und mögen sie auch an Steigerung und Uebertreibung noch hinter den Sängern alter Zeiten nicht zurückbleiben, sie wollen doch ganz Bestimmtes überliefern, man fängt an genau zu werden und gewissenhaft zu prüfen, was geschah und was nicht geschah. Vielleicht noch später beginnt man aufzuzeichnen, was sich im vorigen Jahr ereignete, ganz nüchtern, ganz geschäftsmäßig und offenbar mit ganz anderen Absichten, als sie einst die Sänger hatten und auch ohne die Ruhmredigkeit der Monumente. Man will nun endlich ohne alle Hintergedanken aufschreiben, was bedeutend genug ist, um es der Nachwelt aufzubewahren.

Im Laufe der Zeiten ist alle beschreibende, alle erzählende Historie aus solcher Annalistik erwachsen und eine ganze Wissenschaft ist aus dieser Wurzel entsprungen. Zwei Jahrtausende lang aber beschäftigte sich alle Geschichtsbeschreibung fast ausschließlich mit den stärksten, den augenfälligsten Handlungen der Menschen, den politischen, vornehmlich mit aller nach außen gerichteten Staatskunst, mit der Führung und Leitung politischer Körperschaften in Krieg und Frieden. Die inneren Schicksale der Völker zogen zunächst nur dann die Blicke der Forschenden auf sich, wenn sie zu starken Krisen, d. h. zu sehr sichtbaren Ereignissen führten, wenn sie ähnlich dramatisch auf den Historiker und seine Leser wirkten, wie Krieg und Kriegsgeschrei. Das Alterthum hat nur einen besonderen Zweig der inneren Geschichte sich entwickeln sehen: die Verfassungsgeschichte, die der größte Gelehrte der Griechen nach dem Bedürfniß seiner theoretischen Studien aus dürftigen Anfängen als Erster zu eigener Form gestaltete. Die Kultur der neuen Zeit aber hat seit den Tagen der großen Renaissance-Philologen und ihrer nächsten Nachfolger immer neue Aeste an dem alten Stamm hervorgetrieben. Nach und nach und vornehmlich in den letzten anderthalb Jahrhunderten ist zu der älteren Staatsgeschichte eine ganze Reihe einzelner historischer Wissenschaften getreten, die, sehr verschiedenen Ursprungs, doch alle den gemeinsamen Zweck verfolgen, Entstehung und Vergangenheit irgend einer menschlichen Thätigkeit zu erforschen. Die Verfassungsgeschichte ist neu aufgelebt und hat in der Verwaltungsgeschichte eine Tochter erhalten. Kirchen- und Kunstgeschichte, Rechts-, Wirthschafts- und Gesellschaftsgeschichte sind entstanden, zur Litteraturgeschichte haben sich eine ganze Anzahl Wissenschaftsgeschichten, haben sich Unterrichts- und Erziehungshistorie gesellt.

So ist zuletzt der Kreis aller menschlichen Thätigkeiten durch geschichtliche Forschungen umschlossen worden. Aber so freudig die Geschichtsschreibung all diesen ihr zuwachsenden Reichthum auch willkommen heißen mag, eine Gefahr bringt

diese Fülle der Gaben doch mit sich: es wird immer schwerer, sich ihrer aller zu bemächtigen. Und unzweifelhaft streben sie auch eher von einander fort, als zusammen. Gewiß sie alle wollen alte Zeiten wieder aufleben lassen, aber in sehr vielen Fällen ist nicht eigentlich das Interesse an der Vergangenheit als solcher, sondern an einem ganz besonderen Stück von ihr das ausschlaggebende Motiv, das dazu führt, von ihm zu erzählen oder von ihm zu hören.

Viele historische Forschung, und zwar nicht nur in den Nebenzweigen, sondern auch in der immer noch für sich bestehenden ältesten, eigentlichen Geschichte, trägt einen durchaus memoirenhaften Charakter: die Angehörigen eines Staats, einer Provinz, einer Stadt, einer Klasse, einer Partei, einer Familie, eines Berufes, einer Wissenschaft, einer Kunst oder irgend einer andern theoretischen oder praktischen Thätigkeit wünschen von deren Schicksalen in der Vergangenheit, am liebsten in der Zeit der zunächst voraufgehenden Generationen, zu hören, und es ist offenbar, daß sie an dem ihnen zunächst liegenden Gegenstand weit mehr theilnehmen, als an irgend einem entfernteren. Wie viele Biographien danken diesem Ursprung ihre Entstehung und ihre Wirkung. Aber das eigentliche wissenschaftliche Ziel der Geschichtsschreibung ist doch ein anderes, viel weiter gestecktes, als das dieser echt menschlichen Theilnahme, über die der Historiker im Uebrigen sich zu beschweren nicht die mindeste Ursache hat. Die Geschichtsforschung als Wissenschaft strebt danach, die Vergangenheit als solche aufzuhellen, gleichviel an welchem Punkte. Sie ist viel zu sehr durchdrungen von der innigen Verbindung und Geschlossenheit alles Geschehens, als daß sie ihr Interesse so parteiisch vertheilen und vereinzeln sollte. Sie wird deshalb zu einem ganz andern Urtheil gelangen.

Die Vergangenheit der Völker, der Menschheit erregt ihre Wissensbegierde als Ganzes. Es ist nicht abzusehen, warum ihr irgend ein Zweig der Entwicklung eines Volkes weniger Theilnahme ablocken sollte, als ein anderer, warum ihr

die Kunst eines Zeitalters als solche weniger Interesse abnöthigen sollte, als sein Staatsleben. Wir wünschen von allgemeiner Geschichte zu hören, nicht von Einzelheiten: Rechts- und Wirthschafts-, Kirchen- und Litteraturgeschichte, und wie die verschiedenen Disziplinen heißen mögen, die man in den Dienst dieses einen Forschungstriebes gestellt hat, sind Erzeugnisse der Arbeitstheilung und eines augenblicklich befolgten, aber wahrscheinlich durchaus nicht unveränderlichen Arbeitsplanes. Denn es ist immer derselbe Volkskörper, um dessen Schicksale es sich handelt, und selbst die Personen, die die Träger dieser vielen verschiedenen, im Grunde nur fingierten Entwicklungen waren, sind in unzähligen Fällen die gleichen. Jeder einzelne von uns ist oft im Laufe eines einzigen Tagewerks nach so viel verschiedenen Richtungen hin thätig, daß er den Historikern eines künftigen Jahrhunderts als Objekt wirthschafts- wie rechts-, staats- wie geistesgeschichtlichen Studiums gelten könnte; das Leben ist eines und untheilbar, nur unsere schwache Einsicht muß es spalten und theilen, um die Arbeit bewältigen zu können.

Nun wird freilich auch die universalste Darstellung, ganz wie die Forschung, den Stoff zerlegen müssen. Auch sie ist dazu gezwungen, um seiner Herr zu werden, und für sie kommt noch die weitere Nothwendigkeit dazu, die ungeheure Masse des Gegenstandes, auch wenn sie ihn übersieht, doch auch für ihren Leser übersichtlich zu machen.

Erster Abschnitt.

Theilung und Einheit aller Geschichte.

Wollte man nun zunächst ein höchstes und allgemeinstes Theilungsprinzip alles historischen Forschens bezeichnen, man müßte doch sagen, daß Geschichte nur zweierlei sein kann: nämlich einmal Geschichte des sozialen Verhaltens der Völker und Menschen, und sodann Geschichte ihres geistigen Lebens. Als Einheit begriffen aber kann sie nur eine Verschmelzung und Verbindung beider sein.

Das Kriterium für diese beiden größten Gruppen und Kategorien alles historischen Geschehens ist leicht kenntlich zu machen: der alte Unterschied von Handeln und Schauen, von πρᾶξις und Theorie wird hier als Scheidelinie benutzt. Religion und Kunst und Wissenschaft sind die Gebiete menschlicher Thätigkeit, auf denen der von jedem irdisch-groben Lebenszweck losgebundene Gedanke vorherrscht; alles andere Thun und Treiben der Menschen zielt ab auf sehr viel realere Zwecke. In jener Sphäre herrscht der im Schauen schaffende Geist, in dieser der handelnde Wille vor. Daß sich auch die Entwicklung in Staat und Recht, in Gesellschaft und Wirthschaft, d. h. auf den Schauplätzen, auf denen sich dieses greifbarere Drama abspielt, nicht ohne geistige Thätigkeit vollzieht und daß auch Religion und Kunst und Wissenschaft sich nicht ohne ein wollendes Handeln fortbewegen, ist selbstverständlich. Auch an Grenzgebieten, deren Zuweisung zweifelhaft bleiben könnte, fehlt es nicht. Trotzdem ist die Scheidung klar genug; für die naturgemäß groben Zwecke der historischen Stofftheilung genügt sie durchaus.

1. Sozialgeschichte.

Von den beiden großen Gruppen historischen Geschehens wird die soziale immerdar die Augen zuerst auf sich ziehen. Nicht als ob geistiges Schaffen irgend hintanzusetzen, irgend geringer als alles übrige Dichten und Trachten der Menschen zu schätzen wäre, aber diese Sphäre ist von robusten, greifbaren Gebilden erfüllt; man wird sich ihr immer zuerst zuwenden, um für jene ideelle Krönung des historischen Gebäudes zuerst die Fundamente der harten Realitäten zu schaffen.

Aber warum, so wird man zunächst fragen, diese Realitäten zu einer Einheit zusammenfassen; sind nicht Staat und Gesellschaft, Recht und Wirthschaft so verschiedene Lebensgebiete, daß es unmöglich ist, sie von einem Standpunkt aus zugleich zu umfassen? Darauf wird zu erwidern sein, daß, wenn man auch dem Bedürfniß der Wissenschaft nach Arbeitstheilung nachgeben soll, oberster Grundsatz die Einheit des Ganzen und also auch seiner größten Theile bleiben muß. Jede Theilung des Stoffes soll so vorsichtig wie möglich vorgehen, soll von vornherein auf den Wiederzusammenschluß des eben Geschiedenen Rücksicht nehmen. Der Wahlspruch des getrennt Marschierens und vereint Schlagens ist wissenschaftlicher Strategie so sehr vonnöthen wie jeder anderen. Und wer zunächst diesem methodischen Prinzip zu Liebe die Einheit jener angeblich so weit von einander geschiedenen und von dem heutigen Forscherbrauch in der Regel auch durchaus getrennt gehaltenen Gebiete aufzufinden trachtet, wird doch bald finden, daß sie sich sehr überzeugend nachweisen ließe, auch wenn man den gemeinsamen Begriff der Praxis als zu weit und leer abweisen wollte. Denn alle Arten von Thätigkeiten und Handlungen, von denen Staats- und Rechts-, Gesellschafts- und Wirthschaftsgeschichte berichten, gehen ohne Umschweif auf die Zwecke aus, die menschlichem Streben als die zunächst be-

gehrenswerthen erscheinen: auf die Erwerbung von Macht, Ruhm und Besitz und auf die Befriedigung von körperlicher und seelischer Geschlechtszuneigung. Staat, Wirthschaft, Gesellschaft sind die Tummelplätze dieser vier Grundformen der praktischen Bethätigung, und das Recht, zum Theil auch die Staatsordnung suchen diesem Treiben Regel und Schranken aufzuerlegen. Von allen geistigen Thätigkeiten aber wird auch der skeptischste Moralist nicht sagen dürfen, daß sie denselben Zielen direkt und ohne jeden Umweg zustreben, mögen sie ihnen im Uebrigen auch allzuoft vorschweben. Aber zunächst will Religion Gottesverehrung und geschlechtslose Liebe verbreiten, Kunst will erfreuen und erheben, Wissenschaft belehren. Liegt auch darin ein Egoismus — und wer wollte daran zweifeln —, hat auch der Priester, der Künstler, der Gelehrte sicherlich zunächst die Lust seines eigenen Herzens oder Geistes im Auge, so ist doch was er sich und Anderen erwerben will, in jedem Falle minder greifbarer, minder realer Natur, als was der Staatsmann, der Kaufmann, der Gewerbtreibende, der Landwirth oder überhaupt der praktisch sich bethätigende Mensch erstrebt. Und es ist offenbar, daß eine Scheidung der Gebiete menschlicher Thätigkeit in zwei große Gruppen dann richtig ist, wenn beide sich nicht nur nach ihren Mitteln, sondern auch nach ihren Zwecken scheiden.

Doch, auch wenn man das zugiebt, wird man die weitere Frage erheben: warum soll diese große Gruppe historischen Lebens Sozialgeschichte heißen?

Man wird zur Noth neben Staats-, Wirthschafts- und Rechtsgeschichte auch der Gesellschaftsgeschichte einen Platz in der Reihe der historischen Disziplinen einräumen wollen, aber man wird sie schwerlich als eine allen diesen andern übergeordnete Kategorie anerkennen mögen. Und doch ist dem so, aber um es zu erweisen, wird man sich die Mühe einer methodischen Auseinandersetzung nicht ersparen dürfen.

Was nennt man und was ist in Wahrheit Sozialgeschichte?

Vielfach — und das ist die verbreitetste und zugleich engste Begriffsbestimmung — hält man für ihr Objekt diejenigen Verbände der Menschen, die nicht vorwiegend politischer Natur sind, also die Familie, den Stand, die Klasse. Diese Scheidung mag für den praktischen Betrieb der Forschung ihren Werth haben, vor allem deswegen, weil die Geschichte dieser sozialen Vereinigungen an keinem andern Ort des heutigen Disziplinenschemas um ihrer selbst willen ihre Stätte findet, sondern in der Regel nur nebenher in der Verfassungs- und Wirthschaftsgeschichte oder in dem wunderbaren Gemengsel berücksichtigt worden ist, das man bis auf den heutigen Tag Kulturgeschichte zu nennen gewohnt ist. Aber eine nähere Erwägung wird doch zu dem Ergebniß führen, daß eine solche Abzweigung unhaltbar ist. Vor allem ist nicht abzusehen, warum das stärkste und mächtigste soziale Gebilde, das es giebt, der Staat, nicht in diesen Bereich mit einbezogen werden soll. Wenn anders die Sozialgeschichte sich nicht mit den Bruchstücken begnügen will, die ihr die Verfassungsgeschichte übrig läßt, kann sie nicht darauf verzichten, den Staat zum Gegenstand ihrer Forschung zu machen. Denn einmal ist Wachsthum und Leben der anderen Einungen und Verbände fast auf allen Stufen der historischen Entwicklung nur zu verstehen in ihren Beziehungen zum Staat, in dem steten Herüber und Hinüber der tausendfachen Wechselwirkungen, das zwischen ihm und jenen obwaltet; zum Zweiten aber hieße es für die Sozialhistorie sich den Frühling aus dem Jahre nehmen, wollte sie auf die Betrachtung der geschlossensten und — in fast allen historisch beleuchteten Zeitaltern — auch bei weitem aktivsten sozialen Einung verzichten. Die Sozialgeschichte wird deshalb die Prätension erheben müssen, daß die Verfassungs- und Verwaltungsgeschichte ihr nicht nur tributär zu machen, sondern schlechthin unterzuordnen und einzugliedern sind. Mag der Nutzen der Arbeitstheilung auch dazu führen, die spezielle Erforschung dieser großen Gebiete staatlicher Bethätigung eigenen Disziplinen zu überlassen, diese Sonderforschungen

werden doch allesammt nicht nur als Grundlage, sondern geradezu als Theile sozialgeschichtlichen Studiums selbst angesehen werden müssen. Denn Verfassungs- und Verwaltungsinstitutionen sind nur die Ausdrucksformen und Werkzeuge dieser mächtigsten sozialen Organisationen, der Staaten. Zu einer solchen Auffassung führt überdies noch im besonderen die Beobachtung hin, daß für die innere Politik der Staaten doch auch allerlei lockere Einungen und Verbindungen wichtig werden, die sehr wenig Aehnlichkeit haben mit den fest geordneten und sicher geformten Institutionen des Staates und die deshalb von einer allgemeineren, weiteren Spielraum gewährenden wissenschaftlichen Betrachtungsweise besser begriffen, von einer sozialgeschichtlichen Werthung besser als von einer spezifisch verfassungsgeschichtlichen abgeschätzt und gewürdigt werden. Da sind z. B. die politischen Parteien unseres Jahrhunderts, deren Wesen als soziale Gebilde — denn auch sie sind trotz aller Lockerheit ihres Zusammenhalts solche — sicherlich auf diesem Wege tiefer verstanden wird. Und ihnen schließen sich in unseren Tagen immer mannigfaltigere Formen und Arten noch lockerer Verbindungen und Vereine an, die ebenfalls alle Einfluß haben auf die Entwicklung des Staatslebens und die alle sozialer Natur sind. Auch ursprünglich rein geistige Genossenschaften haben durch die besondere Intensität und Festigkeit ihrer Institutionen einen so geschlossenen Charakter angenommen, daß sie zuweilen die stärkste politische Bedeutung gewannen — die Kirchen, und sie bedürfen in noch höherem Grade eines noch über das spezifisch Politische, Verfassungsgeschichtliche hinausgehenden Verständnisses. Sie vertreten eine Form der sozialen Bindung, die zwar meist ebenso zäh ist, wie staatliche Bande, ja oft ihre Mitglieder noch fester zusammenschließt, die aber aus viel sublimeren, geistigeren Stoffen gewebt zu sein pflegt, als die sehr viel groberen Fesseln staatlicher Institutionen.

Aber die Zusammenhänge, die von der Klasse, dem Stand, der Familie zu Staat und Volk hinüberführen, sind nicht

die einzigen, die das Leben dieser auch dem Herkommen nach als par excellence soziale angesehenen Vereinigungen tragen und stützen. Ebenso evident, ja der bisherigen wissenschaftlichen Praxis nach noch offenbarer ist der Kontakt zwischen der gesellschaftlichen und der wirthschaftlichen Bethätigung der Völker und Volkstheile. Daß ökonomische und soziale Entwicklung unlösbar mit einander verbunden und verflochten sind, ist schon längst und auch bei der engsten Abgrenzung des Begriffes und der Aufgaben der Sozialgeschichte anerkannt worden. Und in der That ist alles das, was wir Wirthschaft nennen, und zwar Privat- wie Volkswirthschaft, nur die Verwendung materieller Güter für irgendwelche soziale oder doch soziologisch wichtige Zwecke: Produktion und Konsumtion werden für Nationalökonomie wie Wirthschaftsgeschichte nur dann wichtig, wenn sie auf die Vertheilung der Güter, d. h. einen schlechthin sozialen Vorgang einwirken. Dieser Fall tritt aber fast ausnahmslos ein, denn sogar da, wo ein Einzelner den Ertrag seiner eigenen Produktion auch lediglich selbst und allein konsumierte, würden, falls dieser Einzelne nur in irgend welchem und sei es auch dem weitesten Verband stände, trotzdem soziale Folgen eintreten. Vielleicht wären es nur negative, insofern er die konsumierten Produkte Anderen entzöge; aber diese negativen Wirkungen privater Wirthschaft sind, wie ein Blick auf allen Sozialismus und Kommunismus lehrt, nicht die unwichtigsten.

Auch die Wirthschaftsgeschichte könnte demgemäß, wenn nicht in der Praxis des Forschungsbetriebes so doch im Prinzip und dem Endziel nach in ihrem vollen Umfange als Zweig der Sozialhistorie angesehen werden.

Doch wie, wäre damit nicht einer zweiten Meinung Raum gegeben, die da behauptet, daß Sozialgeschichte nur eine Kombination von Wirthschafts- und Verfassungsgeschichte sei und die ihr wohl gar unter diesem Vorwand das Recht zu selbstständigem Dasein bestreiten will? Ich glaube doch nicht; denn einmal wäre gegen die Feinde einer solchen Kombination geltend zu machen, daß der sozialhistorische Standpunkt ein

höher gelegener ist, als der spezifisch verfassungs- oder wirthschaftsgeschichtliche, daß von ihm aus sich weitere und jedenfalls andere Perspektiven ergeben, als von jenen beiden, daß also hier nicht eine Addition zweier historischer Disziplinen, sondern ihre Verschmelzung zu einer höheren Einheit vorliegt. Sodann aber wäre auch dieses Programm, selbst wenn es acceptiert würde, noch viel zu eng. Zwei sehr nothwendige Ergänzungen würden ihm zunächst und am allermeisten noth thun.

Erstlich die Herbeiziehung der Rechtsgeschichte: denn alles Recht ist sozialer Natur. Es zielt ab auf soziale Zwecke, denn es handelt ausnahmslos von Beziehungen und Verbindungen der Menschen untereinander, es will für sie Ordnung und Regeln schaffen, und es wird gegeben, gesprochen und durchgesetzt lediglich durch die Organe sozialer Verbände, in der Regel der Staaten. Der soziale Charakter eines Zeitalters, eines Volkes, eines Standes, einer Klasse spricht sich in den Formen ihrer Rechtsprechung und Gerichtsverfassung und im Inhalt ihres Rechtes oft am untrüglichsten aus.

Zweitens muß, was von der inneren Politik der Staaten, von ihrer Verfassung, Verwaltung und Rechtsprechung gilt, auch auf ihre äußere Politik erstreckt werden. Die heute beliebte Scheidung zwischen innerer und äußerer Geschichte der Völker hat den praktischen Gründen, die für sie sprechen, zum Trotz an sich große Bedenken. Die Merkmale des Vorwiegens diplomatischer und militärischer Aktion sind äußerliche, sie haben bisher nicht immer zugetroffen und werden es vermuthlich in Zukunft noch weniger oft thun. Wo große Völker in Staatenbünde oder gar völlig selbständige Theilstaaten zerfielen, wie die Deutschen und Italiener der neueren Jahrhunderte, hat ihre, vom heutigen Standpunkt aus gesehen, innere Geschichte dieselben Formen des diplomatischen und kriegerischen Verkehrs angenommen, die sonst als Kriterien der äußeren Geschichte gelten. Und wenn einmal in Zukunft die europäischen oder gar alle zivilisierten Völker sich zu staatlichem

oder staatähnlichem Verbande zusammenschließen sollten, was man auch ohne prophezeien zu wollen zu den Entwicklungsmöglichkeiten der nächsten Jahrhunderte wird rechnen müssen, würde man von da aus zurückblickend die gesamte internationale europäische oder Weltpolitik als ähnlich zu innerer Geschichte verwandelt ansehen müssen. Dieselbe Gruppe historischer Aktionen, die heute als auswärtige Geschichte gilt, würde dann als ein Bruchtheil, und gewiß nicht der wichtigste Bruchtheil der inneren Geschichte dieser großen Völkergruppen betrachtet werden müssen. Aber auch abgesehen von diesen Zukunftsbildern, die man als leere Vermuthungen, und jenen Einzelfällen, die man als nichts beweisende Ausnahmen hinstellen könnte, es wird doch zugegeben werden müssen, daß die Skala der Assoziationen, die uns umgeben, auch noch über den Staat hinaus aufwärts weiterführt. Mag die Menschheit, als das weiteste Band, das uns umschließt, selbst heute noch kein greifbares Leben als soziale Einung führen, die Völkergruppen der zivilisierten, der europäischen, der germanisch-romanischen Nationen und der Germanen, Romanen, Slaven unter sich sind doch Verbindungen, denen bei aller Lockerheit ihres Zusammenhaltes, bei allem oder — wie man heute nur noch sagen darf — fast allem Mangel an gemeinsamen festen Institutionen doch dieser Charakter nicht völlig abgesprochen werden kann. Denn sie weisen, und wiesen zum Theil schon seit Jahrhunderten, unendlich viel gemeinsames Gut an sozialer Kultur auf. Die einzelnen Völker, die diese Gruppen bilden, stehen und standen untereinander in tausendfachen Wechselbeziehungen aller Art.

Der vorliegende Versuch aber wagt es jedenfalls, von der sozialen Greifbarkeit wenigstens einer dieser Völkergruppen auszugehen, insofern er die Geschicke der europäischen Nationen oder doch derjenigen unter ihnen, die eine führende Rolle unter ihnen eingenommen haben, erzählen will. Darzulegen, wie aus der Summe von einzelnen Staaten im Laufe

des späten Mittelalters und der Neuzeit eine Staatengesellschaft von nicht-organisiertem, wohl aber organischem Zusammenhang geworden ist, und wie die Wechselbeziehungen ihrer Theile späterhin immer lebhafter und mannigfaltiger werden, wird eine seiner Aufgaben und nicht die unwichtigste sein. Dazu drängt auch der weitere Umstand, daß nicht nur die Staaten als solche, als abgeschlossene Körperschaften, mit einander in Beziehung und Verbindung treten, sondern daß auch bestimmte Volksschichten, Volkstheile in einer Anzahl von Staaten sich mit einander zusammenschließen. Die alten und neuen internationalen Klassen- und Standeseinungen dieser Art wird man nicht vernachlässigen dürfen: die europäische Ritterschaft zur Zeit des ersten Kreuzzuges, die Sozialdemokratie unserer Tage sind zwar gewiß keine organisierten Körperschaften, aber doch Vereinigungen von sehr realer Natur. Eine ursprüngliche und in der natürlichen Ordnung begründete Gruppenbildung der Gesellschaft, die ebenfalls aller nationaler Schranken spottet, gehört mehr der Zukunft als der Vergangenheit an, aber man muß ihrer gedenken: die Emanzipationsbestrebungen der Frauen könnten vielleicht noch einmal zu sehr starken Einungen und Verbindungen führen. Und eine internationale Gemeinschaft dieser Art umspannt schon heute, schon anderthalb Jahrtausende lang ihre Glieder mit so starken Klammern und Banden, daß man sie schwerlich aus der Reihe der wirklichen, der organisierten Genossenschaften wird streichen dürfen, die römisch-christliche Kirche.

Aber überhaupt ist nicht einzusehen, warum die Geschichte der Staaten nur im Hinblick auf ihre innere Entwicklung Gegenstand der Sozialgeschichte sein soll. Denn werden sie einmal als soziale Verbindungen aufgefaßt, so ist auch ihr Verhalten untereinander, das Auf und Nieder ihres Wetteiferns und ihrer Zusammenstöße sozialhistorisch interessant. Im Prinzip muß trotz aller der Abweisungen der Praxis, die darin ganz und gar dem Bedürfniß der Arbeitstheilung und freilich auch manchem Irrthum der Methode stattgegeben

hat, daran festgehalten werden, daß auch die auswärtige Geschichte der Staaten nicht nur ein Fundament, sondern geradezu ein Theil der Sozialgeschichte ist.

Mit ihr aber ist der Kreis der Theildisziplinen beschlossen, die die Geschichte außerhalb des Bereiches der geistigen Kultur umschließt: mit der Zusammenfassung von eigentlicher Gesellschafts- und Wirthschafts-, von Verfassungs- und Verwaltungs-, Rechts- und auswärtiger Staatsgeschichte ist in der That auch die äußere Umgrenzung einer Sozialgeschichte weiten Sinnes gegeben, einer Sozialgeschichte, die in der That jenes gesammte Gebiet umfaßt, das zuerst als das der praktischen, nicht-geistigen Kultur angenommen worden war.

Nur ein letztes Bedenken ist noch zu beseitigen: man könnte zugeben, daß diese Kreise der praktischen und sozialen Kultur sich völlig decken, man könnte auch zugeben, daß die sozialgeschichtliche Zusammenfassung dieses gesammten Bereiches eine an sich berechtigte sei, aber damit wäre noch immer nicht erwiesen, daß die sozialgeschichtliche Art der Gesammtbehandlung dieses Gebietes auch die zweckmäßigste, daß sie richtiger als jede andere sei. Man könnte erklären: nun wohl, diese Zusammenfassung vom sozialgeschichtlichen Standpunkt aus mag sehr gut und berechtigt sein für die speziellen Zwecke der Sozialgeschichte selbst, aber sie braucht deshalb noch durchaus nicht diejenige sein, die dem Bedürfnisse der allgemeinen Geschichte am besten entspricht, sie braucht deshalb noch nicht den Anspruch zu erheben, die zutreffende Kategorie für die — grob gesprochen — eine Hälfte alles historischen Lebens abzugeben.

Und in der That fehlt es auch durchaus nicht an Mitbewerberinnen unter den andern Disziplinen der Historie, man hat ganz andere Standpunkte für denselben Zweck gefordert. Man hat vor Allem dem Staat alles praktische, ja sogar alles historische Leben überhaupt, auch das geistige unterordnen wollen. Man hat auch, und zwar mit demselben übermäßigen Eifer, die materiellen, die wirthschaftlichen Vorgänge zur Wurzel alles praktischen, ja auch wieder alles historischen Lebens machen wollen. Und

dennoch sind beide Anschauungen einseitig und unzureichend. Vorab ist es unzulässig, die geistige Kultur in diesen Nexus hineinzuziehen: Gedankenschöpfungen sind zum Glück der Menschen weder von staatlichen Institutionen, noch von wirthschaftlichen Zuständen so weit abhängig, daß man sie von ihnen ableiten, durch sie hinlänglich erklären könnte. Die extrem politische Auffassung der Geschichte hat darin so wenig Recht, wie die extrem materialistische. Aber auch für das kleinere Gebiet des praktischen Thuns und Treibens der Menschen sind beide als Formen und Mittel der Zusammenfassung, als Ausgangspunkte einer allgemeinen Anschauung nicht zu empfehlen. Denn der Staat ist zwar in den meisten der uns historisch zugänglichen Zeitalter die mächtigste soziale Organisation, aber er ist auch in dieser Epoche nur eine unter vielen. Auf andern Stufen der historischen Entwicklung ist er entweder gar nicht, oder in so unentwickelten Keimformen vorhanden, daß er wohl von der sozialen, nicht aber von einer spezifisch politischen Historie recht gewürdigt werden kann. Ueberdies haben die Institutionen des Rechts und der Wirthschaft, und die im engeren Sinne sozialen Gebilde der Klassen und Stände, wie der Familie, wohl vielerlei Kontakt mit dem Staat, sie sind auch von ihm in vielen Stücken abhängig, aber niemals hat er sich diese Gebiete ganz unterjocht. Auf ihnen spielen sich tausendfache soziale Prozesse ab, die an sich nichts mit dem staatlichen Leben zu schaffen haben. Ebenso einseitig aber ist jene hyperökonomische Geschichtsauffassung, die alle Rechts-, alle Staats-, alle Gesellschaftszustände allein auf Brot- und Magenfragen zurückführen will: mögen die wirthschaftlichen Verhältnisse auch noch so oft für sie das Fundament abgeben, sie sind doch nicht mit ihnen identisch: jedes soziale Gebilde, einmal entstanden und zu Kräften gekommen, lebt sein eigenes Leben, das ganz nur soziologisch zu begreifen ist, nicht aber nationalökonomisch. Weil der Baum aus seinen Wurzeln Nahrung zieht, kann doch weder sein Stamm noch seine Krone Wurzel genannt werden.

Jeder andere höhere Begriff also, den man für die Gesammtheit der Bethätigungen des handelnden Lebens der Völker aufsucht, erweist sich als unzulänglich, der der Sozialgeschichte allein deckt sie alle. Denn er vermag sie sich alle einzuverleiben, ohne dem eigentlichen innersten Wesen auch nur einem einzigen von ihnen Gewalt anzuthun: Staat, Familie, Klasse, sind soziale Organisationen, das Recht ist soziale Ordnung und die Wirthschaft nur wichtig als Objekt sozialer Bethätigung und als Grundlage sozialer Schichtung. Jene vier Faktoren aber, auf die es Staat und Recht, Gesellschaft und Wirthschaft allein abgesehen haben und von denen schon die Rede war: Macht, Ruhm, Erwerb und Befriedigung der physischen und psychischen Geschlechtsneigung sind allesammt sozialer Natur.

Und es ist selbstverständlich, daß eine solche Zusammenfassung von einem herrschenden Gesichtspunkt aus doch auch mehr als eine Aneinanderfügung der einzelnen Objekte historischer Betrachtung, mehr als eine Addition verschiedener Disziplinen ist. Sie muß alles Gemeinsame dieser Nachbarfelder, die man nur zu oft ganz getrennt bestellt hat, besser herausfinden, alle Wechselbeziehungen zwischen ihnen leichter und vollständiger auffinden, sie wird vieles in ein anderes Licht rücken, als jene Einzelwissenschaften. Zuletzt aber wird sie immer ihren eigenen Zielen zustreben und dabei dann freilich noch mancherlei Aufgaben zu lösen finden, die keine jener Sonderdisziplinen auch nur sich gestellt, geschweige denn erledigt hat. Das Wesen und die Form der verschiedenen Arten sozialer Beziehungen und Verbindungen in ihrer historischen Entwicklung zu schildern, die Mannigfaltigkeit ihrer konkreten Gestaltung, ihrer tausendfach sich kreuzenden Bahnen, ihrer Kriege und Konflikte, ihrer Annäherungen und Verschmelzungen festzuhalten und sie dabei auch auf die letzten und innersten, soziologisch ausschlaggebenden Faktoren zurückzuführen, das sind Forschungen, die der Staats- und Rechts-, der Wirthschafts- und engeren Gesellschaftsgeschichte wohl ihr

Material entleihen müssen, aber von den Sonderdisziplinen selbst in dieser allgemeinen Form in der Regel nicht getrieben werden.

Dazu aber kommt noch eine zweite Aufgabe, die für die Nothwendigkeit jener Zusammenfassung, wie einer spezifisch soziologischen Verwerthung ihrer Ergebnisse einen vielleicht noch stärkeren Beweis erbringt. Sie zielt nicht auf eine extensive, wohl aber auf eine intensive Erweiterung des Programms der Sozialgeschichte ab. Bei näherer Erwägung nämlich stellt sich heraus, daß mit einer Erklärung der Sozialhistorie als einer Geschichte der menschlichen Gemeinschaften aller Art noch nicht ihr ganzer Inhalt erschöpft, oder vielmehr eines ihrer wichtigsten Ziele wenigstens nicht ausdrücklich namhaft gemacht wäre. Denn um es sogleich mit einem Worte zu sagen, sie hat es nicht nur mit den Verbindungen der Menschen zu thun, sondern auch mit dem Einzelnen, dem Individuum, dem Menschen als Einzelwesen, dem sozialen Atom, aus dem sich alle jene Verbindungen erst zusammensetzen und das doch nicht ganz in ihnen aufgeht, sondern sehr oft einen sehr regen Trieb zu selbständiger Entwicklung beweist. Wenn der Sozialhistoriker auch zunächst immer von Neuem von den Berührungen, den Wechselwirkungen, den Kämpfen zwischen den einzelnen sozialen Gebilden, zwischen Staaten und Staaten, zwischen Staat und Ständen, zwischen Ständen und Klassen unter sich und so fort, zu berichten hat, so wird er bald finden, daß sein Interesse mindestens ebenso sehr von dem stetig wechselnden Verhältniß zwischen dem gesellschaftlichen Atom und den Verbindungen, die es eingegangen ist, also zwischen dem Individuum einerseits und dem Staat oder der Klasse oder der Familie andererseits, in Anspruch genommen wird. Ja vielleicht wird sich ergeben, daß eben aus diesem Verhältniß die wichtigsten Thatsachen der sozialen Geschichte entspringen, daß seine Wandlungen recht eigentlich epochemachend sind, daß nach ihm sich die Zeitalter der gesellschaftlichen Entwicklung der Völker scheiden. Und jedenfalls ist klar, daß

diese eine soziale Beziehung alle Zweige des praktischen Lebens beherrscht und bestimmt, daß sich ihre historische Abwandlung und Entwicklung also nur aus einer gleichmäßigen oder kombinierten Durchforschung aller seiner Einzelgebiete ergeben kann. Wie das Individuum sich zu den Verbänden und Einungen, die es rings umgeben und umschließen, verhält, kann und muß aus der staatlichen, wie der im engeren Sinne gesellschaftlichen Entwicklung, aus Rechts- und Wirthschaftsgeschichte gleichmäßig erkannt werden.

2. Geistesgeschichte.

Daß sich auch für den Bereich der Geistesgeschichte ähnliche Theilungsfragen erheben, kann nicht Wunder nehmen, denn auch hier handelt es sich um eine Zusammenfassung von Gebieten, die in der Regel noch heute jedes für sich einer oder gar mehreren Sonderdisziplinen zur Bearbeitung überlassen bleiben. Doch ist hier das Verhältniß deshalb einfacher, weil der Gesammtcharakter religiöser und künstlerischer, litterarischer und gelehrter Thätigkeit als geistiger Aktion überhaupt von Niemandem in Zweifel gezogen werden wird. Der einzige Einwand, der sich allenfalls erheben ließe, daß die Abgrenzung dieser Gruppe des historischen Geschehens nicht klar und sicher genug durchzuführen sei, daß doch auch das soziale, das politische und wirthschaftliche Leben geistige Thätigkeit erfordere, ist leicht zu erledigen, denn in religiösem, in künstlerischem, in wissenschaftlichem Schaffen waltet gleichermaßen der freie, der von jedem irdisch-groben Lebenszwecke

losgebundene Gedanke, so daß ihre Zusammengehörigkeit gegenüber allem praktischen Thun und Treiben der Menschen keinem Bedenken unterliegt. Nur darüber könnte Streit entstehen, ob die gemeinsame historische Betrachtung aller dieser so sehr weit auseinanderstrebenden Bethätigungen menschlichen Denkens und Vorstellens wirklich ertragreich genug ist, ob die Verschiedenheiten nicht die Gemeinsamkeiten überwiegen. Praktisch ist diese Frage nur erst sehr selten gelöst: zuweilen hat man Litteratur- nnd Wissenschaftsgeschichte von einem Standpunkt aus betrachtet, seltener Kunst- und Litteraturgeschichte. Auch die angeblich allgemeinen Geschichten haben in ihrem Rahmen eine solche Zusammenstellung vollzogen, aber fast immer — nur ganz wenige rühmliche Fälle ausgenommen — ist man bei einer Nebeneinanderstellung stehen geblieben und nicht bis zu einer wirklichen Zusammenfassung dieser Entwicklungsreihen vorgedrungen. Und doch spricht mehr als ein gewichtiger Grund dafür; das ergiebt schon eine kurze Besinnung auf Wesen und Art der verschiedenen geistigen Thätigkeiten.

Alle Wissenschaft ist Betrachtung und Wiederspiegelung der Welt und alle Kunst ist es nicht minder. Und noch jede Religion hat behauptet, daß sie vorhandene Wahrheiten verkünde und nach nichts anderem forsche als nach dem Woher und Wohin der Welt und der Menschheit. Nach seinem Denkinhalt ist jedes Glaubensbekenntniß nichts anderes als Metaphysik und Ethik gewesen, kurz auch wieder Wissenschaft — trotz aller Beimischung von Gefühlen und der Phantasie entsprungenen Vorstellungen. Daß die Wissenschaft mit Einschluß dieser Wissenschaft von Gott die Kunde von der Realität der Dinge und ihre Berichterstattung damit aufs gewissenhafteste dieser Realität anzupassen und ihr auf das Engste anzunähern sucht, daß die Kunst sich von dieser Aengstlichkeit freimacht und sich vorbehält, die Wirklichkeit zu steigern und aufzuhöhen oder aus ihren Thatsachen auszuwählen was ihr beliebt, dieser Unterschied ist wohl für Wesen und Form beider Geistesthätigkeiten maßgebend geworden, aber er läßt

doch auch noch die gemeinsame Wurzel erkennen. Und so prinzipiell, wie diese Gegenüberstellung es vermuthen läßt, ist in Wahrheit der Gegensatz von Wissenschaft und Kunst nicht. Wie viel Wissenschaft hat es nicht gegeben, die fast mehr Nahrung aus kombinierender, ja geradezu dichtender Phantasie zog, als aus empirisch forschender oder logisch schließender Verstandesarbeit, wie viel Gedankenmährchen, wie viel metaphysische Poesie haben die Philosophen nicht ausgesponnen, und welche noch so nüchterne Forschung könnte behaupten, ganz ohne die Hilfe einer frei ins Luftmeer der Gedanken bauenden Einbildungskraft zu ihrem Ziele zu gelangen. Und andrerseits wie oft ist die Kunst, die bildende wie die dichtende, realistisch geworden, d. h. wie oft hat sie sich nicht — gleichviel, ob zu ihrem Nutzen oder Schaden — der Wissenschaft so sehr angenähert, daß ihr Bild der Welt sich kaum von dem noch unterschied, das die Wissenschaft zu geben pflegt. Und selbst der Zweck, die psychologische Absicht, die mit diesen beiden nicht-praktischen Bethätigungen des Geistes verbunden ist, trennt sie doch nicht nur, sondern verbindet sie auch. Denn wenn die Kunst erfreuen will und die Wissenschaft belehren, so wirkt doch unendlich oft auch künstlerisches Schaffen als Offenbarung solcher Wahrheiten, denen das Forschen noch nicht nahe gekommen war; und was belohnt schließlich wissenschaftliche Arbeit, und zwar die schaffende so gut wie die empfangende, mehr, als die Freude an der Geschlossenheit und Uebersichtlichkeit der errungenen Erkenntniß, d. h. eine Empfindung, die nicht wohl anders als ästhetisch zu nennen ist. Und wie alle Künste, auch die gefühlsmäßigsten, an dieser wahrheitschaffenden, also forschenden und zum wenigsten in ihrem Ergebniß wissenschaftlichen Thätigkeit betheiligt sind, so verschaffen auch die nüchternsten Wissenschaften diesen künstlerischen Genuß. Nicht nur die Dichter haben uns in Seelentiefen schauen lassen, von denen die Forschung bis dahin nichts wußte, auch das Porträt eines Malers oder Bildhauers kann den Biographen beschämen, und wahrhaft große Musik kann

in uns das stille Sehnen erwecken, ein Gott möchte die Dinge aussprechen und klar bezeichnen, die uns hier wohl zugerufen werden, aber wie aus weiter Ferne und nur halb verständlich für unser allzu taubes Ohr. Und drüben bei den Wissenschaften steht es nicht anders: die gedankenmäßigsten Disziplinen, Logik und Mathematik, führen zu der künstlerischen Freude an der Vollständigkeit und Klarheit einer Beweisführung eben so wohl wie jede andere systematische Wissenschaft, wie etwa nationalökonomische oder juristische Deduktionen. Man spricht nicht umsonst von der Eleganz einer arithmetischen Lösung oder der einer rechtswissenschaftlichen Untersuchung, ganz zu geschweigen von den ausgesprochen ästhetischen Ambitionen historischer oder philosophischer Darstellungen.

Entstammen nun aber diese an sich verschiedenen Thätigkeiten des Geistes einer Wurzel und greifen sie so vielfach in einander über, so ist klar, daß ihre historische Entwicklung oft genug — wenn nicht immer — einheitlich bedingt und bestimmt sein muß. Es muß eine geistige Atmosphäre vorhanden sein, die, an sich noch undifferenziert, doch alle einzelnen Künste und Wissenschaften durchdringt und beherrscht. Und in der That — diese Blätter sollen möglichst viele konkrete Beweise für diesen allgemeinen Satz sammeln — giebt es bestimmte Schwankungen und Wandlungen dieser Atmosphäre, deren Spuren und Wirkungen sich in einer ganzen Anzahl von Zeitaltern in Kunst, Religion und Wissenschaft gleichmäßig nachweisen lassen. Um nur einen, den wichtigsten Fall herauszugreifen, das Verhalten zur Realität: die größere oder geringere Annäherung an die Wirklichkeit ist wirklich sehr oft in Kunst und Wissenschaft auf denselben oder einen ähnlichen Ton gestimmt. Idealismus und Realismus sind Pole, zwischen denen nicht nur die Kunst, sondern auch die Wissenschaft schwankt, nur daß man die Gegensätze hier Deduktion und Induktion, abstraktes und empirisches Verfahren heißt. Und auch die religiöse Anschauung pflegt diese Schwankungen mitzumachen, in einem gewissen Abstand, denn

alle Religion ist der Wirklichkeit fremder und ferner, als die voraussetzungslose Wissenschaft, aber die höhere oder geringere Schätzung der übernatürlichen, der „geoffenbarten“, transscendenten Elemente des Glaubens einerseits, die schwächere oder stärkere Betonung der historischen Erforschung geglaubter Thatsachen andrerseits lassen auch hier die Wirkungen jener allgemeinen geistigen Wandlungen oft genug deutlich erkennen. Und, was das Entscheidende für diese Beweisführung ist, die Linien dieser drei oder mehr Entwicklungsreihen, um die es sich handelt, offenbaren gewiß nicht immer, aber erstaunlich oft einen genauen Parallelismus.

Aus allem dem folgt, daß es eine Geschichte der geistigen Kultur geben muß, die nicht nur aus einer Addition ihrer einzelnen Zweige besteht — eben die Geschichte jener allgemeinen Abwandlungen des nicht-angewandten, nicht-praktischen Denkens und Dichtens der Menschen. Und dabei wiederholt sich nur ein Verhältniß, das schon innerhalb der Kunst- und der Wissenschaftsgeschichte zu beobachten ist. Denn wie es nicht nur eine Geschichte der Baukunst, der Bildhauerei, der Malerei und so fort, sondern auch eine allgemeine Geschichte der bildenden Kunst giebt, wie sich auch über der Geschichte der einzelnen Disziplinen, der Philosophie, der Naturforschung, der Geschichte, der Jurisprudenz, eine allgemeine Wissenschaftsgeschichte erheben muß, so wird alles dies und die Geschichte der religiösen Anschauung in einer universalen Geistesgeschichte gipfeln.

Und das Amt einer solchen wird nicht nur sein, die Ergebnisse der Zweigforschungen zusammenzutragen und jene ausschlaggebenden Wurzelphänomene aufzufinden, sondern auch die überaus mannigfaltigen Wechselbeziehungen zwischen ihnen aufzusuchen, deren es zahllose giebt und die doch so oft von der wissenschaftlichen Arbeitstheilung und ihrem Sondergeist unbeachtet bei Seite gelassen werden.

3. Universalgeschichte.

Sowohl die Sozial- wie die Geistesgeschichte der Kultur werden dergestalt in ihrer Einheit bewahrt bleiben müssen. Nur wird die Rücksichtnahme auf dieses jedes Mal einheitliche Ziel nicht ausschließen können und dürfen, daß zuerst die einzelnen Zweige der sozialen wie der geistigen Entwicklung jeder für sich und besonders behandelt werden. Und dieser Gliederung nach unten wird der Zusammenschluß nach oben entsprechen müssen und als Krönung der Pyramide wird an der Spitze eine Kombination der sozialen und der geistigen Entwicklungsreihen nicht fehlen dürfen.

Daß sie nothwendig ist, dafür spricht zur Genüge die Einheit und Einheitlichkeit alles menschlichen, also auch alles historischen Lebens, von der diese Bemerkungen ausgegangen sind. Aber auch darüber hinaus fehlt es nicht an wechselseitigen Beziehungen, an Einwirkungen und Gemeinsamkeiten der verschiedensten Art, die alle zu einer solchen letzten Verknüpfung aller Fäden hinführen.

Wie unsäglich ertragreich müßte es sein, die Summe der Sozialgeschichte vom rein geistigen Standpunkt aus zu ziehen, festzustellen, was sich in Staat und Gesellschaft, Recht und Wirthschaft an Gedankenthätigkeit geltend gemacht, inwiefern Phantasie sich auch in diesen harten Realitäten des Daseins wirksam erwiesen habe. Denn es giebt auch eine staatenbauende, eine rechtschaffende Vorstellungskraft, und wer will entscheiden, ein wie großer Bruchtheil menschlicher Verstandesbethätigung auf die Bildung und Leitung sozialer Einungen und Beziehungen verwandt worden ist. Alte und neue Philosophen haben von diesem Standpunkt aus die gesammte soziale Entwicklung wie einen logischen Prozeß aufgefaßt. Und sie haben dabei insofern gewiß ein gutes Recht auf ihrer

Seite, als alle sozialen, politischen und materiellen Einrichtungen ebensowohl als Auswirkungen des Geistes der Menschheit oder der einzelnen Völker angesehen werden können, als ihr religiöses, künstlerisches, wissenschaftliches Schaffen. Wird diese Auffassung soweit getrieben, daß die Weltgeschichte sich in eine Kette von logischen Sätzen und Gegensätzen verflüchtigt, so wird man ihr nicht folgen können; beschränkt sie sich aber darauf, in den Wandlungen der Staats- und Gesellschaftsgeschichte Emanationen einer geistigen Kraft zu sehen, die, oft gewiß unbewußt, doch gewissermaßen mit den Institutionen experimentiert, um zu einem befriedigenden Ziel zu gelangen, so ist nicht abzusehen, was man dagegen einwenden könnte. Man wird Hegels Geschichtsphilosophie nicht in ihrer Totalität acceptieren dürfen und Gabriel Tardes soziale Logik im Prinzip billigen müssen, ohne übrigens von der einen nicht viel lernen, und gegen die andere nicht gewisse einzelne Vorbehalte machen zu können [1]).

Augenfälliger aber, und vielleicht auch wichtiger ist die soziale Bedeutung gewisser Zweige der geistigen Entwicklung, ja ihrer Gesammtheit selbst. Was darunter zu verstehen ist, muß um so sorgfältiger erörtert werden, als nicht Jeder sogleich geneigt sein wird, zuzugestehen, daß es überhaupt litterar- oder kunst- oder wissenschaftsgeschichtliche Thatsachen giebt, die einer sozialgeschichtlichen Interpretation bedürfen.

Zunächst sind Grenzgebiete vorhanden, deren Zuweisung an die eine oder andere Kategorie historischen Lebens zweifelhaft sein könnte: so die Geschichte der Geselligkeit, d. h. der zartesten und feinsten, aber auch flüchtigsten sozialen Beziehungen, die Menschen mit Menschen verbinden. Diese Bande sind so locker, daß hier mehr das Bindemittel, als die Verbindung selbst für den Historiker in Betracht kommen kann, und das

[1]) Zu der Aufstellung des obigen Prinzips bin ich weder durch Hegel, noch Tarde geleitet worden; sie ist nur die komplementäre Ergänzung der sogleich zu erörternden Forderung, Geistesgeschichte soziologisch zu interpretieren.

ist geistiger Natur. Noch offenbarer wird der Zwiespalt in der Geschichte des religiösen Lebens: so weit sie sich auf den Inhalt des religiösen Gedankens, vor allem also auf das Dogma bezieht, gehört sie unzweifelhaft zunächst der geistigen Entwicklung zu, und insofern sie in festen Verbindungen und Institutionen Gestalt angenommen hat, soweit sie Kirchengeschichte ist, ist sie ebenso unzweifelhaft vorwiegend sozialhistorischer Natur. Aber diese Theilung läßt sich in der Praxis des Historikers durchaus nicht überall klar durchführen und die Natur der Dinge selbst weist dieselbe Unklarheit auf. Alles religiöse Leben nicht nur, sondern auch das Dogma selbst wurzelt tief im Ethischen: keine Religion, die nicht die umfassendsten Moralvorschriften aufstellte und also auf das soziale Verhalten der Menschen aufs Nachdrücklichste einzuwirken bestrebt wäre. Hier also finden sich Theile der geistigen Entwicklung, die der sozialen aufs engste verwandt sind, die sie bestimmend beeinflussen wollen, aber natürlich auch von ihr aufs stärkste beeinflußt werden. Denn diese kirchliche aber doch religiöse Ethik ist natürlich, wie jede andere Sittenlehre nicht nur ein Versuch, das praktische Handeln der Menschen zu leiten, sondern auch ein Erzeugniß der innersten Tendenzen dieses Handelns selbst: noch ist keine Moral erdacht worden, die nicht zum Theil schon geübt worden wäre.

Ganz analoge Erscheinungen bietet mehr als eine der Wissenschaftsgeschichten dar: auch die Ethik der Philosophen hat von je praktische Einwirkungen auf das sittliche, und also auf das soziale Leben bezweckt, die Arbeit der Soziologie, der Nationalökonomie und der Jurisprudenz zielt ausdrücklich auf ähnlich praktische Zwecke ab. Alle diese Theoretiker wollen sich nicht am Schauen und Erkennen genügen lassen, sie wollen befehlen. Und wie alle ihre Weisungen bestimmt sind, soziale Beziehungen zu beherrschen, so stehen sie auch unter dem Einflusse der bestehenden sozialen Zustände. Hin und wieder finden sich auch in andern Gebieten der geistigen Produktion Ansätze und Keime zu ähnlichen Einwirkungen: in

unseren Tagen ist bei Poeten und Malern eine Richtung des Schaffens aufgekommen, die fast ebenso viel, wenn nicht mehr sozialpädagogische, wie ästhetische Zwecke verfolgt. Und wie alt sind die moralischen Tendenzen der Kunst überhaupt.

So mannigfaltig aber auch diese sozialgeschichtlich bedeutsamen Einzelerscheinungen in der Entwicklung der geistigen Kultur sein mögen, so sind es doch im Grunde nur die an der Oberfläche liegenden, die greifbarsten von diesen Wechselbeziehungen, die damit erst genannt sind. Es giebt noch viel tiefer greifende Gemeinsamkeiten zwischen den beiden Gruppen des historischen Lebens. In einem gewissen Sinne kann für eine soziologische, eine spezifisch sozialgeschichtliche Betrachtungsweise das gesammte Gebiet der geistigen Kultur nicht zur völligen Beherrschung, wohl aber zur Ausbeutung für ihre besonderen Werke in Anspruch genommen werden. Denn am letzten Ende wird selbst gegen ein so weitgestecktes Programm der Sozialgeschichte, wie es hier entwickelt worden ist, noch immer der Vorwurf der Unvollständigkeit erhoben werden können. Auch die Zusammenfassung von Staats- und Gesellschafts-, Rechts- und Wirthschaftsgeschichte erschöpft noch nicht die Gesammtheit aller Beziehungen der Menschen untereinander, auf die schon Wort und Begriff sozial hinweisen. Nimmt man es ernst mit dem freilich maßlos weit reichenden Sinn dieser Bezeichnung, so müssen schlechthin alle, nicht nur die praktischen Berührungen und Verbindungen zwischen Mensch und Mensch darunter verstanden werden — also auch die geistigen.

Gewiß nicht alle Phänomene der geistigen Entwicklung der Völker ohne Unterschied sind auch in diesem allgemeinsten Sinne sozialgeschichtlich bedeutsam, aber es sind weder die wenigsten, noch die unwichtigsten, die in Betracht kommen. Sie aufzufinden, dazu führt das eigene Bedürfniß der engeren Sozialhistorie selbst.

Die umfassenden sozialen Gebilde, die Stände, die Klassen und namentlich die Völker wären in ihrem Wesen noch nicht

völlig begriffen, wollte man nur ihre Abgrenzung und ihre Zusammensetzung, ihre materiellen Fundamente und ihre politischen Wirkungen erforschen und sie in dem bisher festgehaltenen Sinne sozialgeschichlich würdigen. Denn sie alle führen auch ein geistiges Dasein, das von sehr wesentlicher Bedeutung für ihre Gesammtentwicklung, also für ihre Fortbildung als sozialer Körperschaften ist. Wer wollte leugnen, daß die Besonderheit der mächtigsten Genossenschaften und Einungen, die es giebt, der im Staat organisierten Völker durch die Schilderung ihrer politischen Institutionen und ihrer wirthschaftlichen Verhältnisse noch durchaus nicht umschrieben ist, daß Brauch und Sitte, Sprache und Glauben, Kunst und Wissenschaft ihr innerstes Wesen oft sehr viel deutlicher hervortreten lassen, als jene. Die Eigenart einer Nation, für die wir Deutschen das schöne Wort Volksthum haben, ist oft viel mehr in diesen Imponderabilien zu suchen — um Bismarcks unübertrefflichen Ausdruck zu brauchen —, als in den handgreiflichen Thatsachen des Staats- und Wirthschaftslebens. Von den Gliedern eines Volkes aber, von seinen Stämmen läßt sich dasselbe sagen, und der Charakter der alten Geburtsstände, des Adels und des Bürgerthums, hat sich in ihrem geistigen Leben oft ebenso scharf ausgedrückt, wie in ihrer politischen und wirthschaftlichen Aktion. Und selbst die Eigenthümlichkeit der heutigen Klassen, die als Berufsstände sich weit weniger von einander absondern als die alten Geburtsstände, wird sich nicht völlig kennzeichnen lassen, ohne daß man ihrer sehr verschiedenen Theilnahme an dem ideellen Leben ihres Volkes gedächte. Auch dem politischen Parteileben unserer Tage, das doch wahrlich nicht durch Ideenreichthum ausgezeichnet ist, fehlt es nicht an der Beimischung wissenschaftlicher und selbst künstlerischer Ueberzeugungen und Bestrebungen. In dem politischen Streit wird zuweilen doch auch die Frage, ob man bestimmte Richtungen in Wissenschaft und Kunst hemmen oder fördern solle, zum Gegenstand des Kampfes.

Und selbst unabhängig von vorhandenen sozialen Gebilden treten die geistigen Zustände assoziierend, gruppenbildend auf. Man denke nur an die Abstufung, die heute der Unterschied der Bildung in einer Nation herbeiführt, an die Schichtung der Halb-, der soi-disant- und der Wirklich-Gebildeten, die keineswegs zusammenfallen mit der wirthschaftlichen Gliederung, und denen doch nicht alle soziale Bedeutung abzusprechen ist, so wenig sie auch den Klassen etwa an Robustheit und Greifbarkeit gleich kommen. Ist es nicht eine der wichtigsten sozialgeschichtlichen Fragen, ob die ökonomisch geschiedenen Volksschichten auch durch die Kluft einer Verschiedenheit der Bildung getrennt sind? Man denke ferner an die kirchlichen Parteien, und endlich selbst an die lockeren Gemeinschaften, die oft ohne jede Organisation dennoch ihren Angehörigen oft das Leben weit mehr als alle anderen Körperschaften bestimmen, deren sozialer Charakter fast ganz verblaßt ist und doch nicht völlig verneint werden kann — an die künstlerischen oder wissenschaftlichen oder religiösen Vereine aller Art und Gattung, an denen die moderne Gesellschaft so reich ist. Und führen, nicht selbst die ganz ungreifbaren, gar nicht organisierten Gruppen, die das geistige Leben unserer Tage zu unsichtbaren Einungen zusammenfaßt, ein sozial wirksames Dasein — etwa die Gemeinden, die sich heute um Richard Wagner oder Friedrich Nietzsche schaaren, oder die älteren, die sich mit Goethes Geist durchdringen, die Beethovens Musik pflegen wollen? Offenbar ist hier die Grenze erreicht, wo sich die soziale Wirkung ins Leere und Ungewisse verliert, aber ganz zu leugnen ist sie auch da noch nicht.

So ist also offenbar, daß die eine große Aufgabe der Sozialhistorie, die Geschichte der Assoziationen, der Verbindungen und Genossenschaften vollständig nur mit Hilfe der Geistesgeschichte gelöst werden kann. Aber auch die Durchführung der andern, die Geschichte des Verhältnisses zwischen diesen Genossenschaften und dem sozialen Atom, aus dem sie alle zusammengesetzt sind, dem Individuum, kann dieses Bundes

nicht entbehren, ja vielleicht hat sie von ihm noch höheren Gewinn zu erwarten. Jenes Oszillieren zwischen zentripetalem und zentrifugalem Verhalten des Einzelnen, das ewige Schwanken des Individuums zwischen der Neigung, sich an die Gemeinschaften, die es rings umgeben, anzuschließen, oder sie von sich abzustoßen und sich eigenmächtig zur Geltung zu bringen, offenbart sich im religiösen, im künstlerischen, im wissenschaftlichen Leben der Völker oft viel untrüglicher als in ihren politischen und wirthschaftlichen Zuständen. Ja vielleicht findet sich, daß die großen Gegensätze, zwischen denen sich Kunst und Wissenschaft bewegen, Realismus und Idealismus, Induktion und Deduktion hin und her bewegen, mit diesen beiden Polen der sozialen Bewegung in gewissem Sinne ebenso zu identifizieren sind, wie je zwei von ihnen selbst mit einander am letzten Ende zusammenfallen. —

Nun könnte es scheinen, als ob bei einer Kombination der sozialen mit der geistigen Geschichte jener zuletzt doch der bei weitem größere Antheil zufallen müßte, als ob das universale Gesammtergebniß, das erstrebt wird, wesentlich sozialhistorisch gefärbt sein würde. Und doch ist dem nicht so, denn über dieser an sich allerdings vorwiegend soziologischen Würdigung des historischen Prozesses erhebt sich noch eine andere, höhere, eine psychologische Anschauung, die als solche weit mehr der Geschichte des menschlichen Geistes als der der menschlichen Gesellschaft angehört. Denn was ist Geschichte anderes als Geschichte des Wollens und Fühlens, des Vorstellens und Denkens, also der geistigen Funktionen der Menschen. Hinter aller Realität der Welt des Handelns verbirgt sich nur der wollende Geist. Daß Voltaire vom Geist der Zeiten als dem eigentlichen Objekt der Geschichte sprach, hat einen tiefen Sinn. Man muß diesen Ausspruch beim Worte nehmen, gleichviel ob seinem Urheber diese Bedeutung schon ganz erschlossen war oder nicht.

Und nicht nur dieses Wollen, das allem Handeln, allem äußeren Geschehen, allen sozialen Institutionen und Beziehungen

zu Grunde liegt, ist seelischer Natur, es wird überdies auch fort und fort von anderen psychischen Thätigkeiten beherrscht und bestimmt; Gefühl, Phantasie und Verstand sind immerdar am Werke es zu beeinflussen und zu lenken[1]). Und vielleicht ist das letzte Ergebniß aller der universalhistorischen, auf Geistes- und Sozialgeschichte zumal gegründeten, Untersuchungen, die hier geführt werden sollen, ein Beitrag zur Geschichte dieser einzelnen Thätigkeitsformen des Geistes; vielleicht findet sich, daß den einzelnen Epochen einer solchen Universalgeschichte das letzte entscheidende Merkmal durch den Wandel und Wechsel aufgeprägt ist, der in dem Vorwalten jener verschiedenen Funktionen des menschlichen Geistes nachzuweisen ist; vielleicht ist es möglich, aufzudecken, daß Wollen und Denken, Fühlen und Vorstellen zu verschiedenen Zeiten auch in verschiedenem Maße das geistige wie das soziale Leben der Völker bestimmt haben.

[1]) Ich weiß recht wohl, daß die moderne Psychologie nicht viel übrig hat für das Recht dieser alten Theilung. Aber mir scheint, sie ist für die nothwendig groben Zwecke der Historie noch wohl anwendbar.

Zweiter Abschnitt.

Systematische Hilfsmittel.

Man sieht, der Vereinigung der zwei Hauptkategorien des historischen Geschehens, der Verbindung und Verknüpfung dieser beiden großen und der zahlreichen partiellen Entwicklungsreihen, aus denen sich alles geschichtliche Leben zusammensetzt, sind Aufgaben genug gestellt. Sie zu lösen wie den besonderen Erfordernissen der Einzeldarstellungen gerecht zu werden, die vorauf gehen sollen, wird es indessen eines methodischen Hilfsmittels bedürfen, das der Historiker dem Arsenal seiner eigenen Wissenschaft nicht entnehmen kann, nämlich der Anwendung systematischer Erkenntnisse.

Es handelt sich dabei, um es kurz zu sagen, um das Verhältniß der Historie zur Philosophie. Denn darf man unter diesem ehrwürdigen, wenngleich oft mißbrauchten Namen auch heute noch alle systematische Kunde von Welt und Menschheit zusammenfassen, so ist sie allein unter den Wissenschaften auf die Totalität der Erscheinungen gerichtet. Und im Staat der Gelehrten herrscht eigentlich nur dann gute Ordnung, wenn die monarchische Stellung dieser Königin der Wissenschaften, aller Wissenschaften nicht angetastet ist. Oft genug zwar hat die Herrscherin ihres Amtes übel gewaltet, sie hat selbst ihren Thron verlassen, um den Gespinnsten ihrer Phantasie nachzujagen, aber eben so oft haben ihr auch die Schwestern die Erfüllung ihrer Aufgabe erschwert, indem sie ihr nicht die Dienste leisteten, die ihnen wie der Gekrönten gleich nützlich und unentbehrlich sind. Denn nur dann kann die Philo-

sophie ihre hohe Stellung aufrecht erhalten, wenn ihr von den Sonderdisziplinen Resultate übergeben werden, die ihrem allgemein-gerichteten Bedürfniß schon einigermaßen angepaßt sind; sie dürfen sich nicht allzusehr an die Einzelheit, an das Bruchstück des Geschehens verlieren. In ihrer Eigenschaft als Soziologie z. B., wünscht die Philosophie nicht die Natur der Staaten, d. h. aller je gewesenen oder noch bestehenden Staaten, sondern das Wesen des Staates zu ergründen, und will ihr nun die Geschichtsschreibung, wie recht und billig ist, hierfür ihre Dienste antragen, so muß sie das Material, das sie herbeischafft, schon ein wenig so zubereiten, daß es diesem Zweck zu dienen vermag. Sie wird zwar gewiß nicht die Rolle der Philosophie selbst übernehmen dürfen, sie wird nicht letzte, allgemein gültige Sätze über Völker und Menschenleben aufstellen können. Denn dazu fehlt ihr einmal die volle Hälfte des nothwendigen Fundaments, die Kenntniß der heutigen Zustände nämlich, und sodann die eigenthümliche Methode philosophisch-systematischer Forschung. Aber will sie derartige letzte Ergebnisse vorbereiten helfen, will sie der Philosophie recht dienen, so wird sie ihre eigene Forschungsweise der philosophischen in etwas annähern müssen.

Doch vielleicht erhebt sich gegen eine solche Forderung der trotzige Einwand, den die Historiker unseres Jahrhunderts nur zu oft geltend gemacht haben: daß die Historie sich selbst genug sei und deshalb keine anderen, ihr ursprünglich fremden Bedürfnisse zu befriedigen habe. Solch wissenschaftlicher Ressort- und Disziplin-Partikularismus ist nun zwar in sich unhaltbar, denn wir Gelehrten alle sollen der und nicht einer Wissenschaft dienen; aber er schädigt in seinen Konsequenzen auch die Geschichtsschreibung selbst. Denn der könnte die Philosophie mit allem Recht entgegenhalten: tua res agitur, dein eigenes Interesse steht hier ebenso wohl auf dem Spiel wie meines. Die Vertiefung, die eine philosophische Disziplinierung des Historikers mit sich bringt, kommt der Geschichte selbst zu gut.

Sucht man mit einem Blicke alle bisherige Geschichtsschreibung, von Herodots Zeiten bis auf den heutigen Tag zu überschauen, so drängt sich eine Beobachtung dem unbefangen forschenden Auge vielleicht am häufigsten und nachdrücklichsten auf: die Historie hat sich immer dann besonders selbstzufrieden, aber auch besonders genügsam auf beschreibende Berichterstattung von den Ereignissen beschränkt, wenn sie der lebendigen Berührung mit den systematischen Wissenschaften am wenigsten theilhaftig war, und sie hat dann den weitesten Ueberblick über die Dinge gewonnen und an sich selbst die ehrgeizigsten Forderungen in Hinsicht auf die Erforschung des ursächlichen Zusammenhanges der menschlichen Handlungen gestellt, wenn sie diese Berührung am fleißigsten aufgesucht hat. Der Grund liegt sehr nahe: die Geschichtsschreibung ist als solche immer zuerst versucht rein beschreibend vorzugehen, als einziges Dispositionsprinzip die Zeitfolge anzusehen und nach dieser chronologischen Ordnung ein im übrigen völlig ordnungsloses Konglomerat von Nachrichten darzubieten. Nur in Anlehnung an die systematischen Wissenschaften kann sie über den so entstehenden Wirrwarr der Einzelthatsachen Herr werden; eine Sozialgeschichte ohne Zuhilfenahme der Soziologie, eine Kunstgeschichte ohne ästhetische Grundlagen und eine Wissenschaftsgeschichte ohne Bezugnahme auf den Aufbau der Disziplinen, deren Entwicklung sie erzählt, ist undenkbar. Man kann nicht die Geschichte der Staaten und Klassen erzählen, ohne zu wissen, wie Soziologie und Politik ihr Wesen erklären und ihre Funktionen zergliedern, man kann nicht Kunst- oder Litteraturgeschichte treiben, ohne sich über die Natur und die einzelnen Arten der Kunstübung zu informieren; die Wissenschaftsgeschichte endlich wird sich von der Theorie des gelehrten Erkennens über die Ziele und das Wesen forschender Thätigkeit unterrichten lassen müssen.

Zergliedert man die Folgen einer Einwirkung systematisch-philosophischer Muster auf die historische Forschung im Einzelnen, so ergiebt sich eine ganze Skala der mannig-

faltigsten Vortheile. An die elementarsten von ihnen soll hier nur im Vorübergehen erinnert werden. Einmal ist alle Eintheilung des historischen Gesammtstoffes etwa in soziale und Geistes-Geschichte, wie es hier geschehen ist, oder in politische, Wirthschafts-, Litteratur-, Kunstgeschichte und so fort, nur von der entsprechenden Eintheilung der systematischen Wissenschaften hergenommen. Und, daß auch innerhalb aller dieser einzelnen Kategorien historischer Darstellung demselben Einfluß eine Fülle von Eintheilungsprinzipien zu danken ist, so etwa die Trennung von Verfassung und Verwaltung innerhalb der inneren Staatsgeschichte, oder die gesonderte Entwicklung von Kron- und Parlamentsrechten, Gesetzgebungs- und Steuerbewilligungsrecht innerhalb der Verfassungsgeschichte, das alles sind wir Historiker nur allzusehr geneigt zu vergessen. Eine solche Sachtheilung verhilft aber ferner erst dazu, die richtigen, d. h. die wirklich zu einander gehörigen Entwicklungsreihen und Kausalzusammenhänge aus dem Geröll lediglich chronologisch geordneter Nachrichtenmassen auszusondern. Und weiter kann aus solcher Eintheilung nur auf systematischem Wege eine vor- und rückwärts vergleichende, und so die Aenderungen, d. h. die Entwicklung feststellende, also entwickelnde Geschichtsschreibung hervorgehen. Sodann ist die Forderung, in diesem fortschreitenden Prozeß so viel, so oft und so weit rückwärts, wie nur möglich, kausale Zusammenhänge aufzusuchen, keine an sich historische, sondern wiederum eine systematisch-philosophische. Es giebt noch heute sehr viele Historiker, und hat früher fast ausschließlich solche gegeben, die dieses Verlangen als völlig unberechtigt ansehen.

Endlich aber reiht sich diesen formalen, methodischen Einwirkungen auch ein materieller Vortheil an, den die Berührung mit den systematischen Wissenschaften für die Historie mit sich führt: es ist die Erlangung einigermaßen zureichender, objektiver Maßstäbe für die Würdigung und Abschätzung alles Geschehens. Oder wie sollte Rechtsgeschichte getrieben werden können, ohne sichere Anschauungen von den höchsten

Zwecken des Rechts, oder Kunstgeschichte ohne sehr konkrete Ansichten von den Zielen und Aufgaben künstlerischen Schaffens, oder Philosophie- und Religionsgeschichte ohne eine geschlossene und gefestigte Weltanschauung.

Aber von diesen allgemeinsten Einwirkungen der Methoden und der Ergebnisse systematischer Wissenschaft auf die Geschichtsschreibung soll jetzt nicht die Rede sein. Hier ist nur Näherliegendes zu erörtern.

Erstlich nämlich ist eine Darstellung wie die hier vorliegende genöthigt, sich über eine Anzahl von Grundbegriffen zu verständigen, um über exakt abgegrenzte und sich stets gleich bleibende Bezeichnungen wenigstens für die wichtigsten Gebilde und Vorgänge des historischen Lebens zu verfügen. Denn es ist nicht abzusehen, wie eine sozialgeschichtliche Schilderung bestehen könnte, ohne einen bestimmten und präzis erläuterten Begriff zu haben von den hauptsächlichsten Formen der sozialen Gebilde, von Staat und Gesellschaft, Stand, Klasse und Familie, und von den treibenden Kräften und Tendenzen der sozialen Prozesse, also etwa von individualistischen und assoziativen Strömungen und ihren verschiedenen Arten. Und ebenso wenig kann eine Geschichte des Phantasieschaffens der Völker zu ihren allgemeinsten Zielen, zur Abgrenzung und Charakterisierung großer Perioden gelangen, wenn sie sich nicht klar wird über die Beschaffenheit der großen Bewegungsformen, die sich des litterarischen und künstlerischen Lebens bei stetem Wechsel bemächtigen, über das Wesen idealistischer und realistischer Kunstübung. Endlich wird auch die Geschichte der wissenschaftlichen Produktion nicht umhin können, sich wenigstens über die Natur der polaren Gegensätze, zwischen denen gelehrte Arbeit zu oszillieren pflegt, über Induktion und Deduktion, abstraktes und empirisches Forschen bestimmte und unverrückbare Ideen zu bilden.

Das Verhältniß zwischen den historischen und den philosophisch-systematischen Wissenschaften sollte im Grunde der Art sein, daß die letzteren der Geschichtsschreibung ein klar und

übersichtlich quadriertes Netz systematischer Normen und Begriffe darbieten, damit sie es mit den konkreten Erträgen ihrer Forschung anfülle. Daß diese Ergebnisse historischer Arbeit sehr häufig dazu führen werden, die Lineamente des Systems anders zu formen, ist selbstverständlich; zunächst aber wird der Historiker von ihnen ausgehen und sich deshalb über sie von Grund aus orientieren müssen. Ja noch mehr, da wo die Hilfe systematischer Erkenntniß versagt — und das ist häufig genug der Fall —, wird er diese ihm ursprünglich fremde Aufgabe auf sich nehmen und selbst das Fundament, das ihm fremde Hände nicht gelegt, schaffen müssen.

In einem zweiten Punkte wird die innige Berührung historischer Arbeit mit systematischer Forschung auf die Gestaltung der eigensten Aufgabe der Geschichtsschreibung Einfluß gewinnen. Alle Systematik dringt auf Vereinfachung und Reduzierung, auf Unifizierung der konkreten Kenntniß zu einheitlichen, übersichtlichen Resultaten. Daß sich daraus eine Reihe von Forderungen ergiebt, die die Historie nöthigen, lange Ereignißreihen zusammenzufassen, sie nicht allein Schritt für Schritt beschreibend zu verfolgen, sondern durch stetes, vor- und rückwärts schauendes Vergleichen zu weit ausgreifenden Gesammtanschauungen zu gelangen, davon ist schon die Rede gewesen. Aber dieser Vergleichung des Früheren und Späteren, dieser Vergleichung im Längsschnitt muß sich aus den gleichen systematischen Gründen ein Vergleichen des zeitlich Nebeneinanderliegenden gesellen, eine Vergleichung im Querschnitt. Eben die Verbindung und Vereinigung von Sozial- und Geistesgeschichte zu einer Einheit, und die Zusammenfassung der zahlreichen verschiedenen Zweige des historischen Geschehens in diese beiden großen Gruppen und Kategorien, von der hier zu Anfang die Rede war, ist nichts als eine Konsequenz dieser allgemeinen systematischen Forderung. Aber außer dieser generellen Kombination, die jede allgemeine historische Darstellung auch nur einer einzelnen nationalen Entwicklung oder eines Zeitabschnittes aus ihr erheischen

würde, erwächst dem vorliegenden Versuche aus seiner internationalen Aufgabe noch eine besondere ähnlich geartete Pflicht, Nebeneinanderliegendes zusammenzufassen und durch Vergleichung zu einer höheren Einheit zu erheben. Wenn es gilt, die Geschichte der europäischen Nationen, oder doch der führenden Glieder dieser Völkergesellschaft zu skizzieren, so kann der Zweck einer solchen Schilderung unmöglich mit der Nebeneinanderstellung, der Addition einer Anzahl von Nationalgeschichten erfüllt sein. Selbst wenn dieser Versuch nach Art älterer universalgeschichtlicher Darstellungen in der Hauptsache nur von den äußeren Zusammenstößen und den sonstigen völkerrechtlichen Beziehungen der einzelnen Nationen untereinander sprechen wollte, so dürfte es bei einem solchen Verfahren und einzelnen gelegentlichen Ausblicken und Aperçus nicht sein Bewenden haben. Es wird in den diesen Dingen gewidmeten Abschnitten nicht nur von dem äußern Schicksal der einzelnen Staaten, sondern auch von der Entwicklung der europäischen Völkergemeinschaft als eines sozialen Gebildes, wenn auch lockerer Natur, Bericht erstattet werden müssen, umsomehr als die Forscher der nun schon Jahrzehnte lang mit so großer Vorliebe angebauten auswärtigen Staatsgeschichte bisher derartiges nicht unternommen haben. Und vollends um das Ergebniß der übrigen sozial- und der geistesgeschichtlichen Abschnitte würde es übel bestellt sein, sollten sie nationalgeschichtlich zersplittert bleiben. Gewiß, das nächste Bedürfniß der Historie, als einer Berichterstattung vom Verlauf der Dinge, würde nichts anderes verlangen, aber eine an systematischem Muster geschulte, eine philosophisch disziplinierte Geschichtsschreibung wird sich dabei nicht beruhigen können. Den entsprechenden systematischen Wissenschaften kommt es nicht darauf an, die Natur des französischen oder englischen Staates, sondern des Staates überhaupt zu ergründen, oder in einem andern Fall, nicht von dem Klassizismus der französischen Kunst, sondern von dieser Form stilisierend-idealistischen Epigonenthums überhaupt zu hören. Also ergiebt sich von vornherein

die Forderung, alle diese einzelnen nationalen Kulturentwicklungen, soweit ihre Bahnen auch oft divergieren mögen, zu vergleichen, um so weit als möglich die ihnen allen gemeinsamen Zustände und Tendenzen auszusondern und als solche kenntlich zu machen. Und damit ist für den bei weitem größten Theil der neuen, ja selbst der neuesten Zeit, dem systematischen Zweck, soweit er sich auf die Entwicklungsformen der modernen, gesteigerten Zivilisation beschränkt, der Dienst geleistet, den die Historie überhaupt[1]) der systematischen Soziologie der Aesthetik oder der Theorie des wissenschaftlichen Erkennens erweisen kann. Denn bis zum Ausgang des achtzehnten Jahrhunderts waren die führenden, die repräsentativen Völker Europas auch die Träger der menschlichen Kultur und in der Hauptsache sind sie es noch heute.

Daß die Grundlagen für einen solchen Versuch, die europäische Geschichte der sozialen und geistigen Kultur wenigstens im Umriß zu zeichnen, nur immer wieder nationalhistorische Einzelschilderungen sein können, liegt auf der Hand. Aber auch die abschließenden Gesammtdarstellungen, die aus ihnen die Summe ziehen sollen, müssen nicht nur der europäischen, sondern auch den einzelnen Nationalgeschichten zu gute kommen. Denn das grundsätzlich immer von Neuem angewandte Hilfsmittel der Vergleichung muß nicht nur die Gemeinsamkeiten, das gemeineuropäische Gut, sondern ebenso sehr auch die Besonderheiten der einzelnen Volksentwicklungen an den Tag bringen. Und vielleicht führt dieser Weg dergestalt nicht nur zur Anbahnung einer bisher nur auf einzelnen Gebieten — etwa dem der Kunst- oder der Wissenschaftsgeschichte — gepflegten Universalhistorie im wahren und weiten, nicht in dem herkömmlichen, sehr begrenzten Sinne des Worts, sondern auch zu einer tieferen Ergründung der

[1]) Das ist selbstverständlich nicht von diesem Versuche gesagt, sondern von einer diesem Ziel zustrebenden Geschichtsschreibung, die später hoffentlich sehr viel mehr in derselben Richtung leisten wird, als das vorliegende Buch.

nationalen Eigenthümlichkeit der einzelnen Volksthümer, als es den isolierten Nationalgeschichten möglich ist. Denn was ein bestimmtes Volk charakterisiert und auszeichnet, ist oft eher durch solche Vergleichung zu erfahren, als durch eine noch so intime Vertiefung in seine Einzelgeschichte.

Aber noch an einem dritten Punkte bedarf es der Anlehnung an systematische Forschungsmethoden: in Hinsicht auf die Objektivität und Unparteilichkeit des historischen Urtheils. Eine Geschichte ohne Urtheil ist undenkbar; scheinbar noch ganz objektive Operationen der Forschung, die im Text einer historischen Schilderung gar nicht zum Vorschein kommen und die nur den vorbereitenden Stadien einer Darstellung angehören, sind doch schon von einer abschätzenden, abmessenden Entscheidung abhängig: die Ausscheidung des Unwichtigen, die Gruppierung des Stoffes und so fort. Und vollends die geschichtliche Erzählung selbst, wie könnte sie sonst auch nur in dem kleinsten ihrer Theile die Scheidung zwischen bedeutenden und geringfügigen Erscheinungen, zwischen zweckmäßigen und verkehrten Einrichtungen oder Anschauungen vollbringen.

Wo aber nimmt sie ihre Maßstäbe her? Doch auch wieder von den Ergebnissen der systematischen Wissenschaften. Das Urtheil des Historikers über Werth oder Unwerth sozialer oder politischer Institutionen oder Maßnahmen wird beeinflußt von der theoretischen Politik und Soziologie. Mag sich dieser Einfluß auch durchaus nicht immer in der Sphäre des klaren Bewußtseins abspielen, der Geschichtsschreiber steht doch fort und fort unter seiner Einwirkung. Und ganz ähnlich verhält es sich um Aesthetik und Kunst- oder Litteraturhistorie, oder um das Verhältniß zwischen der Geschichte der Wissenschaften und ihren heutigen Lehren. Immer wieder werden wir Werth und Wichtigkeit der Errungenschaften vergangener Zeiten an dem heute erreichten Maßstab theoretischer Erkenntniß messen. Es kommt dabei auch gar nicht darauf an, ob sich das Ergebniß der letzten der unser Urtheil beherrschenden Entwicklungsstadien wirklich schon zu bestimmten Theorien aus-

geprägt hat, oder ob nur der praktische Verlauf den Historiker beeinflußt. Es ist z. B. sehr wohl möglich, daß die Geschichtsschreibung einer, also etwa unserer Epoche, durch die Vorliebe für eine bestimmte Regierungsform oder für eine bestimmte Klassentheilung, für eine bestimmte Kunst- oder für eine bestimmte Wissenschaftsrichtung wesentlich beherrscht wird, ohne daß doch jede dieser Anschauungen sich schon zu klaren Theorien krystallisiert hätten. Trotzdem wirkt nicht die Praxis, wie man wohl vermuthen könnte, unmittelbar auf den Historiker ein, sondern eine vielleicht sehr primitive, aber immerhin theoretisch geartete systematische Zwischenerkenntniß.

Nun aber ist klar, daß dieses Verhältniß schwere wissenschaftliche Gefahren in sich birgt. Einmal ist der Einwirkung temporärer Staats- oder Gesellschaftszustände, temporärer Kunst- oder Wissenschaftsrichtungen ein allzu weiter Spielraum gewährt, denn da sich jene theoretischen Zwischenerkenntnisse dem Einfluß der herrschenden Praxis nicht entziehen können, so wird diese auch für die Geschichtsschreibung maßgebend. Zweitens kann die Anwendung solcher Maßstäbe auch da, wo sie nicht so ganz von den Verhältnissen und Anschauungen einer vielleicht nur kurzlebigen Epoche hergenommen sind, üble Wirkungen ausüben. Der Hochmuth auch der vollständig abgeklärten Theorien ist grenzenlos; die Aufklärung des achtzehnten Jahrhunderts, in dieser Hinsicht der Prügelknabe unserer Zeit, bietet dafür nicht mehr Beispiele, als das Zeitalter der historischen Schule und das unserer Tage, das sich seiner Unparteilichkeit zu rühmen nicht müde wird. In beiden Fällen aber wird damit für die historische Betrachtung eine ununterbrochen und reichlich sprudelnde Fehlerquelle erschlossen. Die Abhängigkeit des Historikers von systematischer Erkenntniß, sei sie nun unmittelbar von einer herrschenden Praxis, sei es von einer ausgereiften Theorie hergeleitet und von ihm selbst oder Fremden gefunden, ist immer eine Gefahr, sie droht die historische Gerechtigkeit, d. h. die höchste Pflicht der Geschichtsschreibung zu beeinflussen und damit zu fälschen. Dennoch

ist diese Abhängigkeit unvermeidlich, weil unentbehrlich und es kann sich nur um Vorbeugungsmittel handeln.

Die Geschichtsschreibung selbst hat ein solches begriffsmäßig gefunden und — schon viel früher — oft genug praktisch gehandhabt: den historischen Sinn. Aber der wurzelt im Gefühl, man faßt ihn doch wohl nicht mit Unrecht als das Element sich selbst vergessender Liebe zu anderen, fremden Zeiten und Völkern auf[1]), das jeder gerechten Historie beigemischt sein muß. Und eben mit dieser gefühlsmäßigen Herkunft ist auch die Schwäche dieses Palliativs gegen Parteilichkeit bezeichnet; gerade die Herzenswärme, der es sein Dasein verdankt, kann den Historiker noch viel stärker zu Gunsten seines eigenen Volkes, seiner eigenen Zeit beeinflussen und hat es auch oft genug gethan. Sicherer ist hier wie überall ein logisch-begründeter Schutz und es ist der Ruhm systematischer Wissenschaft, daß sie, von deren zeitlich wandelbaren Theorien dem historischen Urtheil so viel Gefahr kommt, auch das Gegengift zu bieten vermag.

Systematische Wissenschaft kann ohne das Prinzip der Objektivität, der vollkommenen Vorurtheils- und Voraussetzungslosigkeit, soweit sie irdischer Erkenntniß überhaupt möglich ist, nicht bestehen. Wie eine Biologie undenkbar ist, die eine bewußte Vorliebe für eine Pflanzen- oder Thiergattung hätte, so wäre auch die Soziologie übel berathen, die für eine Klasse, einen Stand von vornherein Partei nähme. Nichts ist thörichter als die Idee, daß es eine irgend erfolgreiche theoretische Politik oder Sozialwissenschaft geben könnte, die ihre Ergebnisse einer Regierungsform oder einer Bevölkerungsschicht zu Liebe zu modifizieren vermag; ihr Zweck — und zwar ihr einziger Zweck — auf ihre Weise die Wahrheit zu finden, wäre damit von vornherein verfälscht und verdorben. Und mag nun auch, wie noch eben zugegeben wurde, die Theorie

[1]) Man vergleicht vielleicht den Versuch einer derartigen Deutung in meinem Aufsatz: Die Historiker der Aufklärung (Zukunft Bd. XIX [1897] S. 349).

sich den Einwirkungen der herrschenden Praxis weder in Staat und Gesellschaft, noch in Kunst und Wissenschaft völlig entziehen können, so sind doch in allen systematischen Wissenschaften grundsätzlich diese Einflüsse als Fehlerquellen erkannt und werden als schädigend zurückgedrängt und bekämpft. Nicht so in der Geschichtsschreibung: hier gilt namentlich nationale Parteinahme noch als durchaus zulässig und, daß dieselben Historiker, die sich ihr rückhaltlos hingeben, ebenso warm den historischen Sinn rühmen und preisen, ist ein schlagender Beweis für die Unzulänglichkeit dieses Schutzmittels gegen historische Subjektivität.

Will nun aber eine Geschichtsschreibung darauf Bedacht nehmen, daß ihre Ergebnisse den systematischen Wissenschaften zur Hand liegen und für sie leicht nutzbar gemacht werden können, so muß sie doch offenbar auch diese Grundregel auf ihre Methode übertragen. Kann sie aus eigener Kraft nicht so weit gelangen, so muß ihr dies Prinzip wie dem wilden Stamm ein edles Reis aufgepfropft werden. Was sollen sozialgeschichtliche Resultate, die auf parteiische Weise gewonnen sind, einer grundsätzlich unparteiischen Soziologie nutzen, oder wie soll eine unbefangene Aesthetik Gebrauch machen von den Erträgen einer voreingenommen verfahrenden Kunstgeschichte? Die Historie wird, wie die systematischen Wissenschaften, noch oft genug subjektiv und unparteiisch urtheilen, aber es wird dann wenigstens hier wie dort unwissentlich geschehen, und es ist klar, daß schon die prinzipielle Stellungnahme zu Gunsten der Vorurtheilslosigkeit die Gefahr zwar nicht beseitigen, wohl aber eindämmen und begrenzen würde.

Und auch in diesem Stück wird die Geschichtsschreibung von einem solchen methodischen Kontakt mit den systematischen Wissenschaften nur Nutzen ziehen. Denn historische Darstellungen, die über ihrem heißblütigen Temperament die Fähigkeit ruhiger und nur sachlicher Würdigung verlieren, können wohl Meisterwerke litterarischer Farbenpracht sein und auch die erstaun-

lichsten politischen oder religiösen oder sozialen Wirkungen hervorbringen, aber sie werden sich im Einzelnen sehr einschneidende Korrekturen gefallen lassen müssen, denen bei objektiver Haltung leicht hätte vorgebeugt werden können. Und man wird ihnen auch im Allgemeinen nicht den Vorwurf ersparen dürfen, daß sie die einzige Tendenz, die wissenschaftlicher Arbeit erlaubt ist, das Streben nach der Wahrheit und nach nichts als der Wahrheit, um anderer Zwecke willen außer Acht gelassen haben.

Man gebe sich auch nicht dem Wahn hin, als sei die Wissenschaft unserer Tage über diese inneren Gefahren erhaben. Wohl sind einige der politischen Konflikte beigelegt worden, die noch vor wenigen Jahrzehnten dem Historiker nicht nur die Möglichkeit, sondern selbst den Willen, unparteiisch zu sein, rauben konnten und vielfach geraubt haben. In Deutschland ist nicht mehr so viel wie früher von preußischer oder österreichischer Geschichtsschreibung die Rede, in England etwas weniger von toristischer und whiggistischer, und vielleicht selbst in Frankreich seltener von royalistischer und republikanischer. Aber geschwunden sind diese Gegensätze noch keineswegs, außerdem ist gar nicht ausgeschlossen, daß sich ihnen noch andere analoge zugesellen.

Und mit den innerpolitischen, dynastischen oder Parteidifferenzen ist auch die Reihe dieser störenden Faktoren keineswegs abgeschlossen. Für eine in Wahrheit europäische Geschichte der neueren und neuesten Zeit, wie sie diese Darstellung anzubahnen versucht, kommen die internationalen Gegensätze in demselben bedrohlichen Maße in Betracht, wie jene. Denn daß ein solcher Versuch in seinen eigentlichsten und wichtigsten Aufgaben gefährdet wäre, wollte er sich von nationalistisch parteiischen Rücksichten oder Tendenzen bestimmen lassen, ist offenbar. Einem Historiker aber, der nicht etwa von dem neutralen Boden eines der europäischen Kleinstaaten aus die moderne Entwicklung überschaut, sondern der einem der führenden Völker des Erdtheils durch Blut und Gesinnung selbst angehört, drohen genug solche Hintergedanken, ihm das

Konzept objektiver Betrachtung zu verstören. Nicht nur die lauernd latenten Feindschaften zwischen mehr als einem Paare der europäischen Großstaaten sind es, aus denen sie Nahrung ziehen könnten; mehr Bedeutung noch als diese hat der Nationalismus überhaupt, der als eine der vorherrschenden Grundströmungen unseres Zeitalters die Köpfe der Staatsmänner und vielleicht noch stärker die Seelen der Völker beherrscht. Wie sollte der Historiker allein von ihr unberührt bleiben; im Gegentheil von tausend Seiten ist man, selbst wenn er sich objektiv zu verhalten geneigt wäre, bemüht, ihn durch Mahnungen, lieber noch durch hartes Schelten dazu anzuhalten, daß er für die eigene Nationalität von vornherein Partei nehme.

Dieser Druck mag heute in England und Frankreich sehr stark sein; aber auch in Deutschland ist er nicht gering. Und man appelliert hier an praktisch-politische Motive ganz besonderer Art: man erklärt, daß eine solche selbstvergessene Unparteilichkeit die politische Entwicklung unseres Volkes früher gehemmt und beeinträchtigt habe, und folgert daraus, daß von ihr auch heute noch solcher Nachtheil zu befürchten sei. Inwiefern der Vordersatz richtig ist, soll diese Darstellung nicht jetzt, sondern zu seiner Zeit und an seinem Ort erörtern; gegen die Konsequenz aber, die man aus ihm zieht, wäre schon vom praktisch-politischen Standpunkt aus geltend zu machen, daß der deutsche Staat von heute über solche ängstlichen Kümmernisse erhaben ist, daß die deutsche Forschung heute also auch mit ruhigem Stolze über die Schwächen unserer Entwicklung zu reden vermag. Eine solche Auffassung zeugt, dünkt mich, mehr von nationalem Selbstgefühl als die entgegengesetzte. Denn die deutsche Geschichte braucht in ihrer Gesammtheit nicht im Mindesten den Vergleich, auch den objektivsten, mit der französischen oder englischen zu scheuen. Diese drei Nationalentwicklungen sind in Hinsicht auf ihre zugleich soziale und geistige Ausbildung unzweifelhaft die reichsten, von denen die neuere Geschichte weiß. Oede, unfruchtbare Strecken aber,

Zeiten der Umwege und — was schlimmer ist — der Stockung lassen sich in allen dreien nachweisen.

Wie thöricht aber wäre es — auch im Interesse praktischer Politik — Fehler und Mängel der eigenen Vergangenheit zu verstecken und zu verschweigen oder gar abzuleugnen. Gerade aus der wahrhaftigsten Vergleichung kann man nicht nur am ehesten die eigenen Schwächen und Irrungen für die Vergangenheit erkennen, sondern auch zu Gunsten der Zukunft erforschen, wie sie am besten zu heilen oder zu meiden sind. Auch der praktischen Politik, einer National- oder Sozialpädagogik großen Stiles kann die Historie wohl Dienste leisten, aber freilich nur, wenn sie nichts anderes sucht als die Wahrheit. Wie jede andere Selbsttäuschung, so kann auch die der Wissenschaft sehr erfreuliche und wohl auch für den Moment wirksame Erregungen herbeiführen, aber dauernden Segen wird sie nicht stiften können.

Aber über alle diese praktischen Erwägungen, die auch, wenn ihr Ergebniß minder günstig wäre, nicht maßgebend bleiben dürften, führt der eine Gedanke hinaus, daß eine historische Darstellung, die auf die Vergleichung mehrerer nationaler Entwicklungen ausgeht, sich um den Lohn ihrer Arbeit bringen würde, wollte sie einer von ihnen zu Liebe ihre Ergebnisse umdeuten und umfärben. Denn eben der Zweck, den sie allein haben kann, die völlig voraussetzungslose Nebeneinanderstellung und gegenseitige Abschätzung, wäre dadurch von vornherein vereitelt.

Aehnlich ernst aber muß eine Geschichte der geistigen Kultur die Behandlung der religiösen Zerrissenheit der neuesten Zeit nehmen. Wohl sind auch auf diesem Gebiet nach einer Richtung hin die irritierenden Einwirkungen vorhandener oder vergangener Spaltungen und Streitigkeiten ein wenig im Abnehmen begriffen: die Hoffnungen, die man auf eine objektive Einigung protestantischer und katholischer Forscher setzen kann, sind heute größer als vor zehn oder zwanzig Jahren, aber auch hier hat es nicht, man denke an

die religiöse Seite des Antisemitismus, an neuen Konflikten gefehlt, die wohl im Stande sind, die Unparteilichkeit der Historie wankend zu machen, und, was wichtiger ist, Rückfälle in den alten Hader der christlichen Bekenntnisse sind in den Staaten mit gemischter Bevölkerung durchaus nicht ausgeschlossen. Dazu aber tritt der noch viel weiter reichende Gegensatz zwischen religiöser und unreligiöser Weltanschauung überhaupt, der heute die Geister noch viel tiefer spaltet und trennt, als selbst zu den Zeiten der Aufklärung. Zwar ist man in England und Deutschland, zeitweise auch in Frankreich bemüht, gerade diese Scheidung, die von dem offiziellen Christenthum der Staaten vielleicht noch übler empfunden wird, als von den wirklich Gläubigen, zu verhüllen und zu verdecken; aber dadurch wird ihre allgemeine Bedeutung so wenig gemindert, als ihre besondere Wirkung auf die Geschichtsschreibung. Alle diese Einflüsse ganz gleichmäßig zu bekämpfen, wird der Historiker verpflichtet sein, mag er nun Protestant oder Katholik, Gottesgläubiger oder freier Denker sein.

Und noch eine dritte Gefahr droht der historischen Unbefangenheit, wenn nicht heute schon, so doch aller Vermuthung nach in nächster Zukunft: die zunehmende soziale Zerklüftung, die heute die europäische Völkergesellschaft durch die Theilung und Schichtung der Klassen fast ebenso tief spaltet, wie die nationalen Gegensätze es thun. Es ist nicht abzusehen, warum die Sozialhistoriker sich nicht in aristokratisch-individualistische, demokratisch-individualistische und demokratisch-sozialistische Parteien scheiden sollten. Keime und Ansätze dazu sind vorhanden: es giebt wenigstens schon eine spezifisch sozialistische Geschichtsschreibung; wäre die Sozialhistorie selbst wissenschaftlich weiter vorgeschritten, so würde es schwerlich heute schon an solcher Parteiung fehlen. Da sie aber noch nicht ausgestaltet vorhanden ist, so soll man um so mehr aus der Noth eine Tugend machen, und nicht helfen, sie weiter wachsen und nun etwa eine konservativ-

aristokratische, oder eine liberal-manchesterliche Sozialgeschichte entstehen zu lassen.

Und gerade hier ist ein Punkt, wo vielleicht auch eine systematisch verfahrende Geschichtsschreibung sich zunächst besser noch auf den mehr gefühlsmäßigen historischen Sinn als auf sich selbst verläßt, um nicht in unhistorische und deshalb auch unwissenschaftliche Irrthümer zu verfallen. Gerade sozialgeschichtliche Probleme nämlich legen es nahe, an die Verhältnisse anderer Zeiten und Völker den Maßstab des eigenen Sozialideals zu legen. Um die soziale Natur des zeitlich oder örtlich fernen und uns fremden Zustandes zu erkennen, ist dies Hilfsmittel auch sehr wohl brauchbar, aber nicht, um auf Grund dieses Vergleichs nun auch ein Urtheil zu fällen. Was wir für die Zukunft erstreben, brauchen wir nicht für das Absolute, für das allen Völkern und Zeiten Gemäße und Angepaßte zu halten. Im Gegentheil, es wird in der Regel der Zukunft um so mehr entsprechen, also auch um so eher durchführbar sein, je weniger es auf die besonderen Bedürfnisse früherer Zeiten anzuwenden wäre. So falsch und innerlich unhistorisch aller politische oder soziale Historismus ist, ebenso falsch wäre es auch, Maßstäbe der Zukunft an die Vergangenheit zu legen. Ich kann mir wohl denken, daß ein ideal unparteiischer Historiker, der etwa überzeugter Liberaler oder Demokrat wäre, den Adel des Mittelalters rühmte und priese, oder daß ein ebenso unbefangener und ebenso überzeugter Sozialist den wirthschaftlichen Verdiensten des modernen kapitalistischen Unternehmerthums gerecht würde. Doch zuletzt führt auch die Forderung dieser Unparteilichkeit, wie alle andern, auf das Bedürfniß der systematischen Wissenschaften zurück. Denn wie übel wäre eine soziologische Morphologie der Gesellschaftsformen bedient, wollte ihr die Historie Ergebnisse übermitteln, die auf Grund so falsch bemessener Werthurtheile zu Stande gekommen wären. Es bleibt dabei, nur wenn die Geschichtsschreibung nach dem Grundsatz verfährt, ihre Wahrsprüche keiner Partei, keiner Nation, keiner Klasse, keinem Bekenntniß,

keiner Religion und keiner Weltanschauung zu Liebe oder zu Leide zu fällen, kann sie von dem beglückenden Bewußtsein beseelt sein, daß sie ihren eigensten, höchsten Zwecken redlich dient, und daß sie zugleich den Ertrag ihrer Arbeit dem Bedürfnisse der systematischen, der philosophischen Forschung anpaßt, die zu fördern auch ihr höchstes Bestreben sein sollte.

Schluß.

Lücken und Grenzen dieses Versuches.

Es wäre unredlich, wollte diese Darstellung, die von einem so weit ausgedehnten Programm ausgeht, in ihren Lesern einen Augenblick die Vorstellung aufkommen lassen, als vermäße sie sich, diesen Arbeitsplan auch nur annähernd erschöpfen zu wollen. Daß sie grundsätzlich nirgends sich auf die Erforschung der Fundamente, auf monographische Untersuchung oder gar urkundliche Ergänzung einläßt[1]), steckt ihr schon eine prinzipielle Grenze. Und wenn diese Beschränkung auch in vollem Umfang nur für die sozialhistorischen Theile dieses Versuches gilt, wenn die geistesgeschichtlichen Abschnitte, für die nicht allein Thatsachen, sondern auch Urtheile die Einzelschilderung begründen müssen, meist nur eben die Thatsachen, nicht auch die Urtheile fremder Arbeit entlehnen sollen, so bleibt trotzdem die Verantwortlichkeit, wie die Tragweite dieser Arbeit beschränkt.

Auch eine irgend vollständige Geschichte aller Glieder der europäischen Völkergesellschaft ist nicht beabsichtigt, nur die jeweils führenden, die durch politische Macht, durch sozialen Fortschritt oder durch geistige Leistungen hervorragenden sollen berücksichtigt werden. Nur von der deutschen, der englischen, der französischen Entwicklung soll in ununterbrochenem Zusammenhang, von der italienischen, der spanischen und der aller andern Völker nur an den Punkten die Rede sein, wo sie als Träger europäischer Kultur in sozialer oder geistiger Hinsicht bedeutend werden.

Noch eine dritte ganz generelle Einschränkung ist diesem Versuche von vornherein auferlegt. Er soll als eine im prägnanten Sinne entwicklungsgeschichtliche Schilderung immer nur auf die Darstellung der großen Zusammenhänge, der langen Entwicklungsreihen ausgehen, nie aber auf das Detail

---

[1]) Wo an einigen wenigen Stellen davon abgewichen wird, soll ausdrücklich das Gegentheil vermerkt werden.

um seiner selbst willen Rücksicht nehmen. Er wird nie bei der Ausmalung der Zustände stehen bleiben, nie auch — was vielleicht noch stärkerer Betonung bedarf — bei der Schilderung der leitenden Persönlichkeiten verweilen können, und seien sie noch so groß oder anziehend. Er wird nie bei dem schönen oder starken Sein ausruhen, immer nur von rastlosem Werden reden dürfen. Er wird auch insofern sich als spezifisch entwicklungsgeschichtlich erweisen, als er die einzelnen Thatsachenreihen, in die er die Fülle der Ereignisse systematisch zerlegt, nur sehr selten und auch dann nur in ihren entscheidenden Linien zu Querschnitten vereinigt und so die farbenreichen Gesammtbilder vermissen läßt, die auch weit weniger ausgedehnte historische Darstellungen in absichtlicher oder unwillkürlicher Mischung der verschiedensten Kulturelemente entworfen haben.

Alle diese Einschränkungen sind, wie man leicht erkennen kann, nicht zufällige, sondern dem letzten Zweck dieser Arbeit entsprungen. Eingehende Einzelschilderung der Zustände wie der leitenden Persönlichkeiten hätte unendlich oft den Fortschritt der Darstellung unterbrochen und ihre systematische Uebersichtlichkeit beeinträchtigt. Insbesondere die Abgrenzung des Einflusses der großen Menschen auf die historische Entwicklung würde für einen so weiten und reichen Zeitraum die Herstellung einer solchen Uebersicht ganz außerordentlich erschweren, wenn anders sie mit der Sorgfalt durchgeführt werden sollte, die eine nicht harmlos beschreibende Historie auf diese Aufgabe verwenden müßte. Man wird, so hoffe ich, nirgends den Eindruck erhalten, als sei die Bedeutung der Einzelnen, der großen Leiter und Lenker des historischen Lebens darüber zu gering angeschlagen; ich habe niemals die Meinung erwecken wollen, als seien sie nicht ebensowohl die Träger der Entwicklung, wie die großen Strömungen der Massen selbst. Aber in das Detail ihrer Lebensführung einzudringen, hätte der Absicht dieses Buches schlechthin widersprochen, das nirgends um der Schilderung selbst willen schildern soll, sondern stets auf dem möglichst geraden und möglichst kurzen

Wege vorwärts bringen will. Eine wirklich organische Bewältigung und Einreihung der persönlichen Schicksale der Einzelnen aber, wenn sie überhaupt möglich ist, sollte diesem Buche nicht auch noch zu all seinen übrigen Lasten und Aufgaben aufgebürdet werden.

Aber auch im Einzelnen sind die Lücken, die theils absichtlich, theils wider Willen aus Mangel an zuverlässigen Unterlagen entstanden sind, so auffällig, daß sie hier namhaft gemacht und motiviert werden müssen. Freilich wenn diese Schilderung die auswärtige Staatsgeschichte der maßgebenden europäischen Nationen nur kurz reproduziert, bleibt sie sich nur selbst getreu; es kommt hier nicht so sehr darauf an, längst bekanntes Detail zu wiederholen, als die Gesammtumrisse einer Entwicklung zu zeichnen, deren Totalität man bisher weit weniger ins Auge gefaßt hat, als ihre einzelnen Partikeln und Partikelchen. Aber auch den nur technisch wichtigen Theilen der Wirthschaftsgeschichte soll hier im Gegensatz zu ihren sozialhistorisch bedeutenden Seiten weniger Raum gegönnt werden, als man vielleicht erwartet. Wie sich die Menschheit ihr Brot bereitet und ihre Werkzeuge angefertigt hat, ist für die Gesammtheit des historischen Prozesses doch nur an bestimmten Wendepunkten von Bedeutung, nämlich da, wo die Technik auf die sozialen Konsequenzen des ökonomischen Lebens einwirkt.

Aber zu solchen freiwilligen Verzichten gesellt sich mancher erzwungene; die Sozialgeschichte sollte ihrer Natur nach nicht zuletzt den intimsten Aeußerungen des Volkslebens nachgehen, sie sollte die Wandlungen des Familien-, des Gemütslebens aufspüren und die vielleicht schwierigste und zugleich lohnendste Aufgabe der Historie erfüllen, die Geschichte des persönlichen Lebens zu ergründen. Doch wer diesen Dingen nur das oberflächlichste Interesse zuwendet, weiß auch, wie geringfügig auf diesem Gebiete noch der Ertrag der bisher aufgewandten wissenschaftlichen Bemühung ist. Und man wird von dieser weitgespannten Darstellung nicht erwarten können, daß sie mit einem Schlage so große Lücken ausfüllt. Wohl sollen die Linien dieses vielverzweigten Schilderungsversuches gerade in dem Punkte

sich vereinigen, wo die Geschichte des Individuums mit der der Gesammtheit zusammentrifft, aber was hier allenfalls zur Geschichte der Seele und des Einzelnen geleistet wird, soll eher aus einer Ausbeutung und Verwerthung der großen Gemeinsamkeiten resultieren, die alle einzelnen Entwicklungsreihen der sozialen und der geistigen Kulturgeschichte aufweisen, als aus einer Kenntniß des intimen, des privaten Lebens, die uns für all' diese Zeitalter nur allzusehr fehlt. Sie wird späteren Forschergenerationen erst erwachsen aus einer Prüfung und Beleuchtung des litterarischen und kulturhistorischen Nachlasses jener Epochen, die heute kein Einzelner bewältigen könnte, auch wenn er die Arbeit eines Lebens daran setzen wollte. Man wird deshalb, so bedauerlich es gerade an dieser Stelle ist, mit sehr fragmentarischen Zusammenfassungen der bisherigen noch im mindesten nicht erschöpfenden Darstellungen vorlieb nehmen müssen.

Aber vielleicht werden diese Mängel einigermaßen ausgeglichen durch die Kombinationen, die diese Darstellung nach zwei Seiten hin unternimmt. Denn wenn sie praktisch-soziale und geistige Entwicklung mit ganz gleichem Maße mißt, wenn sie beide völlig ebenbürtig nebeneinander stellt und zu einer höheren Einheit zusammenfaßt, so ist dieser Versuch, in solcher Konsequenz durchgeführt, vielleicht ein erster; der andere aber, eine ganze Gruppe von Nationalgeschichten in ihren Theilen und in ihrer Totalität zumal zu betrachten, und die soziale wie die geistige Vergangenheit der europäischen Völker in diesen letzten vier Jahrhunderten ebenfalls zu einer höheren Einheit allgemeiner Geschichte zusammenzufassen, er ist es sicherlich. Möchte man diesem Buche um solches Wagnisses willen die Fehler und Irrthümer im Einzelnen, an denen es ihm nicht mangeln mag, nachsehen und nur die großen Linien und Umrisse des Bildes prüfen, das es entwirft und derentwegen es allein unternommen wurde. Ich wäre glücklich, wenn man sie richtig befände und ihnen in dem Besitzstand der Wissenschaft einen Platz vergönnen wollte.

Zweites Buch.

Maßstäbe.

Erstes Kapitel.

Soziologische Verständigung.

Sozialhistorische Schilderungen bedürfen der soeben im Prinzip geforderten Anlehnung an systematische Erkenntnisse, also an die Erträge soziologischer, oder wenn man lieber will sozialphilosophischer Forschung in besonders hohem Maße. Denn sind schon die Begriffe, die die Historiker den sozialen und politischen Institutionen und ihren Namen unterlegten, schwankend und flüssig genug, so ist die Sozialgeschichte über die Grundkräfte des sozialen Lebens vollends noch zu keiner oder doch nur sehr geringer Klärung gekommen.

Von der Soziologie, nach der sich der Historiker in dieser Verlegenheit hilfesuchend umschaut, ist freilich heute noch kaum Unterstützung zu erwarten. Diese junge Wissenschaft, die erst eben im Entstehen begriffen ist, hat zwar in Frankreich und neuerdings auch in Deutschland bedeutende Arbeiten zu verzeichnen, aber sie sind an Zahl und Umfang geringfügig im Vergleich zu dem, was alles noch zu leisten ist. Ueberdies hat ein Theil von ihnen sich abstrakten und deduktiven Studien zugewandt, die an sich äußerst verdienstlich, doch nicht tief genug in die Realität der Dinge hinein reichen, um für historische Forschungen nutzbar gemacht werden zu können; andere, namentlich englische Forscher sind wohl empirisch vorgegangen, aber sie haben, um Material zu sammeln, sonstige benachbarte Gebiete aufgesucht, so das der Völkerkunde oder

der Urgeschichte, und dabei die soziale Geschichte der Kulturvölker fast ganz vernachlässigt.

Um so nothwendiger aber ist, daß die Sozialgeschichte hier sich selbst hilft, und für die systematischen Fundamente, die ihr von der Soziologie nicht geboten werden, ihrerseits sorgt, um sie nicht für ihre eigentliche Aufgabe entbehren zu müssen. Selbstverständlich können dabei nur einige Grundbegriffe in Betracht kommen: es wird erstens nöthig sein, die Natur der großen und kleinen Verbindungen und Gemeinschaften von Menschen, von deren Schicksal der Sozialhistoriker am öftesten zu erzählen hat, also den Begriff des Staates, des Standes, der Klasse, der Familie zu erörtern; zweitens aber wird man sich über die treibenden Kräfte des sozialen Lebens oder wenigstens über die wichtigsten, die tiefsten und stärksten von ihnen verständigen müssen. Nur kann dabei nicht die Absicht sein, eine irgend erschöpfende Untersuchung dieses Theils der sozialen Morphologie und Dynamik zu geben[1]), sondern es wird bei der Aufsuchung der allgemeinsten und der für die historische Praxis wichtigsten Eigenschaften dieser sozialen Gebilde und Tendenzen sein Bewenden haben können.

---

[1]) Ich denke nicht daran, in diesem kurzen Abschnitt etwa eine Soziologie in nuce vortragen zu wollen. Selbst von den sozialtheoretischen Anschauungen, die ich mir anderweit zu bilden versucht habe, will ich hier nur einen kurzen Ausschnitt geben, nur soviel, als für den vorliegenden Zweck unbedingt nöthig ist.

Erster Abschnitt.

Soziale Gebilde.

1. Staat und Familie, Stand und Klasse.

Der Staat ist in gewissem Sinne das soziale Gebilde par excellence; denn einmal ist er unter den Vereinigungen, die eine größere Anzahl von Einzelnen zusammenfassen, die nach außen am schärfsten abgegrenzte: da einer seiner Hauptzwecke die Abwehr nicht Zugehöriger ist, da er aus einer bestimmten Anzahl von Mitgliedern besteht und da er in der Regel, d. h. in irgend entwickelten Verhältnissen, auch ein fest umschriebenes Territorium umspannt. Zum Zweiten ist er am festesten organisiert, d. h. sowohl am einheitlichsten geleitet wie am reichsten gegliedert. Drittens ist er das selbständigste soziale Gebilde, da es zu seinen integrierenden Eigenschaften gehört, daß er im Stande ist sich selbst zu behaupten und daß er von keiner anderen Assoziation abhängig ist. Endlich vermag er nach innen die Handlungsfreiheit seiner Mitglieder am erfolgreichsten zu beschränken, da er unter allen Assoziationsformen die größte Macht hat.

Keine der drei übrigen Formen menschlicher Gemeinschaft, die in diesem Zusammenhang in Betracht kommen, vereinigt eine solche Summe sozialer Gewalt in sich. Die Familie, aus der der Staat zwar vielleicht nicht hervorgewachsen ist, mit der er aber vermuthlich die Abstammung von einer gemeinsamen, schwer bestimmbaren Urform rohester Gemeinschaft, von der Horde theilt, mag in den vorgeschichtlichen Zeiten einen großen Theil davon besessen haben, aber sobald die größere Genossenschaft einer irgend staatähnlichen Bildung sich über ihr wölbt, muß sie auf diese nach heutiger Begriffstheilung öffentlichen Funktionen verzichten. Vor Allem verstärkt einerseits die fortschreitende Entwicklung der historischen Zeiten die Mitgliederzahl des Staates in einem so hohen Maße, und schwächt andrerseits durch steigende Differenzierung die der Familie noch so merklich, daß zum Schluß beide Formen der

Vereinigung an Umfang gar nicht mehr zu vergleichen sind. Die Familie wird zum Baustein im sozialen Gebäude des Staats.

Gewiß, alle politische Bedeutung verliert die Familie auch in den langausgedehnten Zeiträumen einer weiter vorgeschrittenen sozialen Kultur nicht. Zwei der verbreitetsten Staatsformen, Monarchie und Aristokratie, ruhen in ihren Grundlagen viel zu fest auf dem Gedanken der Familie, als daß man von ihrem Verschwinden aus den politisch wichtigen Theilen des sozialen Systems reden dürfte. In den Aristokratien des Alterthums, wie späterer Zeitalter, ist der Zusammenhalt näherer und fernerer Verwandten unzählig oft für das staatliche Leben wichtig geworden. Und da nicht nur in Monarchien, absoluten wie demokratisierten, sondern auch in reinen Demokratien der Adel meist bestehen geblieben ist, übt das von ihm vor Allem aufrecht erhaltene Familienprinzip auch dann noch politischen Einfluß aus. Sicherlich macht er sich in der Regel nur heimlich geltend, aber er ist noch vorhanden. Das dynastische Prinzip der Erbmonarchien verschafft der Familie als sozialem Körper vollends eine in diesem besondern Falle ganz außerordentliche Bedeutung; in einer sonst nirgends vorkommenden Vermischung werden hier, namentlich etwa in allen Zeitaltern absolut-monarchischen Regimentes, die Interessen eines sehr weiten sozialen Verbandes mit denen eines sehr kleinen schlechthin identifiziert: Staat und Herrschergeschlecht gelten als Eines.

Dennoch wird man über diesen Ausnahmen die Regel nicht vergessen dürfen. Die Familie wird innerhalb des Staates eine unvergleichlich viel schwächere Gemeinschaft als dieser. Die Abgrenzung ihrer Mitgliederzahl und — in primitiven Verhältnissen — selbst ihres Bodenbesitzes ist minder fest, als die des Staates; man denke nur an die schwankende Stellung der aus Söhnen und Töchtern sich bildenden neuen Familien. Die Befugnisse ihres Oberhauptes, oder gar die Ueber- und Unterordnung der übrigen Glieder, sind weder

so sicher bestimmt, noch so vielfach differenziert, wie im Staat. Der Einfluß, den die Familie auf ihre Glieder ausübt, ist in manchen Stücken, so namentlich in der Richtung auf das Gefühlsleben und den innersten Kern der Persönlichkeit, intensiver als der, den auch der stärkste Staat geltend macht. Aber dafür läßt sie unendlich viele Gebiete menschlicher Thätigkeit, auf denen jenem die Aufsicht oder gar noch stärkere Rechte anheimfallen, bald ganz außer Acht, beschränkt sich mehr und mehr auf die vielfach begrenzte Ordnung des wirthschaftlichen und des sittlichen Daseins der Einzelnen und tritt auch bald ihre ökonomischen Einflüsse zum großen Theil an andere soziale Gebilde — Berufsstand, Klasse, Staat — ab. Jene Ausnahmen aber, von denen gesprochen wurde, verschwinden entweder neben der ungleich größeren Menge der typischen Vorgänge, oder aber sie müssen das helle Licht des öffentlichen Lebens scheuen und werden nur noch auf Schleichwegen und Hintertreppen wirksam — man denke an die Nepotismen aller Art, durch die erbliche oder Beamten- und Offiziersaristokratien zuletzt allein noch ihren Einfluß geltend machen können — oder endlich sie nehmen einen staatlichen Charakter an, wie im Falle der Erbmonarchie. Hier wird, wenigstens der im historischen Verlauf zuletzt überwiegenden Regel nach, die regierende Familie, das Herrschergeschlecht nicht mehr um ihrer selbst willen mit ganz ungewöhnlichen Privilegien überschüttet, sondern weil man sie als staatliche Institution ansieht und sie als solche mit so zahlreichen politischen Rechten ausstattet.

Aber auch Stand und Klasse sind weit weniger greifbare und organisierte Assoziationen als der Staat. Man wird sie am besten zunächst als einen sozialen Begriff zusammenfassen und sie definieren können als Gruppen innerhalb eines Staates oder einer Staatengemeinschaft, deren Glieder auf annähernd gleicher wirthschaftlicher Stufe stehen, einen ähnlichen Beruf haben und zuweilen auch durch Geburtsschranken von andern Gruppen dieser Art geschieden sind.

Beide Bezeichnungen unterscheiden sich von einander insofern, als man dem Stand in der Regel das Charakteristikum der geburtsmäßigen Abschließung zuweist, während der Klasse in unserer Vorstellung dieses spezifische Merkmal fehlt. Und man wird in der That auch wohl daran thun, sie zu trennen und dem ganz allgemeinen Begriff der Klasse den spezielleren des Standes, d. h. der durch Geburtsschranken abgegrenzten Klasse unterzuordnen.

Genau genommen trifft diese Scheidung zwar nur theilweise zu: von den vier Ständen, die sich z. B. in Rom und Athen bei ganz grober und summarischer Zusammenfassung aller Entwicklungsstufen und Zwischenschattierungen unterscheiden lassen, nämlich dem Adel, dem Bürgerthum, dem freien Bauernstand und den Sklaven, sind nur zwei in vollem Sinne geburtsmäßig umschränkte Klassen, also wirkliche Stände: nämlich der höchste und der niedrigste, der Adel und der Sklavenstand. Denn beide waren in der That mit sehr schwer übersteigbaren Geburtsschranken umgeben, während Bürger- und Bauernthum zunächst nicht immer von einander getrennt sind. Man erinnere sich etwa an altgriechische Verhältnisse, dort haben sich freies Bürger- und Bauernthum, eingedenk ihrer alten Einheit, wenigstens in politischem Sinne nicht in zwei neue Stände getheilt. Anderwärts, wie in den Städten des germanisch-romanischen Mittelalters, umgiebt sich freilich auch das Bürgerthum mit gewissen, doch immerhin nicht allzu hohen Geburtsschranken. Jedenfalls aber vermögen sich Bürger- und Bauernstand in der Regel nicht gegen den höheren Stand, sondern nur gegen den niederen, den der Sklaven, scharf abzugrenzen. Der deklassierte Adliche ist damals, wie meist sonst, ohne Weiteres in den Bürger- und Bauernstand herabgesunken, ohne daß sich diese gegen ihn hätten abschließen können, und es galt keine Gegenseitigkeit in Hinsicht auf die Aussperrung der gegenseitigen Mitglieder. Daraus schon geht hervor, daß wenn einmal die Sklaverei abgeschafft wurde, wie im Lauf des Mittelalters bei den

germanisch-romanischen Völkern, der Adel als der Stand, als die Geburtsklasse par excellence allein zurückbleiben mußte. Aber auch der Adel hat in langen Zeiträumen, z. B. der römischen Geschichte, so viel von seinem Geburtscharakter abgestreift, ist so sehr Amts- und also Berufsadel geworden, daß er kaum noch als wirklicher Stand, als geburtsmäßig abgeschlossene Klasse gelten kann, ohne doch in seinen patrizischen Bestandtheilen diesen Charakter gänzlich zu verlieren. Ueberhaupt sind die Grenzen zwischen geburtsmäßiger Abgeschlossenheit und Nichtabgeschlossenheit sehr schwer zu ziehen, da selten sich ein Adel völlig kastenmäßig abgetrennt hat. Die regelmäßige Zufuhr frischen Blutes in größerem oder geringerem Maße ist vielmehr von dem bevorzugten Stande selbst fast immer geduldet oder zuweilen gar gefördert worden.

Andrerseits weisen auf den mittleren Entwicklungsstufen, in den Perioden stärkerer Standesgeschlossenheit, auch Bürger- und Bauernthum immerhin noch so viele Elemente geburtsmäßiger Zusammengehörigkeit auf, daß man ihnen für diese Zeiten den ständischen Charakter nicht absprechen kann. Im germanisch-romanischen Mittelalter war sich der freie Bauer, wie der freie Bürger seiner Standesrechte ebensowohl bewußt, wie der Edelmann, er erwarb sie, wie dieser, mit der Geburt. Und nach unten hin, dem Unfreien gegenüber, war das Ueberschreiten der Standesgrenze in der Regel kaum leichter und weniger umständlich, als das Aufsteigen vom Bürger- oder freien Bauernstand zum Adel — allerlei lokale oder temporäre Ausnahmen immer vorbehalten, die indessen das Gesammtbild nicht beeinträchtigen. Immer richtete die standesmäßige Abschließung, wie im Grunde sehr begreiflich ist, ihre Spitze nach unten. Gegen die sozial Minderberechtigten verhielten sich Bürger und Bauern schließlich ebenso exklusiv und geburtsstolz, wie der Adel seinerseits gegen sie.

So ergiebt sich denn in Wahrheit eine nur graduelle Verschiedenheit zwischen mehr oder minder durch Geburtsrechte abgeschlossenen Ständen, wie denn die Geschichte des griechisch-

römischen und die des germanisch-romanischen Mittelalters gleich reich an analogen Zwischen- und Nebenformen dieser Standestheilung ist. Von diesen Schattierungen soll hier nur eine sehr kurz gekennzeichnet werden, weil sie in Hinsicht auf das Maß ihrer standesmäßigen Abgeschlossenheit charakteristische Abweichungen offenbart.

Innerhalb der städtischen Bevölkerung haben sich immer und überall Tendenzen zu noch weiterer Standesscheidung geregt, am liebsten zu einer Dreitheilung von Edelbürgern, Freien und Unfreien, und diese Dreitheilung hat sich auch, namentlich im antiken Mittelalter, oft genug durchgesetzt. In den analogen Stadien der germanisch-romanischen Entwicklung aber ist es doch sehr viel seltener dazu gekommen und auch im Alterthum ist die Stadtluft sehr häufig der Ständetheilung nicht sehr günstig gewesen. Unzweifelhaft haben in beiden Fällen die wirthschaftlichen Unterlagen auf den Bau der Gesellschaft Einfluß gehabt: der weit weniger stetige Besitz von Häusern und mobilem Kapital hat sich geltend gemacht und die auch hier vorhandenen oder erstrebten Geburtsgrenzen verwischen helfen. Und zwar ist es wenigstens in dem uns näher liegenden Mittelalter zu einer Einebnung dieser Schranken nicht nur nach oben, sondern auch nach unten hin gekommen: die Unfreiheit ist aus den Städten noch früher als das Patriziat verbannt worden.

Für die allgemein soziologische Charakteristik der Stände aber geht aus dem Allen hervor, daß ihre Abgrenzung in der Regel zwar an sich nicht unbestimmt ist, mit der des Staats aber kann sie sich an Schärfe und Fixiertheit nicht vergleichen: überall drohen ihr vor allem die Schwankungen des wirthschaftlichen standard der Einzelnen und der Familien, der ihrer sozialen Stellung zu Grunde liegt, mit Durchbrechung.

Die nur noch auf Berufs- und wirthschaftlicher Zusammengehörigkeit beruhenden Klassen, die gesellschaftlichen Gruppen, die in weiter vorgeschrittenen Stadien der sozialen Entwicklung

die Stände entweder völlig zu verdrängen oder doch bei Seite zu schieben pflegen, weisen vollends nur ganz unsichere, verschwimmende Grenzen auf. Mit dem Fallen der Geburtsschranken wird der Austausch der Mitglieder zwischen den einzelnen Schichten der Bevölkerung immer reger, der Menschenbestand der einzelnen Schichten immer schwankender. Auch die Zusammengehörigkeit wird häufig weniger innig: das haltende Band der Berufsgleichheit ist ein ungleich lockereres als das der Geburt. Dafür erhöht freilich der wirthschaftliche Prozeß nicht selten diese Solidarität. Denn allerdings das dritte Ferment, das einst auch den Stand zusammenhielt, die ungefähre Gleichheit oder Aehnlichkeit der wirthschaftlichen Lage bleibt in alter Kraft bestehen; ja es erweist sich so stark, daß um seinetwillen die Klassen bei zunehmender materieller Entwicklung sich häufig spalten. Die Berufsgleichheit bleibt danach auch für die Theile eine unentbehrliche Voraussetzung, aber sie ist nicht wichtig genug, um das Ganze, die alle umfassende Gruppe zusammen zu halten, wenn die wirthschaftlichen Gegensätze in ihr zu groß werden. Der Großindustrielle von heute und sein Arbeiter gehören einem Berufe und ursprünglich auch einer Klasse an, aber die ungeheure Kluft der materiellen Verschiedenheit, die zwischen ihnen befestigt ist, treibt sie schließlich auseinander.

Die Folge dieser und ähnlicher Prozesse, die allesammt auf die Grundform der zunehmenden wirthschaftlichen Differenzierung zurückzuführen sind, ist, was ebenfalls wichtig ist zu bemerken, die größere Zahl der sozialen Gruppen, die sich bilden: Klassen giebt es gewöhnlich mehr als Stände. Namentlich das zahlreiche und ökonomisch besonders schnell vorwärts strebende Bürgerthum gebiert in der Regel eine ganze Reihe von Klassen. Und wenn schon das späte Athen, das kaiserliche Rom für die Richtigkeit dieses Satzes manche Belege liefern, so weist sie vollends das materiell entwickeltste Stadium der neu-europäischen Geschichte in Hülle und Fülle auf. Man wird die Bevölkerungsschicht, die heute an industrieller Arbeit

betheiligt ist, nicht nur in großindustrielle Unternehmer und Arbeiter theilen müssen, sondern auch die selbständigen Kleinindustriellen, die Handwerker, als besondere Klasse ausscheiden müssen. Die Angestellten der staatlichen Institutionen scheiden sich gegenwärtig in höhere, mittlere und Unterbeamte, die Kaufleute in Engroshändler, in Groß- und Kleindetailhändler. Nur auf dem platten Lande, der Heimath konservativer, langsamer Wirthschaftsentwicklung, mehrt sich die Schichtung nicht allzu beträchtlich, an die Stelle der alten, irgendwie unfreien unterbäuerlichen Gruppe tritt das besitzlose Proletariat der Landarbeiter; den eigentlichen Bauern entspricht der mittlere und kleine, dem Adel der große Grundbesitz. Immerhin theilt sich ein Volk, das vielleicht nur vier Stände mit wenigen Unterkategorien zählte, nunmehr in mindestens neun bis zwölf Klassen, denen allen bei lockerem Zusammenhalt die beiden erforderlichen Eigenschaften der Berufs- und auch der annähernden wirthschaftlichen Gleichheit nicht abzusprechen sind.

Wenn nun schon der Stand sich an Abgeschlossenheit mit dem Staate durchaus nicht messen kann, so noch weniger die Klasse, mit ihrer fluktuierenden Zusammensetzung. In einem Punkte stehen sie ihm beide gleich sehr nach: in Hinsicht auf den territorialen Zusammenhalt. Jeder und auch der abgeschlossenste Stand — von den Klassen im engeren Sinne ganz zu geschweigen — verfügt nicht über einen ihm zugehörenden, zusammenhängenden Landbesitz. Selbst ein Adel, der mit dem reichsten Grundbesitz ausgestattet ist, hat nie über ein einheitliches Gebiet zu verfügen, muß immer mit den anderen Bevölkerungsschichten, den anderen Ständen im Gemenge liegen, wie der Agrarhistoriker es ausdrücken würde.

Wie aber Stände und gar Klassen dem Staat nicht zu vergleichen sind an Bestimmtheit, Schärfe und Stetigkeit der Grenzen ihres Personalbestandes, so werden sie von ihm noch viel mehr an Festigkeit und Gliederung der Organisation übertroffen. Freilich ist ihnen die politische Ordnung selbst gar

nicht selten zu Hilfe gekommen und hat ihnen durch parlamentarische Vertretungen und Wahlkörperschaften eine gewisse Zusammenfassung ermöglicht, aber auch in den ständischsten, in den mittelalterlichsten Zeiten der athenischen und römischen, wie der germanisch-romanischen Entwicklung ist dieser Prozeß sozialer Integration je zu solcher Kondensierung vorgeschritten, wie sie auch in ganz lockeren Staatsgebilden die selbstverständliche Regel ist. Allerdings haben sich nicht alle diese Institutionen durchaus unter staatlicher Einwirkung gebildet, starke Stände haben ein sehr hohes Maß von selfgovernment erreicht und es auch zuweilen durch eigenmächtige Organisierung und Fortbildung bethätigt, aber die Anlehnung an die Einrichtungen des Staates ist doch immer dazu die Voraussetzung gewesen. Und es ist charakteristisch, daß auch die am festesten zusammengeschlossenen Stände bestimmte Formen der Leitung nie angenommen haben: starke Persönlichkeiten haben zuweilen zwar als politische Führer ein faktisch monarchisches Regiment ausgeübt, aber der Form nach hat es sich doch wohl niemals durchgesetzt. Welch ein Gegensatz zum Staat, für dessen frühere und mittlere Entwicklungsstadien die Einherrschaft die fast ausnahmslos angenommene Regierungsform ist. In der Regel haben sich Stände wohl immer aristokratische oder demokratische Leitungen gegeben, jene bei weitem am öftesten, diese seltener. Dazu kommt endlich die geringe Dauerhaftigkeit und Stetigkeit ständischer Institutionen: bis diese ständig werden, was wieder den staatlichen Einrichtungen so schnell gelingt, pflegt sehr lange Zeit zu verstreichen; sehr oft wird dieses Ziel überhaupt nicht erreicht. Zuweilen allerdings gelangen dergleichen Standesvertretungen zu einer völlig kontinuierlichen und sehr einflußreichen Existenz. Der ständische Parlamentarismus hat es in Griechenland und Rom, wie im neueren Europa nicht selten dahin gebracht, mächtige engere Ausschüsse zu bilden. Aber — und das ist wiederum sehr bemerkenswerth — sobald es dazu kommt, überwiegt auch in diesen ständischen Institutionen der staatliche Charakter so sehr, daß sie formell

als Organe des ganzen Gemeinwesens, nicht aber einzelner Bevölkerungsschichten anzusehen sind, mögen sie auch in Wahrheit sich so verhalten, als wären sie wirklich nur Standesvertretungen. Namentlich in Aristokratien pflegt beides unmerkbar in einander überzugehen, eben weil in ihnen de facto ein Stand regiert.

Die Klassen stehen auch in Hinsicht auf die Organisation noch hinter den Ständen zurück, ganz zu geschweigen vom Staat, mit dem sie in diesem Stück auch nicht annähernd mehr verglichen werden können. Ein Beweis für viele: es ist sehr häufig zu einem ständischen, noch nie aber zu einem ausgeprägten Klassenparlamentarismus gekommen. Im modernsten Stadium der sozialen Entwicklung des germanisch-romanischen Europas haben die Klassen, oder wenigstens die kräftigsten und die am heftigsten vorwärts strebenden unter ihnen, zwar das Parteiwesen der Volksvertretungen so völlig durchdrungen, daß schließlich nicht selten die politische Schichtung der Parlamente wie der Nationen selbst nur noch die Maske, der Vorwand für eine soziale, eine Klassentheilung zu sein scheint, und an einzelnen besonders stark bewegten Stellen der sozialen Strömung ist es auch noch über diese politische Parteiordnung hinaus zu kräftig ausgebildeter Organisation einzelner Klassen gekommen — man denke z. B. an die Sozialdemokratie und die Gewerkschaften oder an den Bund der Landwirthe in Deutschland. Aber es ist doch wichtig zu bemerken, daß die formelle Verfassung der Volksvertretungen von den Klassen der Gegenwart noch fast gar nicht beeinflußt worden ist, während die ältere Ständetheilung für den Parlamentarismus aller früheren Entwicklungsstadien schlechthin grundlegend wurde.

Nach allem dem kann nicht Wunder nehmen, daß den Ständen und Klassen auch das dritte Charakteristikum des Staates, die Selbständigkeit, die soziale Autarkie völlig abgeht. Im Gegentheil, zu den integrierenden Eigenschaften ihres Wesens gehört ihre Abhängigkeit von anderen Gemeinschaften,

in der Regel, d. h. von allen Vermuthungen über die Urzeit und von den Entwicklungsmöglichkeiten der Zukunft abgesehen, vom Staat. Der Stand und noch mehr die Klasse ist ihrem innersten Wesen nach Theil, nicht Ganzes. Irgendwie sich unabhängig zu machen, nach staatlicher Autarkie auch nur zu streben, widerspräche der Idee des Standes selbst, so oft natürlich auch einzelne Glieder, namentlich des grundbesitzenden Adels und einzelne kleine und kleinste bürgerliche Genossenschaften, die Städte, in allen Mittelaltern danach gestrebt haben, sich staatliche Autorität anzumaßen und sich der Herrschaft werdender größerer Staatsgebilde zu entziehen. Sobald sich ein wirklicher Stand bildet, und auch dazu bedarf es in diesen Frühzeiten eines ganzen Entwicklungsstadiums, pflegen solche Unabhängigkeitsgelüste von selbst nachzulassen. Wo sie der Regel nach noch auftreten, handelt es sich noch nicht um einen Stand, sondern nur um die disjecta membra eines solchen, einer erst werdenden Gemeinschaft. Auch in späteren, weiter vorgeschrittenen Stadien machen sich wohl derartige Tendenzen noch geltend: selbst in einem Adel z. B., der sich schon seit Jahrhunderten völlig zu einem Stande kondensiert hat, können zuweilen besonders mächtige und begüterte Einzelne sehr wohl noch den Drang in sich verspüren, sich halbe oder gar ganze Autonomie zu erringen. Dann handelt es sich aber offenbar nicht mehr um eine Aktion des Standes, ein Staat werden wollen des Standes, sondern eben jener starken Einzelnen. Sie wollen nicht als Stand sich von einem Volks- und Staatsverbande absondern, sondern sie wollen neue kleinere staatliche oder doch staatsähnliche Gebilde begründen, in denen sie die Herrscher werden, in denen aber unter ihrer Hoheit sogleich eine neue Standestheilung Platz zu greifen pflegt.

Mit anderen Worten, die Natur des Standes ist so durchaus verschieden von der des Staates, daß er nicht nach eigener, selbständiger Existenz strebt, er stellt sich immer nur als Querschnitt durch das soziale Gebäude dar, der Staat aber als Längsschnitt. Die Klasse im engeren, eigentlichen

Sinne, d. h. das dem Stand analoge soziale Gebilde der differenzierten Stadien der sozialen Entwicklung, zeigt dieselbe Eigenschaft, wie nach allem Vorhergehenden fast selbstverständlich ist, eher in noch ausgesprochenerer Form. Ihr wie des Standes Bestreben ist durchaus darauf beschränkt, auf den Staat Einfluß zu erlangen, ihn im eigenen Interesse zu dirigieren, niemals aber ihn zu ersetzen.

Und ähnlich ist das Verhältniß auch viertens in Bezug auf die Eigenschaft, die zuletzt als für den Staat charakteristisch aufgeführt wurde: Stand und Klasse verfügen über eine weit geringere Gewalt über ihre Mitglieder, als der Staat über seine Angehörigen. Freilich fehlt es auch hier an Ausnahmen nicht, an scheinbaren und wirklichen, und sie sind hier zahlreicher als in den übrigen Punkten, aber das sozial-morphologische Gesammtbild wird durch sie trotzdem nicht verändert. Unendlich oft ist nämlich zum Mindesten der moralische Einfluß der Stände sehr stark: in allen Mittelaltern beherrscht er Brauch und Sitte, Recht und Gewohnheit ihrer Mitglieder fast immer stärker als der des Staates. Er dringt auch ein in die Ausführung der Gesetze, insofern der Stand auf die Zusammensetzung der Gerichte einwirkt, aber eben hierin zeigt sich doch die Unzulänglichkeit seiner Macht: es fehlt ihm an der Erzwingbarkeit seiner Maßregeln. Er muß, um sie einigermaßen zu ersetzen, auf Schleichwegen die Organe des Staates sich unterthänig zu machen suchen, er unternimmt es auch wohl hie und da sie durch eigene Institutionen zu verdrängen — heute sind die Ehrengerichte der Offiziere ein letztes Residuum dieser früher oft viel stärker ausgebildeten Versuche; er ersetzt auch durch tumultuarische Selbsthilfe, heute durch Lynchjustiz z. B., solche Einrichtungen, er übt durch wirthschaftliche Verabredungen Zwang aus — man denke an die Boykottierungen unserer Arbeiter — aber dies alles sind doch nur Surrogate einer wirklichen Gewalt. An Macht kann sich der geschlossenste Stand mit dem Staate nicht messen: seine Maßnahmen erreichen fast nie die Unbedingtheit der Durchführ-

barkeit, die den staatlichen so selten fehlt, von der Klasse der weiter vorgeschrittenen Entwicklungsstadien ganz zu geschweigen.

2. Volk und Völkergesellschaft.

Das System der sozialen Verbände in einer Völkergesellschaft läßt sich mit einem Quaderbau vergleichen. Die Familien bilden die einzelnen Steine, diese kleinsten Verbände sind wohl sehr gedrungene, fest cohärierende Körper, aber sie sind nur das Material für die größeren Bautheile. Die einzelnen Schichten der Bevölkerung, die Stände oder Klassen stellen in ihrem Aufbau Querlagen dar, die wenigstens höher hinauf nicht auf eigenem Fundament ruhen, im Gegentheil darauf angewiesen sind, die eine sich auf die andere zu stützen. Die Staaten aber reichen im Längsschnitt von der Spitze bis zum Grunde herab, umfassen in ihrem ganzen Bereich jene Querschichten; sie beruhen in sich selbst, sie bedürfen keiner anderen Stütze außer ihren eigenen Theilen. Nur in einem Stücke läßt der Bauplan erkennen, daß der Staat selbst wieder nur ein Theil, noch nicht ein Ganzes ist: seine Querlagen, die Stände und Klassen, gehen durch mehrere einzelne Längstheile, durch mehrere von den Staaten hindurch.

Und damit freilich reichen sie an Bedeutung über die Grenzen des Staates hinaus: mögen diese Grenzen auch noch so scharf und bestimmt sein, vom Standpunkt einer ganzen Staatengruppe sind die Stände und Klassen, wenigstens in die Breite hinaus, viel weiter ausgedehnte soziale Gebilde, internationale Gruppierungen. Gewiß nehmen sie als solche an Fähigkeit und Geschlossenheit des Zusammenhaltes beträchtlich ab, sie sind — wenigstens soweit die bisherige historische Erfahrung reicht — in dieser ihrer vollen Ausdehnung noch viel lockerere Gebilde, als in der Beschränktheit ihrer Theile, aber sie sind immerhin noch Gemeinschaften, deren Solidarität sich in einzelnen Fällen lebhaft bethätigt hat. Das Alterthum kommt zwar nicht in Betracht, die einzige große, weit-

verzweigte und aus einigermaßen ebenbürtigen Gliedern bestehende Gesellschaft von Kulturvölkern, die es aufzuweisen gehabt hat, ist doch nicht so gedrungen und fest zusammenhängend gewesen, daß man von internationalen Ständen oder Klassen reden dürfte. Man denke aber etwa an die internationale Unternehmung eines mittelalterlichen Standes, den ersten Kreuzzug, der aus der westeuropäischen Ritterschaft sich zusammenschloß. Man kann in diesem Falle zwar durchaus nicht von irgend welcher für längere Dauer berechneten Organisation sprechen, es handelt sich nur um einen temporären und gewiß sehr tumultuarischen Zusammenschluß, aber auch dieser wäre nicht denkbar gewesen, ohne die Voraussetzung einer gemeinsamen Standesatmosphäre, wie sie denn in der That auch Sitte und Brauch der Ritterschaften in den betheiligten Ländern beherrscht hat. Doch fehlt es auch an anderen, entschiedener ausgeprägten Beispielen einer Manifestation solcher internationaler Zusammenhänge nicht. Sogar die sonst so viel lockereren Verbände der Klassen haben sich derart erweitert und in einem Falle sogar die bisher straffste Organisation zu Stande gebracht. Der Zusammenschluß der Sozialdemokraten aus einer ganzen Anzahl von Ländern ist die sicherlich charakteristischste Form einer aus dem Klassenbewußtsein heraus geborenen internationalen Veranstaltung, und die Abhaltung von internationalen Kongressen für bestimmte Zweige der Arbeiterschaft giebt ihr wenig an Bedeutung nach. Die Hitze eines besonders heftigen Klassenkampfes, vielleicht auch — was hier noch unerörtert bleiben soll — die wachsende Verschmelzung der europäischen Völkergesellschaft haben in diesen Fällen sogar die schwächere Form der ständischen Einung in die Schranken des Staates Bresche legen lassen. Daß auch die kleinste der sozialen Gemeinschaften, die Familie, in vereinzelten, aber immerhin nicht ganz seltenen Fällen, so in der Gegenwart, die Grenzen der Staaten zu überschreiten vermag, ist für den sozialen Gesammtprozeß nicht allzu wichtig, aber ein immerhin bemerkenswerthes Symptom. Es ist in Zeiten schrofferer staatlicher Abgeschlossenheit etwas Undenkbares.

Und noch eine soziale Konfiguration ganz besonderer Art giebt es, die ebenfalls an die Grenzen des Staates nicht gebunden ist, die oft mit ihnen gänzlich zusammenfällt, die sie aber auch oft durchkreuzt, oft auch mehrere von einander unabhängige Staaten ganz oder theilweise umfaßt: das Volk. Meist hat man sich leichthin mit der etwas oberflächlichen, d. h. nur zuweilen, aber bei weitem nicht immer zutreffenden Definition abgefunden, der Staat sei das organisierte Volk, und so beide als im Grunde identisch hingestellt; aber der erste Blick auf die Geschichte lehrt, wie wenig zureichend eine solche Begriffsbestimmung ist. Im Alterthum z. B. ist das griechische Volk in seinen starken Zeiten nie über seine staatliche Zerspaltenheit hinausgekommen, aber man wird dieser nie recht organisierten und kaum genau abgrenzbaren Gesammtheit der Hellenen ihre Existenz und ihre soziale und deshalb auch politische Wirksamkeit nimmermehr abstreiten dürfen. Das römische Imperium aber umfaßte zuletzt eine ganze Welt von Völkern in seinem staatlichen Verbande und man wird nicht behaupten dürfen, daß deren nationale Besonderheit durch diese Unterwerfung und Aufsaugung völlig zerstört worden sei. Die mittelalterliche und neuere Geschichte ist vollends reich an Beispielen dafür, daß sowohl derselbe Staat mehrere Völker, wie dasselbe Volk mehrere Staaten umfassen kann. Der heutige deutsche Staat läßt noch einen sehr großen Theil des deutschen Volkes außerhalb seiner Grenzen; Oesterreich umspannt eine ganze Anzahl von Völkern in einem Staatsverbande und im übrigen Europa fehlt es nicht an weiteren Analogien — man denke an die Iren, Finnen, Basken, Mazedonier, Epiroten und so fort. Damit sind genug schlagende Beispiele von Nichtidentität der beiden sozialen Gebilde gegeben. Man wird also festhalten müssen, daß der Staat allerdings nicht selten ein einheitlich geleitetes, geordnetes, gegliedertes, wehrhaftes Volk darstellt, aber durchaus nicht immer.

Welche bessere Definition soll man nun aber an die Stelle dieser nicht als allgemein giltig befundenen setzen?

Die Abstammung, die Blutsgemeinschaft, an die man zuerst denkt, wird doch auch für das Volk, für die Nationalität nicht zum alleinigen Kriterium erhoben werden können. Denn einmal ist sie überaus schwierig festzustellen, selbst bei ganz rassereinen Völkern und Volkstheilen. Man erinnere sich, wie neuerdings die Merkmale des Körperbaus, insbesondere die Abmessungen des Schädels, zum Ausgangspunkt für Theorien gemacht worden sind, die beweisen wollen, daß die Germanen als ein aus zwei sehr verschiedenen Bestandtheilen gemischtes Volk anzusehen seien. Aber selbst minder hypothetische, auf historische Zeiten abzielende Feststellungen thun dar, daß auch aus ganz verschiedenen Volksgruppen ein einheitliches Volk erwachsen kann: das englische, das sich nachweisbar nach und nach aus Kelten, Angelsachsen, Dänen und Normannen zusammensetzte, ist doch zu einem der ausgeprägtesten Nationaltypen erwachsen, von denen die Geschichte weiß. Die Spanier haben ebenfalls seit einem Jahrtausend gemischtes Blut in ihren Adern: das der Iberer, Kelten, Germanen, Mauren ist hier zusammengeflossen. Die Franzosen sind vollends ein keltisch-romanisch-germanisches Mischvolk, die Italiener sind es noch mehr, zu allen alten Bestandtheilen, die auch vermuthlich schon sehr verschiedenen Ursprungs waren, sind hier im Norden germanische, im Süden sicherlich afrikanische Elemente gekommen.

Dennoch wäre sicherlich nichts verkehrter, als anzunehmen, die Abstammung sei gleichgiltig, oder auch nur nicht im höchsten Maße wichtig für den Begriff des Volkes. Fast alle die Stammesverschiedenheiten, von denen hier die Rede war, sind — das ist sehr bemerkenswerth — keine Rassenverschiedenheiten, es handelt sich fast immer um Zweige und Aeste des großen indogermanischen Volksstammes. Wie viel schwerer die Aufnahme rassefremder Elemente in das Blut von ausgewachsenen Volkskörpern ist, erweist die Stellung der Juden in einer Anzahl europäischer Länder. Sie ist Jahrhunderte lang eine gänzlich isolierte gewesen und selbst in einer Zeit der allgemeinen Nivellierung vollzieht sich ihre Aufsaugung

nur unter Schwierigkeiten, unter sehr langsamer Ueberwindung gegenseitiger Abwehrversuche. Erst der wachsende Nationalismus der Gegenwart hat zwar auch diesen Gegensatz verstärkt, aber daneben so viele andere Konflikte verschärft oder erst hervorgerufen, daß er heute keine Ausnahme mehr bildet: im Gegentheil, die österreichischen Nationalitätskämpfe sind radikaler und leidenschaftlicher, als die des sichtbar schwächer werdenden Antisemitismus. Aber auch von dieser Frage abgesehen sind alle jene Beispiele an sich keine Beweise für die geringe Geltung der Abstammung; die allermeisten von ihnen erweisen vielmehr, daß sich die Verschmelzung verschiedener Volkselemente zwar durchgesetzt hat, daß ihr aber eine lange Zeit kämpfereicher Auseinandersetzung vorausgegangen ist, während dem ein wirkliches Volk eben noch nicht vorhanden war. Ist diese Epoche der Nationalitätsbildung vorüber, ist das eine ethnische Element durch das andere besiegt oder aufgesogen, oder haben sie sich zu ungefähr gleichen Theilen verschmolzen, dann, aber auch erst dann darf von einem wirklichen Volke gesprochen werden. Aus allen dem aber geht hervor, daß die Einheit des Blutes zwar zu den Voraussetzungen für den Begriff des Volkes gehört, daß sie aber nicht schon immer, sondern nur eine gewisse Zeit lang bestanden haben muß. Eine Mischung ganz verschiedener Bestandtheile kann vorhergegangen, muß aber in der Hauptsache völlig perfekt geworden sein. Die Aufnahme kleinerer Fremdtheile in das Blut eines großen Volkskörpers kann auch später noch stattfinden, ohne daß dadurch seine Einheit alteriert, seine Eigenschaft als Volk vermindert würde.

Dazu aber müssen noch zwei weitere Gemeinsamkeiten treten, ohne die ein Volk nicht zu denken ist: die der Sprache und der Sitte, d. h. die elementarsten Anzeichen der Einheitlichkeit von geistiger und sozialer Kultur. Nicht als ob die einzelnen Theile eines Volkes nicht in diesen beiden Stücken partiell differenziert sein könnten: Dialekte und Lokalbräuche wird niemand als Durchbrechungen der Volkseinheit ansehen,

aber im Ganzen und Großen ist dieser Gemeinbesitz ebensowohl die Voraussetzung des Volksbegriffs, wie seine relative Stammes- und Blutseinheit.

Allerdings schwankt nicht nur in Deutschland der Sprachgebrauch in Hinsicht auf die Begriffe von Volk und Nation. Engländer und Nordamerikaner wird man nicht ohne Weiteres als ein Volk, eine Nation bezeichnen, obwohl sie es sicher sind: denn sie theilen die drei Einheiten mit einander. Und von einer angelsächsischen Rasse, von der man in diesem Falle wohl spricht, ist doch nur mit Unrecht die Rede, da die Angelsachsen keine Rasse, sondern nur ein Bestandtheil einer solchen, der indogermanischen sind. Unvermerkt mischt sich schon der engere Begriff des staatlich geeinten Volkes ein; konsequenter Weise aber wird man daran festhalten müssen, daß die Grenzen eines Volksthums, einer Nationalität ganz unabhängig von der staatlichen Grenze sind.

Für das System der Soziologie aber sind unter Umständen alle diese über die Grenzen des Staats hinausreichenden Einungsformen, Stand, Klasse, Familie, Volk, auch deshalb wichtig, weil ihr Vorhandensein auf ein noch weiteres, noch lockereres soziales Gebilde hinweist, das Staaten und internationale Klassen gleichmäßig umfaßt. Stellen die einen Quer-, die anderen Längsschichten eines Baues dar, so muß auch dieser selbst als eine Einheit aufgefaßt werden. Und die Völkergesellschaft — denn so wird man diese Totalität nennen müssen — ist es auch, so schwach und schwank auch der Zusammenhalt sein mag, der seine einzelnen Glieder und Theile verbindet: sie stellt ebensowohl ein soziales Gebilde dar, wie etwa die internationale Klasse, die ja nur ein Theil von ihr ist. In der griechisch-römischen Epoche der europäischen Geschichte ist diese Form sozialer Gemeinschaft vielleicht nur eine kurze Zeit lang aufgetaucht: das Nebeneinander der griechischen Staaten in der Blüthezeit ihrer Macht, an das man zuerst zu denken geneigt ist, kann doch nicht in Betracht kommen. Es war eine enger begrenzte Verbindung: diese Gemeinwesen,

auch die selbständigen überseeischen Kolonien, waren bei aller politischen Unabhängigkeit doch Glieder einer Nation, es war die Staatengruppe eines Volkes, nicht aber eine Völkergesellschaft. Einige Jahrhunderte später aber, zur Zeit der stärksten Expansion des römischen Staates, wird man von einer solchen reden dürfen: die Umwohner des mittelländischen Meeres, Römer, Griechen, Karthager, Aegypter und die nächsten westasiatischen Staaten hatten alle ein gewisses Maß gemeinsamer Kultur und eine Fülle internationaler Beziehungen. Doch ist dem Bestande dieser Völkergesellschaft bald dadurch ein Ende gemacht worden, daß das römische Reich sie ganz und gar verschlang und sich einverleibte: das Imperium der Cäsaren war das erste — und bisher einzige — Beispiel dauerhafter politischer Unifizierung einer ganzen Völkergruppe und in gewissem Sinne auch nur dadurch ermöglicht, daß ihr eine solche Kulturgemeinschaft vorausgegangen war. Eine so große Anzahl verschiedener Völker wäre vielleicht für den Augenblick zusammenzuraffen und zu unterwerfen gewesen, wie es Alexander gethan hatte, aber man hätte sie nimmermehr über ein halbes Jahrtausend lang vereinigt halten können, wäre nicht jene Vorstufe lockerer Einigung und kultureller Homogenität vorangegangen. Die hellenische Kultur hat dem römischen Imperium erst den Boden bereiten müssen.

Das römische Reich stellte in seiner Vereinigung so vieler Staaten in gewissem Sinne eine höhere, noch engere und konzentriertere Form des Völkervereins dar, die sich zur Völkergesellschaft verhält wie der Nationalstaat zu einer Gruppe von Staaten einer Nationalität. Doch da diese Gestalt sozialer Einigung, die in einer historischen Soziologie unzweifelhaft als eigene Kategorie betrachtet und mit besonderer Aufmerksamkeit untersucht werden müßte, in der neueren Zeit noch kein Seitenstück gefunden hat, so darf hier von ihr abgesehen werden.

Jene antike Völkergesellschaft aber, die diesem Universalstaat voraufging und unvergleichlich viel lockerer war, ist durch

die analogen Bildungen der späteren Epoche europäischer Geschichte bei Weitem an Intensität übertroffen worden. Dieser neue Völkerverein, der sich zuerst aus den germanisch-romanischen Nationen entwickelte, später fast alle europäischen und zuletzt alle zivilisierten Völker in sich aufnahm, verdankt diese große Dichtigkeit vielleicht vor allem dem Umstande, daß er ursprünglich zu den alten Banden der kulturellen Einheit und naher internationaler Beziehungen noch ein drittes fügte, das ihn zu einer Zeit, wo er zu einer eigentlichen Völkergesellschaft noch gar nicht herangereift war, sogar dem Volk, der Nation sehr angenähert hat: die Gemeinsamkeit der Abstammung. Später, als diese Völkergruppe sich vielfach differenzierte, ist trotzdem die Einheit der Rasse bewahrt worden: sie war und blieb indogermanisch; wenige Sprengstücke anderer Rassen, die ihm einverleibt wurden, können nicht ins Gewicht fallen. Ja selbst heute, da ihr Bereich den Erdball umfaßt, ist diese Rasseneinheit kaum wesentlich alteriert worden; der eine Völkerstamm ist der Herrscher der Welt geworden.

Doch wird man auf diese Blutsverwandtschaft der Völker, die in den letzten anderthalb Jahrtausenden die Träger der Weltgeschichte geworden sind, nicht allein den Ton legen dürfen. Die ausschlaggebenden Momente bleiben sicherlich, wie in jenem antiken Präzedenzfalle, ein gewisses Maß gemeinsamer Kultur und ein gewisses Maß gegenseitiger politischer, d. h. im weiteren Sinne sozialer Beeinflussung. Begreift man die gesammte mittelalterliche und neuere Entwicklung der europäischen Völkergesellschaft als eine Einheit, so ergiebt sich also eine sehr geringe Anzahl von Fällen einer ausgebildeten Völkergemeinschaft, nämlich zwei. Denn ein weiteres, voll entwickeltes Seitenstück wird man im Laufe der historisch beleuchteten Epochen der Weltgeschichte schwerlich nachweisen können. Es hat allerdings an Ansätzen und Keimen, oder wenn man will, nicht ganz ausgereiften Bildungen dieser Art nicht gefehlt, man könnte vor allem an die muhammedanischen

Völker zur Zeit der Abbasiden, oder an Mittel- und Ostasien, nämlich Tibet, China, Korea, Japan denken, aber alle diese Beispiele sind jenen zweien nicht wirklich analog und ebenbürtig. Man würde sonst zuletzt noch bis zu den wilden Stämmen Nordamerikas oder den Negervölkern Afrikas heruntersteigen müssen. Ist es aber erlaubt, aus zwei Fällen eine Regel abzuleiten, so wird man von einer Völkergesellschaft dann sprechen dürfen, wenn eine Anzahl von Nationen eine größere oder geringere Menge von Kulturgütern mit einander theilt und wenn es zwischen ihnen zu regelmäßigen äußeren Berührungen kommt. Die Gemeinsamkeit der Kulturgüter erstreckt sich nicht wie bei den Völkern bis auf die fundamentalsten Elemente, namentlich nicht auf die Sprache, aber sie kann — wie die Gegenwart zeigt — die feinsten und zartesten Kulturgüter, Glauben, Dichtung, Kunst und Wissenschaft auf das stärkste beeinflussen. Die politischen Wechselbeziehungen aber sind in noch höherem Grade die nothwendige Voraussetzung für den Bestand einer Völkergesellschaft; wo sie mangelhaft ausgebildet sind, wie etwa im frühen Mittelalter der germanisch-romanischen Nationen, wird man von einer keimenden, entstehenden, aber noch nicht von einer voll ausgebildeten Völkergesellschaft sprechen können. Ehe eine Völkergesellschaft nicht auch ein gemeinsames, sie ganz umfassendes Staatensystem aufweist, wird man sie noch nicht so nennen, sondern nur etwa von einer Völkergruppe reden dürfen.

Gewiß steht dieser politische Kontakt auch in den Fällen der kondensiertesten Völkervereinigung sehr weit hinter dem zurück, der etwa die Territorien eines Staates zusammenhält, und dennoch wird man die Völker- oder Staatengesellschaft als ein soziales Gebilde ansehen können, das dem Staate nicht ganz unähnlich ist. Sie hat eine innere Politik, wie jener: es ist die internationale, die auswärtige Politik der Staaten, ihrer Glieder, und sie hat zuweilen, bei irgend festerem Zusammenschluß, auch eine auswärtige Politik, d. h. ein gemeinsames Verhalten gegen alle nicht zu ihrem Bunde

gehörigen Völker und Länder. Ein Staatenbund weist zuweilen Institutionen und Verhältnisse auf, die nicht viel festerer und geschlossenerer Natur sind, als die einer solchen Völkergruppe. Und wird man auch z. B. das heute so genannte Völkerrecht noch nicht mit dem Recht der Staaten auf eine Stufe stellen wollen, weil ihm eines der wichtigsten Erfordernisse, die Erzwingbarkeit, fehlt, so liegt hier vielleicht doch schon ein fruchtbarer Keim für sehr viel weiterführende Entwicklungsmöglichkeiten der Zukunft vor.

Die Völkergesellschaft aber ist auch heute noch das weiteste, das ausgedehnteste soziale Gebilde, das es giebt. Der Menschheit im Ganzen, d. h. dem einzigen Verbande, der allein noch umfassender sein könnte, als die Gemeinschaft der nach europäischer Art zivilisierten Nationen, wird man heute schwerlich den Charakter einer sozialen Vereinigung beilegen dürfen, dazu fehlen ihr nicht weniger wie alle Merkmale. Und schon jetzt steht zu vermuthen, daß sie überhaupt niemals als solche eine Rolle spielen wird: die Gesammtheit der europäischen, von Europäern abstammenden und europäisierten Völker wird auch den bisher noch zurückgebliebenen, kaum allzu beträchtlichen Rest aufsaugen und sich einverleiben, sodaß beide Gemeinschaften zu einer verschmolzen sein werden.

Nur im Vorübergehen muß zuletzt noch von einem soziologischen Begriffe geredet werden, der eben nur ein theoretischer Begriff, nicht aber eine soziale Realität ist, von der Gesellschaft.

Es heißt, daß Treitschke in seinen politisch-theoretischen Vorlesungen in seiner drastisch scherzenden Art betheuert habe: er wisse nicht, was man mit dem Begriffe wolle, er habe so oft von dieser alten Dame Gesellschaft gehört und sei ihr doch nie begegnet. Nun zeigt sich in diesem Worte des großen Meisters historischer und publizistischer Koloristik vielleicht ein wenig zuviel von seiner Abneigung gegen eine soziologische Auffassung der Staatstheorie. Treitschke selbst hat sich auch insofern desavouiert, als er die Bezeichnung Gesellschaft selbst

keineswegs aus seinem Sprachgebrauch ausgeschlossen hat. Aber man wird bereitwillig zugeben dürfen, daß der Ausdruck so unklar und unbestimmt ist, daß man ihn vielleicht ganz missen könnte. Denn wie alle Bezeichnungen, mit denen fortwährend wechselnde und schwankende Begriffe verbunden sind, ist er nicht ganz glücklich gewählt. Spricht man von Staat und Gesellschaft, so denkt man in der Regel an das Verhältniß des Staates zu den Klassen, zuweilen auch zu den andern sozialen Körpern. Redet man von den Sünden der Gesellschaft, so versteht man damit in der Regel nur das in dem besonderen Fall als tadelnswerth angesehene Verhalten etwa einer Klasse zur andern, oder auch einer Klasse, einer Familie zu einem Einzelnen ihrer Glieder. Zuweilen auch schwebt dabei die Nebenvorstellung eines über die Staats- und Volksgrenzen hinausreichenden größeren sozialen Verbandes: man gebraucht die Wendung die europäische oder die amerikanische Gesellschaft fast in demselben Sinne, wie den soeben erläuterten Begriff der Völkergesellschaft. Und die Reihe der Anwendungsformen dieser schwankenden und dehnbaren Bezeichnung ließe sich noch nach mehreren Richtungen hin vermehren. Trotzdem wird man ihr dort eine gewisse Existenzberechtigung nicht versagen dürfen, wo es sich um den gesammten Komplex oder einen sehr großen und vielleicht auch in Wahrheit nicht ganz sicher bestimmten Theil der sozial bedeutsamen Gemeinschaften handelt. Insbesondere für die Totalität aller dieser Gruppen außer dem Staat, also für Familie, Stände und Klassen zusammen, hat sich die Bezeichnung Gesellschaft so fest eingebürgert, daß man sehr wohl an ihr festhalten darf.

Zweiter Abschnitt.

Soziale Bewegungen.

1. Absonderungs- und Gesellschaftstrieb.

Aber mit der Erläuterung und Begrenzung der verschiedenen Formen menschlicher Vereinigung ist erst der eine Theil von den Aufgaben erledigt, die auch dem summarischsten Versuch der soziologischen Grundlegung für eine allgemeine sozialgeschichtliche Darstellung zugewiesen werden müssen. Wichtiger fast und jedenfalls schwieriger ist eine Verständigung über die treibenden Kräfte des sozialen Lebens, deren letztes Produkt jene Verbindungen im Grunde nur sind. Die moderne Soziologie, insbesondere das Genie Gabriel Tardes, hat von ihnen einige der wesentlichsten und elementarsten zu erkennen und zu beschreiben gewußt, die Nachahmung und die Neuerung, die Schöpferkraft der Erfindung. Doch von diesen im Innersten des menschlichen Geistes wirkenden Faktoren soll hier nicht die Rede sein, sie sind so allgemeiner Natur und von so weit ausgreifender Ausdehnung, daß die Fülle und Mannigfaltigkeit der konkreten sozialhistorischen Thatsachen von ihnen wohl in ihrer Totalität gedeckt und umspannt, aber nicht gegliedert und zerlegt wird. Und darauf vor Allem kommt es hier an: es müssen Begriffe gefunden oder, falls sie schon vorhanden sind, präzis formuliert werden, die große Theilungsprinzipien darbieten und mit deren Hilfe der „unmethodische Klotz“ der historischen Thatsachen zerspalten und in übersichtliche Theile zerlegt werden kann.

Zu solchen Kriterien, die geeignet sind, das an sich unübersehbare Gewirr des Einzelgeschehens zu schlichten und zu ordnen, müßte jedenfalls eine rein deduktive Ueberlegung des sozialen Thatbestandes führen. Aber auch induktiv-historische Beobachtung muß zu einem solchen Ergebniß gelangen, wenn anders sie sich bestrebt, über die Be-

schreibung hinaus zu höheren Begriffen vorzudringen. Es kommt darauf an, große Gemeinsamkeiten in den Geschicken und Wandlungen der einzelnen, nach Art und Gestaltung so sehr verschiedenen sozialen Gebilde zu finden. Und zwar wird man ihre äußere und ihre innere Geschichte scheiden müssen. Die äußere redet von den Beziehungen zwischen den sozialen Einungen unter sich. Die Familie kann durch den Stand, der Stand durch den Staat, der Staat durch die Staatengesellschaft beeinflußt sein; aber auch verschiedene Staaten oder Stände oder Klassen können auf einander Einfluß gewinnen. Ob für diesen Theil der sozialen Entwicklung sich eine maßgebende Regel oder gar mehrere aufstellen lassen werden, möchte ich heute noch dahingestellt sein lassen. Die Staaten und Staatengesellschaften haben offenbar eine starke Tendenz zur Ausbreitung, zur Vermehrung und Erweiterung ihres Besitzstandes, zur Zusammenfassung kleinerer zu immer größeren Einheiten. Dieses Streben zur Expansion tritt vielleicht nicht in allen Stadien der Entwicklung gleich stark auf, aber es macht sich fast immer geltend. Zwischen den tumultuarischen Eroberungszügen frühmittelalterlicher Heerkönige und der systematischen Ausdehnung moderner Kolonialreiche ist mancher Unterschied, aber das ausschlaggebende Charakteristikum bleibt. Die Familie dagegen scheint eher umgekehrt im Verlauf ihrer Entwickelung die Neigung zur Zusammenziehung, zur Einschränkung ihres Umfanges zu haben. In allen frühen Mittelaltern ist die Familie ein sehr ausgedehntes Gebilde; sie sucht in ihren abgeschwächten Formen, im Geschlecht und vielleicht noch im Stamm den alten Blutsverband aufrecht zu erhalten. Später giebt sie alle diese Außenwerke auf und wird mehr und mehr zur Kleinfamilie; noch in der Gegenwart ist der Prozeß nicht zur Ruhe gekommen, Kraft und Geltung verwandtschaftlicher Bande ist noch immer im Erschlaffen begriffen. Klassen und Stände dagegen verhalten sich wechselnd: sie neigen lange Zeitstrecken hindurch zu immer weiterer Differenzierung und Spaltung oder aber — wie alle Aristokratien —

zu spröder und exklusiver Kondensierung; dann wieder bemächtigt sich ihrer, ähnlich wie der Staaten, die Neigung, sich nach allen Seiten zu öffnen, sich zu erweitern, andere analoge Gebilde zu annektieren und zu gewaltigen Massen anzuschwellen. Man denke einerseits an die Mannigfaltigkeit der Standestheilung in manchen Mittelaltern, an die öfters noch mehr differenzierte Klassentheilung des neunzehnten Jahrhunderts und andrerseits an die gewaltige Expansionskraft der modernsten Klassenbewegung, der der Industrie-Arbeiter.

Klarer und übersichtlicher scheiden sich die Formen der historischen Bewegung auf dem Gebiet der inneren Geschichte der sozialen Gebilde. Hier ist eine entscheidende Eigenschaft als allen gemeinsam und zugleich als der Träger der wichtigsten Wandlungen unwiderleglich nachzuweisen: ihre Zusammensetzung aus dem sozialen Atom, dem Individuum. Sie alle, von der kleinsten bis zur weitesten Gemeinschaft, Familie, Stand, Klasse, Staat, Volk, Völkergesellschaft setzen sich aus Einzelnen zusammen und die soziale Geschichte erweist, daß dieses Verhältniß zwischen Individuum und Gemeinschaft das bei weitem wichtigste, wenn nicht schlechthin ausschlaggebende für die inneren Wandlungen aller Formen dieser Gemeinschaft ist. Es könnte auf den ersten Blick scheinen, als nähme die Völkergesellschaft in dieser Hinsicht eine Ausnahmestellung ein: als sei sie, wie die Traube aus den Beeren, nur aus den sozialen Einheiten der Staaten und Völker, nicht aus den Atomen der Einzelnen zusammengesetzt. Und doch ist dem nicht so; auch für sie ist, wie sich bei näherer Untersuchung wird aufzeigen lassen, am letzten Ende das Verhalten des Einzelnen zu den ihn rings umgebenden Einungen, insbesondere zu Staat und Klasse einerseits und zu dem weiteren Verbande der Völkergruppe andrerseits ausschlaggebend.

Soll man aber das Verhältniß zwischen dem einzelnen Menschen und den Verbänden, in die er schon durch seine Geburt hineingestellt ist, analysieren, so wird man wohl thun, vom Einfachsten und eben deshalb Allgemeinsten auszugehen.

Und da ergiebt sich die scheinbar sehr schlichte, in der Tragweite ihrer Einflüsse aber unabsehbar bedeutende Beobachtung, daß der Einzelne entweder geneigt ist, sich den Gemeinschaften, in die er hineingeboren ist, willig hinzugeben, sich ihnen rückhaltlos anzuschließen oder aber wünscht sich gegen sie zu sträuben und sich ihnen zu entziehen. Er versteht sich in dem einen Falle gern dazu, sich den sozialen Gebilden, deren Glied er ist, zu unterwerfen, ihnen Opfer an Rechten und Freiheiten, bewußten und unbewußten Eigenthümlichkeiten zu bringen; im andern aber sucht er ihrer Herrschaft zu entschlüpfen, sich auf sich selbst zurückzuziehen. Ja man wird sagen dürfen, daß der Trieb zur Hingabe, zum Aneinanderrücken, die letzte Ursache für die Entstehung aller sozialen Gebilde ist. Familie, Staat, Stand, Klasse und zuletzt die Völkergesellschaft, sie danken dieser Kraft im Grunde selbst ihr Dasein. Und vielleicht wird man sagen dürfen, daß eben deshalb dieser Drang nach Zusammenschluß, nach Vereinigung als der stärkere, als der mächtigere von den beiden angesehen werden muß, weil er alle diese Bande um die Menschen geschlungen und mit ihnen den entgegengesetzten Trieb, den nach Absonderung und Selbständigkeit, immer wieder überwunden hat.

Für den Fortgang der Entwicklung ist indessen wichtiger, wie diese beiden großen Triebkräfte des sozialen Lebens auf die schon bestehenden Gemeinschaften eingewirkt haben. Und da ist vor Allem zu bemerken, daß die gleichzeitig bestehenden Formen sozialer Verbindung von diesen Tendenzen nicht immer gleichmäßig stark betroffen werden. Der Opposition des Individuums gegen den Stand wird nicht immer die gegen den Staat und noch weniger die gegen die Familie entsprechen, aber soviel läßt sich doch sagen, daß derartige Emanzipationsbestrebungen des Einzelnen der Regel nach nicht bei einer Kategorie sozialer Vereinigung stehen bleiben, sondern alle andern früher oder später ebenso zu ergreifen pflegen. Soziale Prozesse dieser oder ebensowohl auch der entgegengesetzten Richtung vertheilen sich zuweilen über ganze Jahrhunderte;

sie wechseln vielleicht auch zeitweise ihr Objekt und richten sich einmal gegen den Stand, einmal gegen den Staat, aber daß sie eines Ursprungs sind, Manifestationen einer einzigen sozialen Tendenz, wird man nicht leugnen können.

In aller Verfassungs- und Verwaltungs-, in aller Standes- und Klassen-, Wirthschafts- und Rechtsgeschichte werden sich individualistische und assoziative Tendenzen [1]), werden sich Persönlichkeits- und Genossenschaftsdrang unterscheiden lassen. Eine soziologische Kasuistik aller der Formen zu geben, die diese beiden großen Grundströmungen annehmen können, ist hier nicht im mindesten beabsichtigt; nur einige der auffälligsten ihrer Manifestationen sollen angedeutet werden.

Alle Verfassungs- und Verwaltungsfragen sind von nichts so sehr abhängig, als von der Neigung der Einzelnen, sich dem Staate unterzuordnen, oder der entgegengesetzten, sich ihm zu entziehen; ganze Staatsformen danken der einen ihren Ursprung: die Demokratie aller Epochen wie der Konstitutionalismus der modernen Monarchien beruhen vor allem auf der prinzipiellen Absicht, den Einzelnen gegen die Macht des Staates sicher zu stellen. Der Absolutismus andrerseits und alle ihm an politischer Stärke nahe kommenden verwandten Formen der Staatsleitung wünschen nichts sehnlicher, als den Einzelnen fest einzugliedern in das Gefüge des Gemeinwesens und seine Kräfte diesem so weit als möglich dienstbar zu machen. Die soziale Ordnung eines Volkes kann ganz und gar auf dem Gedanken der Genossenschaft aufgebaut sein und sie kann ebensowohl nichts mehr schützen und wahren wollen, als das Recht

[1]) Diese beiden Pole des sozialen Lebens kann man leider nicht als Substantiva, sondern nur in objektivischer Form einander gegenüberstellen. Denn für den Gegensatz des Individualismus ist der ganz korrekte und gut gebildete Ausdruck Sozialismus leider nicht mehr verfügbar, da er für eine viel speziellere soziale Strömung und Anschauung, den modernen Sozialismus, in Beschlag genommen ist. Und da es weder räthlich ist, diese stark ausgeprägte Bezeichnung plötzlich für einen so viel weiteren Begriff anzuwenden, noch auch ein neues Wort zu bilden, muß man sich so behelfen.

des Einzelnen, seine Selbständigkeit und Unabhängigkeit. Stände schreiben ihren Mitgliedern zuweilen ausdrücklich oder unbewußt ihre gesammte Lebensführung vor; die Klassen weiter vorgeschrittener Stadien der sozialen Entwicklung verzichten unter Umständen, wenn nicht ganz, so doch zum größten Theile, aber durchaus nicht immer darauf. Die Familie kann die Individuen, aus denen sie sich zusammensetzt, so fest umklammern, daß ihnen ihr Leben lang kaum eine eigenwillige Regung kommt, und wieder kann der Einzelne sich von ihr fast völlig emanzipieren. Alles Wirthschaftsleben kann auf vorwiegend individualistisch oder vorwiegend assoziativ geordneten Betriebsformen beruhen und selbst das Recht ist diesem letzten und klaffendsten Zwiespalt aller sozialen Ordnung dienstbar gemacht: es hat zuweilen vor Allem den Einzelnen geschützt und zuweilen nichts höher gestellt, nichts wirksamer unterstützt als die Genossenschaft in jeder Art und Form.

Betrachtet man von diesem Gesichtspunkt aus alles historische Geschehen, so gelangt man zu der Ueberzeugung, daß auf die Geschicke der Völker keine Gewalt auf Erden so viel Einfluß hat, wie diese beiden großen Kräfte, die die Menschen auseinandertreiben und wieder zusammenführen. Es ergiebt sich, daß sie die allgemeine Entwicklung einer Völkergruppe, wie die, deren Geschichte hier verfolgt werden soll, noch viel entscheidender beherrschen, als die Tendenzen, die die äußere Geschichte der sozialen Gemeinschaften bestimmen, als die Kondensierung oder Differenzierung, die Verdichtung oder Spaltung, den Zusammenschluß oder die Ausbreitung der Staaten und Klassen. Ja man gelangt dazu, die einzelnen Entwicklungsstadien der sozialen Geschichte nach ihrem Walten abzugrenzen und zu benennen.

Wer von der Einzelbetrachtung und Einzelerforschung des historischen Details herkommt, ist wenig geneigt, die Allgemeingiltigkeit solcher Beobachtungen zuzugeben. Man erklärt dann wohl, das sei ein Spielen mit Begriffen; die geschichtliche Wirklichkeit sei viel zu reich und bunt und mannigfaltig, um

unter solche Kategorien gepreßt werden zu können. So umfassende Erklärungen des menschlichen Handelns kämen nur zu Stande durch tote Abstraktionen, mit denen das lebendige Leben der Menschheit, die Geschichte nichts gemein habe; es seien Definitionen, die nur durch ein völliges Ignorieren der Wirklichkeit zu Stande kämen, die gänzlich leer und hohl seien und für den Historiker kaum wirklichen Nutzen hätten.

Und doch ist ungefähr das Gegentheil davon wahr. Die Bewegung des breiten gewaltigen Flusses der Völkergeschichte vollzieht sich in zwei Schichten, auf der Oberfläche des Flusses spielen die Wellen ihr buntes und scheinbar völlig regelloses Spiel, in der Tiefe aber herrschen die großen, starken Strömungen, die oben zuweilen gar nicht mehr zu erkennen sind, und doch die Richtung der Gewässer allein bestimmen, auch das tanzende Gekräusel der sichtbaren Wogen. Nun aber ist klar, daß wer die Richtung jenes Strömens der Tiefe feststellen will, dem Fluß auf weite Strecken hin folgen muß. Nur eine weitgreifende Historie, die lange Entwicklungsreihen umspannt, die die Jahrhunderte auf und nieder überblickt, kommt überhaupt zu so allgemeinen Feststellungen. Die Geschichtsschreibung ist über die Wirrsale des Geschehens, die alle Geschichte zunächst nur darzubieten scheint, und die freilich nur schwer zu meistern ist, sehr oft nicht Herr geworden. Aber deshalb nun zu folgern, jene starken Grundströmungen existierten nicht, wäre der Gipfel aller Thorheit. Es hieße die großen Realitäten des Lebens leugnen um der kleinen willen, als ob jene nur Schemen, diese aber allein wirklich wären.

Umgekehrt wird der Historiker, der einmal diese Erkenntniß in einzelnen Fällen gewonnen hat und allmählich ihre allgemeine Geltung bewährt gefunden hat, schließlich immer und überall auch in der Einzelheit, im Detail des historischen Geschehens, das Walten dieser großen Kräfte verspüren. Denn gewöhnt er sich nur, sich auch bei der Beobachtung des einzelnen Ereignisses, der einzelnen Entwicklungsreihen ihrer zu entsinnen, so ist er erstaunt über ihre Stetigkeit, ihre zähe

Dauer, man möchte fast sagen über ihre Unvergänglichkeit. Er sieht überall nur dieses Ringen zentrifugaler und zentripetaler Tendenzen, das bald stärker, krampfhafter, bald schwächer, müder sich abspielt, aber niemals ganz aufhört. Bemüht er sich Jahre hindurch nur auf diesen Kampf zu achten, so ist er zuletzt fast erschreckt über die gewaltige Eintönigkeit des sozialen Geschehens, über diese ewige Melodie der Universalgeschichte, die er durch alles Schwertgeklirr der Schlachten, allen Lärm des Parlaments, allen Streit der Gerichte und alles Flüstern der Amtsstuben hindurch hört. Wohl bleibt Jahrhunderte lang die Tonart dieselbe, aber wenn einmal wieder ein ritornar al segno eintreten soll, ist dem scharf aufhorchenden Ohre die Wandlung, fast ehe sie recht eingetreten ist, schon indem sie sich vorbereitet, deutlich vernehmbar.

2. Freie und Zwangsgenossenschaften.

Doch über der Erkenntniß der polaren Wichtigkeit dieser beiden großen sozialen Grundtendenzen, des Persönlichkeitsdranges und des Genossenschaftstriebes, wird man die Mannigfaltigkeit des historischen Geschehens nicht ganz vergessen dürfen. Nicht freilich in dem Sinne, daß man nun nach Art deskriptiver Wissenschaft unter jene großen Kategorien nur wieder die Fülle der Einzelfälle vertheilte, dann wäre ja das Chaos des Details nur wenig geschlichtet, sondern indem man neue große Unterkategorien schafft, die der Differenzierung des realen Lebens entgegenkommen, ohne doch in seiner scheinbaren Zersplitterung und Unübersehbarkeit unterzugehen. Denn in Wahrheit ist diese auf den ersten Blick nicht zu bändigende Verwirrung nur scheinbar, in Wahrheit offenbaren sich ihre Theilphänomene, die ebensowenig leere Begriffe sind, wie jene großen Grundströmungen aufs deutlichste und greifbarste.

Zunächst der Trieb zur Vereinigung, zur Vergesellschaftung: er tritt in zwei verschiedenen Formen auf. Um beim staatlichen Leben zu beginnen: ganz frei geordnete Gemeinwesen, frühmittelalterliche kriegerische Stämme etwa oder späterhin demo=

kratische Bauernrepubliken oder noch wenig plutokratisch abgestufte Bürgerschaften können politisch aufs festeste zusammenhalten und von ihren Mitgliedern die erstaunlichsten Opfer an persönlicher Freiheit und Selbständigkeit verlangen, aber sie beruhen auf freiwilligem Zusammenschluß, auf spontaner Vereinigung. Andrerseits pflegen absolutistisch regierte Monarchien ihren Unterthanen denselben Zwang aufzuerlegen, aber man wird doch Bedenken tragen, sie ohne weiteres derselben sozialen Kategorie der Staatsordnung zuzuweisen, denn sie wurzeln in der Idee eines von oben her ausgeübten Zwanges. Gewiß, um genossenschaftlichen Zusammenschluß handelt es sich in beiden Fällen; jedes Mal opfert das einzelne Glied einer staatlichen Genossenschaft ein hohes Maß von persönlicher Unabhängigkeit, und man wird auch nicht ohne weiteres sagen dürfen, daß die Rechte der Gemeinschaft dort nur ein Ergebniß freiwilliger Uebereinkunft, hier nur ein Produkt von oben her auferlegten Druckes seien. Denn unzweifelhaft übt auch eine freiere Genossenschaft auf ihre Mitglieder einen Druck aus; mag er mehr unbewußt wirken, mag er oft auch durch die Vorstellung erleichtert sein, daß er von einer halbwegs gleichberechtigten Gesammtheit ausgehe, in gewissen Fällen wird er doch vielleicht von Einzelnen ebenso hart empfunden werden, wie jener andere. Und wiederum ist auch eine mit noch so großen Machtvollkommenheiten ausgestattete Staatsgewalt nicht denkbar ohne ein gewisses Maß freiwilliger Hingebung und Unterordnung auf Seiten der Unterthanen. Läßt auch die Gewohnheit der Unterwürfigkeit den skeptischen Gedanken an eine Möglichkeit des Nichtgehorsams kaum aufkommen, so pflegen doch Zeiten anderer Regierungsform nicht so weit zurückzuliegen, daß man sich ihrer gar nicht mehr erinnern sollte, und ist auch die Machtkonzentration in den Händen der Gewalthaber, der Herrscher und ihrer Räthe und Helfer, eine ganz außerordentliche, so ist doch auf die Dauer auch sie nicht wirksam ohne das moralische Fundament einer allgemeinen Genehmhaltung dieser Machtausübung.

So läßt sich sicherlich eine Anzahl von inneren Gemeinsamkeiten und allgemeiner Verwandtschaft zwischen diesen beiden Formen staatlicher Einung nicht leugnen, wie denn auch die äußeren Wirkungen und Ausdrucksformen sehr häufig dieselben oder ähnliche sind. Und trotzdem liegt in dem Moment der größeren oder geringeren Freiwilligkeit, des stärkeren oder linderen Zwanges das Kriterium der Unterscheidung zwischen beiden. Es ist ein anderes, wenn ein Stamm, ein Volk nahezu gleichberechtigter Männer sich zur Erfüllung gemeinsamer politischer und vielleicht auch sehr hochgespannter Pflichten zusammenschließt, als wenn ein Herrscher und eine an Zahl geringe Beamtenschaft eine Nation zu demselben oder einem ähnlichen Zusammenschluß lenkt und nöthigt. Man wird in dem einen Falle von freiwilliger, in dem andern von Zwangseinigung sprechen dürfen. Jedes Mal giebt dann die überwiegende Eigenschaft den Namen her, ohne daß damit die in minderem Maße beigemischte entgegengesetzte als ausgeschlossen erscheinen soll. Ja man wird von Tendenzen der zwangsmäßigen Vereinigung auch in nicht absolutistisch regierten Staaten reden dürfen. Wenn in einer Aristokratie oder einer Demokratie der Staatsgedanke zu absoluter Geltung gebracht wird, etwa durch eine straffe Rechts- oder Heeresordnung, so liegt hier sicherlich wenigstens ein Streben im Sinne des zwangsgenossenschaftlichen Prinzips vor.

Und es ist charakteristisch, daß nicht nur die Verfassungsordnung der Staaten, sondern auch ihre Verwaltungs-, ihre Gerichtsorganisation diese Gegensätze wiederspiegelt: die meist sehr unregelmäßig zusammengesetzten Behörden frühmittelalterlicher Staatsgebilde beruhen auf dem Zusammenwirken ebenbürtiger, gleichberechtigter Mitglieder; absolutistisch regierte Monarchien aber pflegen entweder diese tumultuarische Kollegialität in eine geregelte, auf Arbeitstheilung beruhende umzuwandeln, oder, was noch bezeichnender ist, ein hierarchisch geordnetes Beamtensystem an ihre Stelle zu setzen.

Nicht minder abhängig von dieser Spaltung der Formen

des Zusammenschlusses zeigt sich die Rechtssprechung. Die älteren Organisationen der Gerichtsbarkeit beruhen zumeist auf demselben Prinzip der gemeinsamen und gleichberechtigten Thätigkeit, sei es aller Richter, sei es einer Anzahl von Volksgenossen. Mit der Umwandlung einer freiwilligen in eine mehr zwangsmäßige Staats-Assoziation pflegt aber auch eine Einschränkung dieser Richter-Genossenschaften Hand in Hand zu gehen: der urtheilende Vorsitzer, der auch die alten Volksgerichte geleitet hatte, verdrängt nun die ehemaligen Richtgenossen des weiteren Ringes ganz und die des engeren werden aus freiwilligen bedienstete Richter, oder aber sie werden ebenfalls abgestoßen und der Beamte, der zwangsmäßig eingesetzte Einzelrichter bleibt zurück. Und auch die umgekehrte Wandlung ist in noch späteren Stadien sozialer Entwicklung zu beobachten. Die richtende Genossenschaft der Bürger kann auch den einzelnen, ernannten Berufsrichter wieder theilweise verdrängen: man denke an die modernen Geschwornen.

Die im engeren Sinne sozialen Gebilde des Standes, der Klasse, der Familie sind zu lockere Vereinigungen, als daß sich in ihnen das Prinzip der Vergesellschaftung ähnlich zwiespältig äußern sollte. Sie ermangeln bestimmter Institutionen der Leitung und Herrschaft so sehr, daß bei ihnen nur in in seltenen, immerhin sehr merkwürdigen Ausnahmefällen, in denen die Autorität der Führenden, Leitenden auch hier stärker anwächst, sonst aber nirgends von einem zwangsmäßig aufgedrungenen Zusammenschlusse die Rede sein kann. Sie sind an sich starke Vehikel des Dranges zu freiwilliger Vergesellschaftung und die Form spontanen Zusammenschlusses überwiegt durchaus bei ihnen. Um so deutlicher aber offenbart das Wirthschaftsleben der Völker die Verschiedenheit der beiden Formen menschlichen Einungstriebes. An Beispielen freiwilliger ökonomischer Gemeinschaften ist in allen Mittelaltern der Völker kein Mangel, agrarische und Gewerbsgenossenschaften sind in ihnen in der Regel in großer Zahl und Mannigfaltigkeit nachzuweisen; sie pflegen ihren Mitgliedern, ihrer wirth-

schaftlichen Thätigkeit und selbst ihrem Erwerb Fesseln anzulegen, aber sie verleugnen ihre freiwillige Entstehung nicht. Die Großbetriebe in Ackerbau und Industrie, die in den spätern Stadien der materiellen Entwicklung bei den Griechen und Römern, wie bei den germanisch-romanischen Völkern aufgekommen sind, theilen mit jenen alten Vereinigungen die Zusammenführung einer bedeutenden Anzahl von Einzelnen zu gemeinsamer ökonomischer Arbeit. Sie sind ihnen ferner darin ähnlich, daß sie allen ihren Mitarbeitern, mit der einzigen Ausnahme des Leiters und Unternehmers, Erwerb und Thätigkeit vorschreiben. Aber sie unterscheiden sich völlig dadurch von ihnen, daß sie am letzten Ende nicht auf freiwilligem Zusammenschluß beruhen, sondern durch einen starken autoritativen und wenigstens wirthschaftlich zwangsartig wirkenden Druck zusammengehalten werden. Im wirthschaftlichen Leben steht der Großindustrielle oder Großlandwirth ebenso auf der Stufe des absolut monarchischen Regimentes, wie die Zunft oder Markgenossenschaft auf der Stufe einer primitiven Demokratie — man mag an einen germanischen Stamm zur Zeit der Völkerwanderung oder eine der schweizer Bauernrepubliken des spätern Mittelalters denken.

Läßt sich aber auf so verschiedenen Gebieten des sozialen Lebens eine derartige Zwiespältigkeit des Dranges zum Zusammenschluß, zur Genossenschaft gleichmäßig oder doch in ähnlichen Formen nachweisen, so wird man an der Gültigkeit und Anwendbarkeit dieser Theilung nicht zweifeln dürfen. Gewiß ist der Vorbehalt nöthig, daß es an zahlreichen Zwischen- und Mischformen nicht fehlt, aber ihr Dasein ist eher ein Beweis mehr dafür, daß die Feststellung dieser zwei Unterarten des Genossenschaftsdranges zweckmäßig ist, als das Gegentheil. Denn nur durch die klare Scheidung der Hauptgruppen gewinnt man erst die Möglichkeit auch Uebergangsformen in ihrer Eigenthümlichkeit zu erkennen und zu charakterisieren.

3. Starker und schwacher Persönlichkeitsdrang.

Und wunderbar, auch die zweite Hauptform, die das Verhältniß des Einzelnen zu den ihn umgebenden Gemeinschaften annehmen kann, der Persönlichkeitsdrang, der Individualismus, wird ähnlich in zwei Unterarten zu zerlegen sein. Ja, die Scheidung ist hier noch nothwendiger, noch dringlicher durch das Auseinanderstreben der einzelnen Ausdrucksformen, die sich nachweisen lassen, gefordert. Wollte man für alle diese Aeußerungsarten eines und desselben sozialen Triebes Prinzipien der Gruppierung auffinden, so müßte man eine lange, in zahlreichen Stufen aufsteigende Skala annehmen und würde so auch sicherlich dem Bilde des rohen, dem Historiker vorliegenden Stoffes am nächsten kommen. Aber damit wäre dem Bedürfniß des Soziologen, der große, wenn auch zuweilen etwas grobe Unterscheidungsmerkmale braucht, nicht allzuviel geholfen. Da bleibt denn kein anderer Ausweg, als Ende und Anfang, Basis und Spitze dieser Stufenleiter ins Auge zu fassen und nach den beiden Gegensätzen, die sie darstellen, zwei große Gruppen, Arten des Individualismus von einander zu scheiden. Mag dabei auch einigen Zwischenstufen, namentlich den in der Mitte liegenden, ein gewisser Zwang angethan werden, so wird man doch auf diesem Wege schwerlich ganz fehl gehen.

Das Streben des Einzelnen, die Bande, die die Genossenschaft — von welcher Art sie nun auch sein mag — um ihn legte, zu lockern oder zu brechen, kann zur selben Zeit und im selben Volk einen großen oder einen kleinen Kreis von Individuen ergreifen, es kann nur den Bruchtheil eines Volkes und es kann seine Gesammtheit, es kann Wenige oder Viele beherrschen. Eine Staats-, eine Gesellschaftstheorie kann sich ebenso zum Anwalt der Individualrechte Aller oder dieser Wenigen machen. Die Geschichte der griechisch-römischen, wie der romanisch-germanischen Kultur bietet genug Beispiele für beide Möglichkeiten dar.

Denn so mechanisch es klingt, von der Ausdehnung der

Bevölkerungsschicht, die von diesem Drange der Absonderung ergriffen ist, wird man ausgehen müssen. Doch gesellt sich freilich sogleich ein weiteres Merkmal der Unterscheidung hinzu: die Stärke dieses Dranges tritt sehr verschieden auf und es liegt in der Natur der Dinge, daß beides mit einander Hand in Hand geht. Je kleiner die Zahl derer ist, die sich den Banden der Gemeinschaft in etwas zu entziehen suchen, desto höher scheint immer das Maß dessen zu steigen, was der Einzelne an Freiheit und Selbständigkeit zu erringen wünscht. Man wird diesen Satz nicht mißverstehen dürfen, es ist sehr wohl möglich, daß ein Zeitalter Vielen oder gar Allen solche Freiheiten und Selbständigkeiten gewährt, die auf einer Stufe geringerer Entwicklung des Persönlichkeitsdranges nicht einmal den Stärksten zu theil wurden. Aber im Rahmen eines Zeitalters muß, wie es scheint, die alte Regel doch aufrecht erhalten werden: daß der breite Strom der seichtere ist, daß der schmale an Tiefe des Bettes und Kraft des Gefälles ersetzt, was ihm an Ausdehnung mangelt.

Der Staat als dasjenige soziale Gebilde, in dem alle Gegensätze am schärfsten, weil am stärksten auf einander prallen, offenbart in seinem Verfassungsleben, wie so vielfach sonst, auch in diesem Stück am klarsten, wie verschieden sich die beiden Formen oder — genauer — Grade dieses sozialen Triebes äußern. Aristokratie und Demokratie sind die beiden Gegensätze, die die politische Theorie schon längst gefunden hat, ohne daß man sie bisher auf ihre sozialen Wurzeln zurückgeführt hätte.[1]) Alle Aristokratie aber ist nur der poli-

[1]) Vielleicht gestattet man mir, hier mit einem kurzen Worte einzufügen, wie ich zu dieser Scheidung gekommen bin; es giebt einen materiell zwar gleichgültigen, methodisch aber vielleicht nicht uninteressanten Aufschluß. Diese Theilung der Individualismen ist zunächst nicht das Ergebniß deduktiver Erwägung, keine logische Spaltung eines vorhandenen Begriffes, sondern induktiv gewonnen. Die großen Individualisten unter den Sozialtheoretikern, Macchiavelli, Nietzsche, Stirner, leiten nicht zu ihr hin, auch die antike Gesellschaftsordnung oder die soziale Deutung des Christenthums, auf die ich sie zunächst angewandt habe, führten mich

tische Ausdruck dieser stärkeren, dieser persönlicheren Form des Individualismus. Jeder Adel, zum Mindesten jeder primitive, sucht sich zunächst, ganz abgesehen von seinem Einfluß auf den Staat, vom Staate freizumachen, mit anderen Worten, sich dieser Gemeinschaft einigermaßen zu entziehen. Stützt er sich auf ländlichen Grundbesitz, so trachtet er nach einer gewissen Autonomie und sucht gleichsam selber Staaten im Staate zu bilden. Ist er Stadtadel geworden, so macht er wohl selbst noch seine Häuser zu Burgen; kurz er ist in jedem Falle bedacht, sich auf die rauhe Weise dieser waffenstarken Zeitalter eine gewisse Selbständigkeit zu sichern. Treten friedlichere Zustände ein, so bemüht er sich auf dem Wege des Gewohnheitsrechtes oder gar der Gesetzgebung eine Sicherung dieser Ausnahmestellung zu erreichen. Immer aber ist alles Streben einer Aristokratie zunächst einmal auf Emanzipation von der Gewalt des Staates gerichtet; die Erringung an Macht und Einfluß im Staat, die davon wohl getrennt zu halten ist, steht in der Regel erst in zweiter Linie und ist von jeher mehr als die natürliche Folge jener Befreiung vom Staate,

---

nicht dazu, sondern die Betrachtung der sozialen Entwicklung des achtzehnten und neunzehnten Jahrhunderts und der Vergleich ihrer individualistischen Strömungen mit den so ganz anders gearteten des Zeitalters der Renaissance. Von da war der Weg rückwärts zum Alterthum und auf den Umweg über die Reformation zum Christenthum in der Hauptrichtung schon gegeben.

Wie viel aber der vorliegende Versuch praktischer, angewandter Soziologie, wie jeder andere, der heute gemacht werden könnte, dem Philosophieren Nietzsches dankt, ist kaum nothwendig zu sagen. Eben dadurch, daß er einen so leidenschaftlichen Kultus mit der Persönlichkeit trieb, hat er mit tausend anderen einzelnen, auch diese eine intensivste Anregung gegeben, den Individualismus, den er mehr als Seher und Sänger geschaut, denn als Forscher zergliedert hat, in allen seinen Formen zu studieren. — Den allgemeinen Gegensatz zwischen individualistischen und assoziativen Tendenzen haben Nationalökonomen (z. B. A. Wagner) und Juristen (z. B. Gierke) vielfach für die systematischen und historischen Probleme ihrer Fächer als Kategorien benutzt, aber als eigentlich soziologische und für alle sozialen Verhältnisse anwendbare Formel ist sie, soweit meine Litteraturkenntniß reicht, noch nicht aufgestellt worden.

denn als der eigentliche Zweck alles aristokratischen Strebens angesehen worden. Selbst da nämlich, wo die Aristokratie zur Staatsform wird, wo ein Adel die Herrschaft des Gemeinwesens an sich bringt, hütet er sich in der Regel diese Macht gegen seinen eigenen Stand zu kehren, den einzelnen Standesgenossen allzuviel Macht zu nehmen und sie dem Staat beizulegen. Der Adel als politischer Stand wird selten den Adel als sozialen Stand zu schädigen suchen. Wo es geschieht, entspringt ein solches Verhalten meist nicht politischer Ueberlegung, sondern dem Erbfehler alles Adels, der Eifersucht und dem Neid der einzelnen rivalisierenden Familien aufeinander.

Wie anders die Demokratie, d. h. der politische Ausdruck der entgegengesetzten Form des Individualismus, des Massen-Individualismus. Auch sie erstrebt die Hebung der Selbständigkeit des Einzelnen gegenüber dem Staat, aber sie will diese größere Freiheit nicht einem engen Kreise Höherberechtigter, wie die Aristokratie, sondern Allen oder doch wenigstens sehr Vielen zugänglich machen. Nicht immer ist mit der Ausbreitung dieser Tendenz nach Unabhängigkeit eine Herabminderung des Antheils verbunden, der auf den Einzelnen fällt: der Angehörige einer demokratischen Republik kann unter Umständen in gewissen Punkten ein größeres Maß von Freiheit besitzen, als das adliche bevorrechtete Mitglied eines aristokratisch regierten Stadt-Staates. In der Regel aber wird die Erweiterung des Kreises der Bevorrechteten auch eine Verringerung der den Einzelnen zufallenden Rechte im Gefolge haben. Es ist klar, daß eine Volksvertretung, die im Wesentlichen nur aus den Reihen eines Adels oder eines Patriziats hervorgeht, jedem ihrer Wähler einen größeren Einfluß auf die Leitung des Staates verschafft, als ein Parlament, das von großen Massen oder gar von allen Staatsbürgern gewählt wird. Und der Edelmann irgend eines Mittelalters, der auf seiner Burg sitzt und zum Wenigsten faktisch das Recht der eigenen Kriegsführung ausübt, verfügt über mehr persönliche Freiheit, als der Bürger einer demo-

kratischen Republik, die in einem späteren Stadium der sozialen Entwicklung allen ihren Angehörigen neben vielen anderen Pflichten auch die den Landfrieden zu halten auferlegt.

Wenn hier von Aristokratien die Rede ist, so sind, wie der Zusammenhang selbst zeigt, nicht nur die Staaten gemeint, in denen sich aristokratische Regierungsformen durchgesetzt haben, sondern auch die, in denen ein starker Adel oder ein mächtiges Patriziat sich irgend bedeutende Vorrechte erstritten hat. Indessen ist die soziale Tendenz, als deren Erzeugnisse hier diese Einrichtungen und Zustände geschildert werden, nicht auf die Aristokratie beschränkt. Wie sich überhaupt in manchen Epochen die Grenzen zwischen Monarchie und Aristokratie, zwischen hohem Adel und Fürstenthum schwer ziehen lassen, so sind die Throne und ihre Inhaber nicht auszunehmen aus dieser Kasuistik des starken Persönlichkeitsdranges und seiner politischen Bethätigungsformen. Wo schon der Stamm sich eine monarchische Führung giebt, wo sehr kleine Volks- und Territorialeinheiten schon einen Herrscher besitzen, wo also ein Volk einen ganzen Stand von „Königen“ aufweist, wie in den Mittelaltern der griechisch-römischen und der germanisch-romanischen Nationalgeschichten meist, da ist von vornherein klar, daß auch die Monarchen nicht anders denn als ein Hochadel aufzufassen sind. Und dasselbe gilt von den analogen Zuständen späterer Entwicklungsstadien, in denen, wie etwa in dem Deutschland oder dem Italien des späteren Mittelalters und der neueren Jahrhunderte, die gleiche Zerspaltung der monarchischen Gewalt herrscht; auch hier ist ein Monarchenstand vorhanden. Und selbst in den Epochen, in denen wirklich nur eine geringe Anzahl von Herrschern in einem ganzen Erdteil die faktische oder nominelle Leitung der Staaten in Händen hält, wird man von einem solchen sprechen dürfen. In allen diesen Fällen ist, wie immer und überall, dieser Stand im Besitz der allergrößten persönlichen Rechte, der jedes Mal am wenigsten beschränkten Unabhängigkeit. Auch in ihm wird der Standesgeist oft genug mächtig, es giebt in

jedem Jahrhundert einen Typus der Könige, ganz ebenso wie einen Typus der Edelleute, der Bürger und Bauern. Und als Institution und als historische Erscheinung in ihrer Totalität betrachtet, ist die Monarchie eine Errungenschaft desselben starken und exklusiven Individualismus, als dessen Produkt der Adel anzusehen ist. Denn geschaffen kann sie immer nur werden von Männern, die das allergrößte Maß von Unabhängigkeit für sich erstreben; und selbst da, wo sie überliefert ist, gewährt sie doch ihrem Inhaber dieses selbe äußerste Maß jeweils erreichbarer Selbständigkeit. In den Zeiten des unumschränkten Königthums sind die Throne vollends die einzigen Zufluchtsstätten der Freiheit; denn eben daß die absoluten Herrscher rings um sich Knechtschaft verbreiten, macht sie in ihrer Zeit zu den einzig Freien.

Gewiß, das in der überwiegenden Mehrzahl der monarchisch regierten Staaten herrschende Prinzip der Erblichkeit schwächt die Bedeutung des Königs- und Fürstenthums in dieser Richtung ganz außerordentlich ab: man hat den Eindruck, als folgten sich in den Herrschergeschlechtern starke und schwache Charaktere, große und kleine Intelligenzen im selben bunten Wechsel, wie in jeder andern Familie. Aber dieselbe Abschwächung gilt von allem Adel, von jedem erblichen Patriziat und trotzdem wird man in ihren Privilegien ganz ebenso wie in der Stellung der noch mehr bevorzugten Könige und Herrscher Erzeugnisse des stärksten Persönlichkeitsdranges, des intensivsten Individualismus sehen. Denn zuletzt kommt es auf das dauernde Wesen der Institutionen am meisten an, wenn man die sozialen Impulse erkennen will, die zu ihnen geführt haben, mehr als auf die einzelnen Menschen, die ihre jeweiligen Träger sind. Ja im Gegentheil, der Umstand, daß die Rechte einer Krone, eines Adels auch dann aufrecht erhalten werden, wenn sie nur von unzureichenden Persönlichkeiten gestützt werden, beweist im Grunde nur, wie stark die Männer waren, die diese Vorrechte zuerst zur Geltung gebracht und sie später mit mächtiger Hand aufrecht erhalten haben.

Wie die beiden Formen der assoziativen Tendenz des sozialen Lebens, so spiegelt der Staat auch diese beiden Arten des starken, intensiven und des schwächern, extensiven Individualismus nicht nur in seiner Verfassung, sondern ebenso in der Organisation seiner Verwaltung wieder. Wo die Wahrnehmung seiner Hoheit in den einzelnen Theilen des Landes sehr unabhängig gestellten Einzelbeamten anvertraut ist — man denke etwa an die Prokonsuln der römischen Republik oder besser noch an die Grafen der karolingischen Zeit und deren schwachen Nachhall in der Institution der preußischen Landräthe — da triumphiert jener stärkere, persönlichere Individualismus. Wo aber das selfgovernment territorialer Bezirke demokratisch geordneten Verwaltungskörpern, wie denen der heutigen preußischen Stadtbehörden anvertraut ist, ergiebt sich ein Analogon seiner schwächeren, extensiveren Nebenform. Und auch an den Zentralstellen der Staatsverwaltungen finden sich ähnliche Gegensätze. Zu allen Zeiten, von den römischen Diktatoren bis zu den großen Kanzlern mittelalterlicher und den Premierministern moderner Staaten, hat auch hier, trotz allem Gegendruck von unten und oben, zuweilen die große Persönlichkeit triumphiert. Eben so oft aber hat man auch die oberste Leitung der Staaten fast demokratisch-parlamentarisch geordneten Beamtenkörpern anvertraut; mehr als eine Institution des republikanischen und kaiserlichen Roms, die Staatsräthe und die Ministerien moderner Monarchien und Republiken sind deß Zeuge. Namentlich die letzteren bilden ganz wie das consistorium principis des nachdiokletianischen Kaiserreichs den klassischen Typus quasi-demokratisch, d. h. extensiv-individualistisch geordneter Behörden dar, insofern in ihnen nicht das kollegialisch-assoziative Element überwiegt, wie in den großen und den engeren Räthen der mittelalterlichen und auch noch der neueren Staaten. Jeder Minister stellt heute zunächst den mit starken Kompetenzen ausgestatteten Einzelleiter eines ganzen Verwaltungszweiges dar; im Gesammtministerium ist er dagegen

Theil eines Ganzen. In diesem Ganzen aber überwiegt nicht der Körperschaftsgedanke den kollegialen Charakter, da nur ein gewisser nicht allzu umfangreicher Bruchtheil der Angelegenheiten wirklich in corpore bearbeitet oder auch nur verhandelt wird. Wenn ein so gewaltiger Premierminister wie Bismarck sich fort und fort über den Widerstand der Ressortminister und ihrer Räthe beschwert hat, so geht daraus hervor, wie viel Macht in diesen Behörden den einzelnen Mitgliedern zukommt, oder doch wie schwer es selbst überstarken Persönlichkeiten fällt, eine absolutistisch souveräne Gewalt über sie zu gewinnen. Und zugleich bieten derartige Verhältnisse einen interessanten Beleg dafür dar, wie immerfort ein Individualismus sich in den andern verwandelt, je nachdem man die Einwirkung eines Einzelnen nach oben oder nach unten in Betracht zieht. In einem modern-bureaukratischen Organismus vermag sich trotz aller formalen Fesseln manch kraftstrotzender Mann zu regen, aber er kann sich, zum Segen oder Unsegen, nur da zur Geltung bringen, wo er herrscht — nach unten hin. Wo er dienen muß, nach oben hin, wird auch er wieder zum Bestandtheil der Masse, wird aus der Persönlichkeit ein Individuum.

Von den übrigen sozialen Verbänden außer dem Staat, ist die Familie zu klein, als daß sich in ihrem Rahmen analoge Erscheinungen nachweisen ließen. Wenn ihr gegenüber der Einzelne sich Rechte zu erringen strebt, so handelt es sich um Individualismus schlechthin. Immerhin könnte im einzelnen Falle sehr wohl unterschieden werden, ob es sich um den Aufruhr einer starken Persönlichkeit gegen hergebrachte, etwa patriarchale Herrschaftsformen handelt, oder ob in einem ganzen Volke durch ein neues Gesetzbuch etwa der Ehefrau ein größeres Maß von Rechten und Bewegungsfreiheit ihrem Manne gegenüber verliehen wird.

Auch Stand und Klasse verhalten sich in der Hauptsache dieser Spaltung des Individualismus gegenüber weit indifferenter als der Staat; sie sind zu lockere Gebilde, als daß

sie von diesen minder starken Schwankungen der sozialen Bewegung augenfällig erschüttert würden. Doch bleiben sie gewiß nicht ganz unberührt von ihnen: der Geschlossenheit mittelalterlicher Adelstände pflegt der rauhe, waffenstarke Individualismus ihrer Zeiten nicht geringen Abbruch zu thun, und wenn auch die modernen Klassen selten mit dem Vorbrechen eigenmächtiger Persönlichkeiten aus ihren Reihen zu kämpfen haben, so bringt doch selbst der zahmere Individualismus der Massen zuweilen einen Theil ihrer Mitglieder in Opposition. Andrerseits war doch auch die Unabhängigkeit des einzelnen Ritters recht eigentlich der Träger der Selbständigkeit des Gesammtstandes und seines Kampfes gegen den Zwang des Staats, und die Macht der Arbeiterklassen in einzelnen Staaten des heutigen Europa beruht wesentlich auf der Entfesselung jenes schwächern, aber auch extensiveren Individualismus. Eben aus diesen Gegensätzen, die nur scheinbare sind, geht aber auch hervor, warum die Geschichte der Stände und Klassen in der Regel von tiefen Eingriffen weder des einen, noch des andern Individualismus zu erzählen hat: sie sind viel zu lockere Gebilde, als daß sie den Widerstand des Einzelnen in ebenso hohem Grade reizen könnten, wie der weit gefestigtere und eben deshalb auch viel anspruchsvollere und drückendere Staat. Der Individualismus macht sich vornehmlich geltend in der Opposition gegen irgend einen ihm hinderlichen Zwang; fehlt ein solcher Zwang, so ist ihm das Angriffsobjekt fast ganz entzogen. Und so kommt es, daß Stand und Klasse, in deren Entwicklung der Wechsel individualistischer und assoziativer Tendenzen so außerordentlich sichtbare Spuren zurückzulassen pflegt, die feineren Gegensätze der Unterströmungen jener beiden zuweilen gar nicht, zuweilen nur sehr undeutlich erkennen lassen. Wohl machen sie sich sehr oft zum Fürsprecher, zum Träger des persönlichen, wie des sozialen Individualismus, ja es entstehen ganze Klassen aus Vertretern und Vertheidigern des starken Individualismus — z. B. der Adel im Mittelalter und in der neueren Zeit, und die Großindustriellen oder

Großkaufleute in der Gegenwart — oder des sozialen, des Massenindividualismus, z. B. die heutige Arbeiterschaft. Aber die Geschichte ihrer eigenen Organisation liefert im Ganzen nur wenig umfangreiches Beobachtungsmaterial für die historische Lösung dieser Frage. Selbst so entgegengesetzte Typen, wie etwa die heutige Sozialdemokratie und die spätmittelalterliche Adelsparteien, weisen in ihrer sozialen Struktur sicherlich mehr Gemeinsamkeiten als Unterschiede auf.

Recht und Wirthschaft entschädigen aber auch hier für diesen Mangel durch die ergiebige Fülle sozialer Begleiterscheinungen, die ihre Geschichte der des politischen Lebens an die Seite zu stellen pflegt. Das deutsche Privatrecht der Gegenwart etwa, das in so hohem Maße vom römischen abhängig ist, spiegelt in vielen Stücken auch dessen scharf ausgeprägten Individualismus wieder. Dieser Individualismus, der im Sachenrecht das Eigenthum und den Besitz bis zur äußersten Konsequenz schützt, offenbart wie schon ehedem, in der römischen Neuzeit, d. h. in einem nicht unähnlich vorgerückten Stadium materieller Entwicklung, so auch hie und da heute eine Tendenz, die nicht mehr den Einzelnen als solchen, jeden Einzelnen, sondern nur noch den Starken, den wirthschaftlich Starken begünstigt. Und wenn z. B. gegen Ende des neunzehnten Jahrhunderts, zur Zeit der Berathung eines neuen bürgerlichen Gesetzbuchs für Deutschland sich in sozialerem Sinne gegen diesen Individualismus Widerspruch erhob, so ist bezeichnend, daß er nicht nur aus dem Lager der germanistisch geschulten und gerüsteten Juristen, also der Verfechter einer wesentlich assoziativen, genossenschaftlichen Gesellschafts- und Rechtsordnung kam, sondern auch von den Vertheidigern einer modern-staatssozialistischen Sozial- und Rechtspolitik, von einer Schule also, die allerdings für die Rechte des Einzelnen, aber jedes, also auch des schwachen Einzelnen, eintritt. Und selbst das Rechtsverfahren kann diesen Gegensatz offenbaren: allerlei Reformvorschläge gegen die heute

geltende Ordnung des deutschen Zivilprozesses machen ganz analoge Bedenken auch gegen diesen geltend.

Noch sehr viel reicheres Material zur Erkenntniß dieser Spaltung individualistischer Gesellschaftsrichtungen bietet die wirthschaftliche Entwicklung, wenigstens in ihren reiferen Stadien. Aller wirthschaftlicher Individualismus, der in ihnen auftritt, hat eine sehr starke Tendenz zur Heraushebung und Bevorzugung der starken, d. h. der wirthschaftlich besonders erfolgreichen Individuen. Daß die politische Theorie zu dem Begriff der Plutokratie, als einer besonderen auf ökonomisches Uebergewicht gegründeten Nebenform der Aristokratie gelangt ist, ist sehr bezeichnend. Der ländliche Großbesitz pflegt lange Zeiten hindurch — und auch in Stadien noch vorwiegend genossenschaftlicher Gesellschaftszustände — auf anderem Wege als dem wirthschaftlicher Eigenthumsanhäufung zu entstehen, später aber ist er doch auch das Erzeugniß ausschließlich ökonomischer Vorgänge und wird als solches wenigstens noch nachträglich das Fundament für den politisch- und sozial-aristokratischen Individualismus des allermeisten Adels. Der städtische Reichthum vollends, der fast ausschließlich aus Handel und Gewerbe fließt, wird in der Regel der einzige Ausgangspunkt für alle Stadtaristokratie, für das Patriziat. Und auch in solchen Perioden, wo die politische Organisation zum Mindesten nicht mehr ausnahmslos aus der Vertheilung der Güter hervorgeht, ist diese doch noch wirksam genug in ihren sozial differenzierenden Konsequenzen. Im Gegentheil, der soziale Typus stark individualistischer Ausbildung der Persönlichkeit auf Grund erworbener oder ererbter Reichthümer nimmt eher noch an Schärfe zu und zuletzt fehlt es ihm auch durchaus nicht an Gelegenheit, sich politisch auszuwirken. Weder die Steuerpächter, die Latifundienbesitzer und anderen Kapitalisten der römischen Kaiserzeit, noch die Großgrundbesitzer, Großhändler und Großindustriellen der entsprechenden modernen Stadien der Wirthschaftsentwicklung sind ohne den stärksten, wenn auch meist indirekten politischen

Einfluß gewesen, die einen auf Monarchie und Beamtenthum, die andern auf die Parlamente. Im Gegensatz zu diesen stark-individualistischen Tendenzen gebiert das Wirthschaftsleben aber auch ebenso ausgeprägt massenindividualistische Strömungen, Bestrebungen, die darauf abzielen, daß die Gütervertheilung dem Individuum als solchem und nicht nur dem Starken zu Gute kommt: alle älteren und neueren kommunistischen und verwandten Bewegungen sind aus diesem Bedürfniß entstanden und gehören durchaus dieser soziologischen Kategorie an. Auch die Entwicklungsgeschichte der neueren Wirthschaftstheorien spiegelt denselben Gegensatz aufs deutlichste wieder.

Die Benennung dieser beiden Formen individualistischer Strömung, die sich überall so deutlich scheiden, ist nicht gleichgültig, aber auch nicht ganz leicht. Der eine Individualismus ist intensiv, der andere extensiv, der eine stark, der andere, soweit wenigstens der Antheil des Einzelnen in Betracht kommt, schwächer, der eine aristokratisch, der andere demokratisch; der eine geht eine beschränkte Anzahl, der andere Viele, wenn nicht Alle an; der eine, und das ist vielleicht die klarste Trennung, ist der Persönlichkeit hold, der andere dem Individuum. Man wäre versucht, den einen den potenzierten, den anderen den gewöhnlichen, den einen Personal- und den andern — wenn das nicht ein Unwort wäre — Individual-Individualismus zu nennen. Denn in der That begünstigt jener den erlesenen Einzelnen, dieser jeden Einzelnen; der stärkere Individualismus bringt das Persönlichkeitsideal, das zuletzt wohl auch dem schwachen, extensiven vorschwebt, in viel stärkerem Maß, in viel reinerer Form zum Ausdruck, als dieser. Jenem wohnt die Tendenz inne, die Menschen abzustufen, diesem sie auszugleichen. Jener will einen gewissen, nicht zu großen Bruchtheil eines ganzen Volkes über das Mittelmaß des Durchschnitts herausheben, dieser aber nimmt gerade das Durchschnittsmaß zur Regel und Richtschnur. Jener will durch ein System höherer und niederer Schichten den Bau der Gesellschaft auch nach aufwärts hinauf differenzieren, dieser

will die sozialen Verbände nur lockern und in die Breite ausweiten; jener Distanzen nach oben, dieser nur in der Ebene zwischen den Einzelnen schaffen. Jener will abstufen, dieser ausgleichen. Am praktikabelsten wird sein, starken, echten oder persönlichen und Massen- oder Sozial-Individualismus zu scheiden, wobei nur der Vorbehalt in Erinnerung zu bringen ist, daß unter diesen Namen weder der starke und echte Individualismus als solcher gelobt, noch der der Massen als solcher getadelt oder auch nur herabgesetzt werden soll. Denn es würde objektiver Geschichtsschreibung übel anstehen, wollte sie schon durch ihre Begriffstheilungen ein Urtheil aussprechen: sie soll kennzeichnen, aber nicht absprechen. Von Sozialindividualismus aber wird man deshalb reden dürfen, weil in ihm der Persönlichkeitsdrang soweit gezähmt und gezügelt erscheint, daß er die Nothwendigkeit der Genossenschaft und der Rücksichtnahme des Einzelnen auf den Anderen, den Nächsten grundsätzlich anerkennt. Der eigentliche Individualismus dagegen hat zum mindesten die Tendenz, alle Fesseln der Persönlichkeit, namentlich also die von der Genossenschaft auferlegten, zu lockern und abzuwerfen.

4. Ergebniß und Schlußfolgerungen.

Ueberblickt man aber das ganze System dieser mannigfachen Aeußerungsformen sozialen Lebens, das sich so ergiebt, so muß man sich zunächst vergegenwärtigen, daß es sich, wenn dabei nicht selten auch von Zuständen gesprochen wurde, doch nur um Kräfte handelt, als deren Produkt sich diese herausstellen. Die Neigung zur freiwilligen oder zur zwangsmäßigen Vereinigung, der persönliche wie der soziale Individualismus sind soziale Triebe, und als solche sind sie von ungleich größerer und weiter reichender Bedeutung, als irgend eine einzelne Staats- oder soziale Institution, als irgend ein einzelner Zustand, der doch nur eines unter den vielen konkreten Resultaten ist, die sie erzeugen. Sie sind die stets wirkenden Hebel und Triebfedern der sozialen Bewegung, die Zustände aber

nur das jeweilige, in fortwährendem Flusse befindliche Erzeugniß ihres stetigen Arbeitens und Wirkens.

Aber schon aus dieser ihrer Natur, als sozialer Kräfte und Triebe, geht als unmittelbare Folgerung hervor, daß die vier Formen der sozialen Bewegung sich durchaus nicht gegenseitig ausschließen. Vielmehr sind sie in der Regel in jedem Zeitalter allesammt thätig und kreuzen und beeinflussen einander fort und fort. Die sozialgeschichtliche Charakteristik eines Jahrhunderts ist dann leicht, wenn eine von ihnen sehr stark vorherrscht, aber dieser Fall ist nicht der reguläre. Ja sehr häufig wird eine und dieselbe Institution, ein und derselbe Zustand verschieden zu interpretieren sein, je nachdem der Gesichtspunkt wechselt, von dem aus man sie betrachtet. Der Großbetrieb eines hochentwickelten Stadiums der Industrieentwicklung stellt sich als eine Zwangsassoziation dar, insofern die Arbeiter in Betracht kommen, und als ein Ausdruck des persönlichen Individualismus, insofern man den an der Spitze stehenden Unternehmer ins Auge faßt. Eine absolute Monarchie wird nach denselben Gesichtspunkten, unter dieselben beiden Kategorien einzuordnen sein, je nachdem man von der besonders unumschränkten Persönlichkeit des Herrschers oder von der besonders umschränkten Bewegungsfreiheit der Staatsbürger ausgeht. Oder aber Schale und Kern derselben Einrichtung sind von ganz verschiedener sozialer Qualität: eine Demokratie kann ja den Einzelnen sehr ausgedehnte Freiheiten gewähren und trotzdem kann sie — man denke an die heutige französische Republik — zu einem Theil mittelbar plutokratisch regiert sein. Vollends die sozialen Grundströmungen, die noch nicht bis zu politischer Manifestation an der Oberfläche angeschwollen sind, können sehr gemischter Natur sein: eine Aristokratie der an Macht oder Besitz Starken kann faktisch überwiegen, während von unten her schon die Masse der Einzelnen, aller Einzelnen stark empordrängt und während an der obersten Spitze der Staatspyramide noch die absolute Monarchie herrscht. Und man darf in andern Fällen sich nicht wundern, daß der

persönliche Individualismus auf solchen Entwicklungsstufen vorherrscht, in denen entweder die alte Zeit korporativer Bindung noch nicht vorüber, oder die neue masseninbividualistischer sozialer Demokratisierung schon im Anzuge ist. Denn da dieser, der starke Individualismus, nur in den Wenigsten sich regt, fragt er nicht viel nach dem Schicksal der Menge. Es ist ihm recht, wenn diese noch korporativ gebunden ist, weil er sie dann besser regieren kann, und er gedeiht ebenso wohl in dem Uebergangsstadium beginnender politischer Zersetzung, denn dann können ja die Allerwenigsten, die Allerstärksten am ehesten zu einzigartiger Macht gelangen. Ohne sie wäre eine Epoche des intensiven, persönlichen Individualismus gar nicht zu denken, jede Aristokratie, die des Staates wie die des Besitzes, bedarf einer andersgearteten Basis, die ihr gleichzeitig den nährenden, stützenden Boden und das Herrschaftsobjekt darbietet: jeder Herrenstand setzt einen dienenden voraus.

Und auch abgesehen von den historisch wirklich gewordenen Kombinationen der einzelnen politischen oder wirthschaftlichen Ausdrucksformen der großen sozialen Grundkräfte, besteht zwischen einzelnen von ihnen eine gewisse innere Wahlverwandtschaft. Der Trieb zu freiwilliger Vereinigung hat mit dem extensiven, demokratischen Individualismus mancherlei gemeinsam: so sehr jener die Kombination der Verbände fördert, die er stiftet und aufrecht erhält, und so sehr dieser im Gegentheil sie zu lockern trachtet, auf dem Bedürfniß der Einzelnen auf einander Rücksicht zu nehmen, beruhen sie beide. Wohl ist der eine vor Allem bedacht, diese Rücksicht zu positiver Hülfe in vielen Fällen zu steigern, während der zweite den größeren Werth auf die Unabhängigkeit, also das Loskommen der Einzelnen von einander legt. Aber Opfer für den Anderen, den Nächsten legen beide dem Individuum auf, jener mehr Opfer an Pflichten, dieser mehr Opfer an Rechten. Denn die freiwillige Assoziation verpflichtet zu vielfacher gegenseitiger Unterstützung, der demokratische Individualismus aber fordert vor allem das Nichtgeltendmachen besonderer und

exzeptioneller Rechte. Und so kommt es, daß zwischen zwei scheinbar so völlig verschiedenen sozialen Systemen, wie dem Genossenschaftswesen aller Mittelalter und dem modernen Kommunismus, gewisse Aehnlichkeiten doch nachzuweisen sind. Alle die politischen und wirthschaftlichen Einungen, die Sippen und Gentes, Zünfte, Markgenossenschaften und Gemeinden jener mittelalterlichen Stadien sind aufgebaut auf dem Gedanken der wechselseitigen Hilfe im kleinen Kreise; der Sozialismus der Gegenwart aber geht von derselben Idee aus, nur daß er sie im weiten Kreise des Volkes oder gar der Menschheit verwirklichen will. Die mittelalterliche Genossenschaft freilich wollte dabei den Einzelnen sich in hohem Maße unterwerfen, der moderne Sozialismus aber geht aus von dem Eigenrecht jedes Einzelnen. Sollte er indeß je zur praktischen Durchführung gelangen, so würde er vermuthlich diesen seinen Prinzipalsatz dem Gedanken des genossenschaftlichen Zusammenschlusses unterordnen müssen. Es ist nicht von ungefähr, daß diese Gesellschaftsanschauung sich Sozialismus „Genossenschaftslehre" nennt, daß die deutschen Sozialdemokraten sich als Genossen anreden und daß der greifbarste Theil ihres Zukunftsprogramms auf die Gründung eines weitverzweigten Systems von Wirthschaftsgenossenschaften hinausläuft. Wie auch zwischen dem Individualismus der starken Persönlichkeit und dem Prinzip des Zwangs-Zusammenschlusses eine innere Berührung aufzufinden ist, wie hier der monarchische Absolutismus diesen Kontakt vermittelt, davon war schon die Rede. Daß die Benennung, mit der die politische Theorie diese Staatsform bezeichnet, nicht ausgeht von der Abhängigkeit der Unterthanen, sondern von der Unabhängigkeit des Herrschers, hat eine Bedeutung, die nicht ohne tieferen soziologischen Sinn ist. Man hat für wichtiger gehalten die unumschränkte Freiheit und Macht des Herrschers ins Auge zu fassen, als die ebenso weitgehende Gebundenheit der Völker, die ihre Voraussetzung ist.

Gewiß, die beiden polaren Gegensätze des sozialen Lebens

sind Persönlichkeits- oder Genossenschaftsdrang und die Gruppen, die durch die Theilung dieser beiden stärksten Tendenzen entstehen, rücken zunächst einmal weit von einander ab. Starker und schwacher, aristokratischer und demokratischer Individualismus gehören am ehesten zusammen, ebenso wie freiwillige und Zwangsgenossenschaft. Aber über die theoretische Kluft hinweg, die zwischen den beiden Paaren großer sozialer Kräfte befestigt ist, führen Brücken, die noch andere überzwerch reichende Beziehungen aufdecken: der schwächere, extensiv-demokratische Individualismus zeigt in einigen seiner letzten Konsequenzen Verwandtschaft mit dem Gedanken der freiwilligen Genossenschaft und der starke Persönlichkeitsdrang der Wenigen weist auf analoge Erscheinungen im System der Zwangsgenossenschaft hin. So ergiebt sich ein mannigfach verflochtenes Netz der sozialen Kräfte und man könnte einen Augenblick fürchten, daß dieses System zu kompliziert, daß es vielleicht theoretisch haltbar sei, nicht aber der Praxis entspräche. Aber schon die nächste Erwägung überzeugt davon, daß eben diese Vielgestaltigkeit, diese Fülle der Wechselbeziehungen dem Reichthum des wirklichen Lebens näher kommt, als es je der Gegenüberstellung von nur etwa zwei sozialen Tendenzen gelingen könnte.

Ein sehr großer Theil dieser wechselnden Kombinationen der sozialen Grundkräfte beruht auf historischen Zusammenhängen, d. h. auf dem Nachwirken der vorherrschenden Tendenzen von voraufgegangenen Epochen, die auf die ihnen folgende soziale Grundströmung auch dann Einfluß haben. Und aus der Verschiedenartigkeit dieser historisch entstandenen Mischungen ergiebt sich die Beobachtung, deren dennoch ausdrücklich gedacht werden muß: daß die einzelnen von diesen vier großen Grundformen sozialer Bewegung nicht etwa in bestimmter Reihenfolge einander abzulösen pflegen. Wohl ist festzustellen, daß trotz aller Misch-Kombinationen zumeist eine von ihnen vorherrscht und daß eine Tendenz zur Aufeinanderfolge entgegengesetzter Strömungen vorhanden zu

sein scheint; das Gesetz von Stoß und Gegenstoß findet zuweilen doch auch, so mechanisch es klingt, auf den Prozeß der Weltgeschichte Anwendung. Aber im Uebrigen wird man sich hüten müssen, über diese am weitesten und zugleich am tiefsten reichenden historischen Thatsachen vorschnell Regeln aufstellen zu wollen. Nicht einmal den am ehesten vielleicht sich aufdrängenden Satz, daß auf Zeitalter vorwiegender Assoziation Epochen vorwiegender Individualisierung zu folgen pflegen, wird man ohne mannigfache Verklausulierungen aufstellen können.

Daß der Wirkungskreis jener großen sozialen Grundkräfte noch sehr viel mehr umfaßt als den Bereich der eigentlichen Sozialhistorie, daß auch die Thatsachen der geistigen Entwicklung, der Kirchen- und Kunst-, der Litteratur- und Wissenschaftsgeschichte soziologisch zu deuten und von diesen großen sozialen Impulsen beeinflußt sind, ist schon einmal kurz berührt worden, und soll später nachgewiesen werden. Gerade ihre innersten Wandlungen werden sich als von ihnen abhängig darstellen. Aber vielleicht noch wichtiger ist der Zusammenhang aller Sozialgeschichte mit der sittlichen Entwicklung der Völker: mehr als eine große Wandlung in ihrem äußeren Leben bliebe unerklärt, wollte man nicht zu diesem tiefsten Kern des historischen Geschehens vordringen.

Die großen sozialen Tendenzen der Geschichte sind gegründet auf sittliche Triebe, die in der Brust jedes Menschen thätig und wirksam sind. Im Grund vollzieht sich all' dieses letzte und größte Kämpfen und Ringen, das ewige Auf und Nieder der sozialen Grundströmungen in der Seele des Menschen selbst: sich an andere hinzugeben, sich an sie anzuschließen oder sie abzustoßen und sich auf eigene Füße zu stellen, das sind Entschließungen oder besser Wesensrichtungen, die aus den Tiefen des Herzens aufsteigen und die nicht nur das soziale und politische Dasein des Menschen beeinflussen, sondern ebensowohl sein sittliches Leben bestimmen. Was die Sozialgeschichte als individualistische und assoziative Ten-

denzen unterscheidet, das nennt die Ethik Egoismus und Altruismus. Mögen die Ausdrucksformen des sozialen und des ethischen Verhaltens noch so verschieden sein, die Urkräfte der Seele, die sich in beiden regen, sind doch dieselben: anziehen oder abstoßen, sich hingeben oder sich abschließen ist jedes Mal die Frage.

Daß aber eine solche Verwandtschaft, ja Identität des innersten Wesens beider Faktoren die historische Entwicklung des sozialen wie des sittlichen Lebens nicht unberührt lassen kann, daß zwischen beiden eine lebhafte Wechselwirkung stattfinden muß, ist leicht zu ermessen. Es wird nicht selten die Aufgabe dieser Blätter sein, nachzuweisen, daß ein Volk Schaden genommen hat oder wenigstens in seinem Fortschritt aufgehalten worden ist, weil sich in ihm eine der großen sozialen Tendenzen überspannt, d. h. vor Allem in ihren sittlichen Konsequenzen nach der einen oder andern Richtung das noch erträgliche Maß überschritten hat. Die sittliche Begleit-, d. h. Folge- oder wenn man will Wurzelerscheinung allzu individualistischer Gesellschaftsordnung ist nicht selten eine Auflockerung auch der Sitten, die eine Nation bis zum völligen Verderben führen kann. Und die allzu enge Umklammerung der Einzelnen durch genossenschaftliche Bande artet zuweilen in eine völlige Abstumpfung der sittlichen Begriffe gegenüber allen Außenstehenden aus, die zuletzt auch auf die gesammte moralische Haltung der Betheiligten nicht ohne Einfluß bleibt — man denke an die Geschichte mancher Ordensgesellschaften und mancher Prätorianerheere.

Und dieser Zusammenhang der großen Triebkräfte der sozialen Entwicklung mit den Grundfaktoren des sittlichen Lebens hat auch eine methodische Bedeutung für die Sozialgeschichte. Immer wieder und wieder wird eine so allgemeine Auffassung historischer Einzelthatsachen, wie sie sich auf diesem Wege ergiebt, auf den Vorwurf stoßen, es handle sich bei ihrem Ergebnisse nur um logische Abstraktionen und leere Begriffe. Giebt man aber die innerste Aehnlichkeit der sozialen

mit den sittlichen Grundtrieben zu, so wird man auch an der Realität der treibenden Kräfte des sozialen Daseins nicht mehr zweifeln dürfen. Denn wer würde es wohl wagen, den Egoismus als seelisch sittliche Grundkraft zu leugnen, weil er ein abstrakter Schemen, weil er ein leerer Begriff, weil er nicht konkret genug sei? Welchem Moralisten käme es denn in den Sinn, tausend Fälle egoistischen Handelns in all' ihren mannigfachen Formen aufzuzählen und dann zu behaupten, alle diese einzelnen Akte seien wohl wirklich, aber der starke Trieb in der Seele des Menschen, auf den sie allesammt zurückzuführen sind, sei es nicht, der Egoismus sei ein wesenloser Schatten. Aber was in der Ethik eine längst erworbene Errungenschaft ist, das muß sich heute die Sozialhistorie erst mühsam erkämpfen. Die Geschichtsschreibung ist ihrer Natur und mehr noch ihrer Entwicklung nach so eifrig auf die Erforschung des Einzelnen, des Details bedacht, daß sie zu der Vorstellung gekommen ist, das Einzelne sei allein die Realität, und das Allgemeine todte Abstraktion. In Wahrheit ist das Detail nur Fragment; aus dem Zusammenhang gerissen ist es unfruchtbar und todt. Das Allgemeine aber ist das Ganze und nur in der Entwicklung, in den großen, weithin wirkenden Kräften der Geschichte ist Bewegung, ist Leben. So stark und unabhängig wir Einzelmenschen auch uns dünken, jede unserer Handlungen ist das Glied einer Kette, die vor- und rückwärts über uns hinaus führt. Und so geschlossen uns Wesen und Art jeder Persönlichkeit erscheint, der Eindruck ist mehr von ästhetischer als von faktischer Wahrheit. Die Historie kann nicht anders, als über den Einzelnen hinweg zu den großen Zusammenhängen, und über diese fort zu den noch stärkeren Grundkräften zu schreiten, die sie regieren.

Zweites Kapitel.

Die Grundformen des geistigen Schaffens und ihre soziale Bedeutung.

Erster Abschnitt.

Kunst.

Alle Geschichtsschreibung, die nicht gewisse systematische Grundlagen, gewisse theoretische Maßstäbe festlegt, verliert sich ins Willkürliche. Sie vermag auch dann Meisterwerke beschreibender Historie zu schaffen, d. h. auf das Mannigfachste über Geschehenes zu unterrichten und — mehr noch — diese Kunde in künstlerisch werthvolle Formen zu kleiden, sie nähert sich dann in poetischer Ungebundenheit dem Epos, aber sie verliert an der weiteren Verwendbarkeit ihrer Resultate, kurz an ihrem spezifisch wissenschaftlichen Charakter. Keinem Zweige historischer Darstellung aber thut eine solche Festigung mehr noth als aller kunstgeschichtlichen Schilderung. Denn nirgends glaubt man an sich zum Subjektivismus berechtigter zu sein als hier; Weise und Thoren zugleich verkünden, daß alles Kunstgenießen etwas höchst persönliches sei und keines Fremden Autorität respektieren könne. Die fadenscheinige Ausrede, mit der der Unwissende seine Urtheilslosigkeit verdeckt, wenn ihm vor einem Kunstwerke von ästhetischen Grundsätzen gesprochen wird: daß der Geschmack jeder Diskussion entzogen sei, ist nur allzu oft bewußt oder unbewußt die Richtschnur auch für ernsthafte Berichterstattung von vergangener Kunstübung geworden. In Wahrheit aber läßt sich mit sehr viel größerem Rechte behaupten, daß der Beurtheilung aller Kunst bis zu

einem gewissen Grade feste Maßstäbe gegeben werden können, daß dem subjektiven Befinden des Einzelnen wenigstens von der Aesthetik seines ganz bestimmten Zeitalters nur ein verhältnißmäßig kleiner Raum gelassen wird und daß zur sicheren Beherrschung jener bei weitem größeren Skala allgemein giltiger Kunsturtheile nichts nothwendiger ist, als die Schaffung solcher Maßstäbe.

Nur zweier Klauseln bedarf solche Feststellung, um nicht in den Verdacht zu gerathen, daß sie einen unerträglich pedantischen Zwang ausüben will. Sie darf nicht verleugnen wollen, daß sie, wie jede andere Theorie, im Flusse des historischen Lebens steht. Jedes starke Zeitalter wird sich eine eigene Aesthetik schaffen wollen, denn die Richtung des Genießens und Genießenwollens wechselt mit Zeiten und Völkern, wie die des künstlerischen Schaffens selbst. Und zum Zweiten darf sie sich nicht anmaßen, den Schaffenden selbst Gesetze vorschreiben zu wollen. Wer produziert, soll nicht danach streben vorhandene ästhetische Gesetze zu befolgen, sondern seine Praxis soll neue zur Geltung bringen, nicht um dieser Gesetze, sondern um der Eigenthümlichkeit seines Schaffens willen. Aber man sieht sogleich, daß eine Aesthetik, die sich diesen Anmaßungen von vornherein versagt, noch immer Spielraum genug hat. Denn jene erste Relativität ist eine solche, der alles menschliche Wissen unterliegt und über die jegliches systematische Erkennen sich wohl oder übel hinwegsetzen muß. Und wenn jede Aesthetik schon sich nur an die Empfangenden, nicht an die Gebenden richtet, so winkt ihr immer noch eine weite Aufgabe, ein verantwortungsvolles Amt. Historisch angewandt aber ist sie vollends nicht in Gefahr, ihre Befugnisse zu überschreiten, denn den Künstlern, die im Grabe liegen, kann sie nicht predigen wollen, und die Unzulänglichkeit temporärer Erkenntniß wird sich Niemandem eindringlicher offenbaren, als dem Historiker.

Im Grunde ist auch die angeblich unübersehbare Mannigfaltigkeit persönlicher Kunstanschauungen mehr ein Phantom,

als eine Thatsache. Gewiß eine geringe Anzahl ganz fein empfindender Gaumen, die Menschen eines wirklich differenzierten Geschmackes haben ein individuelles Urtheil und ein Recht darauf. Die bei weitem überwiegende Mehrzahl entscheidet nach sei es instinktiven, sei es überlieferten Motiven. Und so verschiedenartig diese auch auf den ersten Blick zu sein scheinen, sie lassen sich doch sehr bald auf eine ganz geringe Anzahl zusammengehöriger ästhetischer Grundanschauungen zurückführen.

Um bei dem greifbarsten Beispiel, dem der Malerei, zu bleiben, so gefallen dem Einen süße, dem Andern lüsterne Formen oder Farben. Dem Dritten liegt alles an dem sentimentalen, dem traulichen oder trivialen, an dem lasziven oder moralischen, dem komischen oder tragischen Inhalt eines Kunstwerks, sie haben für seine Form gar kein Auge. Noch andere wünschen patriotisch oder religiös erregt zu werden und so fort. Es wäre sehr leicht, auch alle anderen Geschmacksdifferenzen auf ähnlich knappe ästhetische Formeln zurückzuführen. Und das wissenschaftlich bemerkenswerthe Maß dieses Oszillierens würde auf ein Minimum zusammenschrumpfen; denn wie viel oder wie wenig von allen jenen einseitigen Anschauungsweisen zulässig ist, wird jede bewußt auf ihr Ziel losgehende Aesthetik schon in ihren elementarsten Ausführungen darlegen müssen.

Man könnte darüber nun klagen als über ein Zeichen geringer ästhetischer Schulung, aber zugleich einwenden, daß die Kunstgeschichte von diesen Dingen wenig berührt werde. Doch das ist mit nichten der Fall; sie läuft vielmehr fortwährend Gefahr ähnlich unhaltbaren Einseitigkeiten zu verfallen, sei es aus Abneigung gegen eine systematisch gebundene Kritik, sei es aus dem Streben nach reiner Beschreibung der Kunstwerke, unter grundsätzlicher, in Wahrheit übrigens nur theilweise möglicher Vermeidung allen Urtheils. Dann aber muß sie bei dem Reichthum und der individuellen Vielgestaltigkeit ihres Stoffes eher noch als andere Zweige der Kulturgeschichte befahren,

daß sie sich in eine unübersehbare Fülle fragmentarischer Betrachtungen auflöst, von denen jede den Maßstab ihres Urtheils der sehr begrenzten Partikel des kunstgeschichtlichen Prozesses, die sie gerade behandelt, selbst entnimmt. Es würde dann jede Leistung gleichsam das Maß ihrer selbst: ein äußerst objektives, aber sehr wenig kritisches Verfahren, das größeren Zusammenhängen gegenüber völlig versagen und zuletzt jede tiefere Information über den Gang der künstlerischen Entwicklung unmöglich machen würde.

So erscheint also eine systematische Anlehnung als unerläßliche Pflicht der Kunsthistorie. Denn ohne sich über das Wesen der Kunst und ihrer einzelnen Zweige wenigstens im Allgemeinen zu unterrichten, wird man auch aus der kleinsten Einzelbetrachtung nicht genug generelle Früchte ziehen können, geschweige denn aus umfassenden Ueberblicken. Ebenso nothwendig aber ist, die großen Grundströmungen künstlerischer Thätigkeit aufzusuchen, die ganze Zeitalter augenfällig von einander trennen, und sie mit einiger Schärfe des Begriffes und Ausdrucks von einander zu unterscheiden — einmal um ihrer selbst willen, um die einzelnen Entwicklungsreihen innerhalb der Kunstgeschichte zu erkennen und auszusondern, sodann aber, und dies Bedürfniß macht sich für eine Darstellung wie die hier vorliegende besonders stark geltend, um die Verwandtschaft dieser Wandlungen und Bewegungen mit den analogen Tendenzen der übrigen Zweige der geistigen oder denen der sozialen Kultur feststellen zu können.

1. Absicht der Kunst.

Alle Kunst ist Spiel und, wie jedes Spiel, die tändelnde Nachahmung wirklichen Schaffens und Lebens. Nicht als ob sie niemals auf dem Wege von ihren Ursprüngen her mit dem thätigen Handeln Gemeinschaft gehabt hätte: die Kunst wird erst dann Spiel, bewußtes Spiel, wenn sie sich von anderen irdischen Zwecken losgelöst hat. Aber sie war sicher

einmal mit ihnen aufs engste verbunden: aus Götterverehrung und Todtenfeiern mag sie zuerst entstanden sein, Hymnen sind vielleicht die ersten Lieder gewesen, wenn es nicht Liebeslockungen waren. Die Musik, der Tanz, die lyrische, die epische, die dramatische Dichtung und das Theater sind aus diesen ganz ideell gerichteten, aber immerhin praktischen Bedürfnissen hervorgegangen; sie waren ursprünglich alle Eins und haben sich nur langsam von ihrer ursprünglichen Verbindung und ihrem Kult- und Festzweck abgegliedert. An Götterbildern hat sich die Skulptur gebildet, von den ersten Anfängen ab, da sie den Fetischen, den Holz- und Steinstücken, die man verehrte, eine erst allmählich zu errathende Aehnlichkeit mit der menschlichen Gestalt zu geben trachtete. Todtenmäler und Göttertempel haben zuerst eine Architektur ins Leben gerufen. Zuletzt aber sind sie alle frei geworden. Man begann zu singen und zu sagen ohne alle religiösen, festlichen Anlässe. Drama und Theater sind viel länger an solche gekettet geblieben, aber sie haben am Ende auch die Fessel gebrochen. Die Skulptur und ihre jüngere Schwester Malerei haben sich noch früher emanzipiert, nur das Kunstgewerbe und die Architektur sind bis auf den heutigen Tag Nutzkunst geblieben. Sie stellen sich noch immer in den Dienst eines Lebensbedürfnisses, wollen zuerst Wohnung und Hausrath bieten und nur in den günstigsten Fällen drängt die Absicht, ein Kunstwerk zu schaffen, diese maßgebende Idee in den Hintergrund, fast niemals aber erstickt sie sie ganz. Zuweilen ist vielleicht ein Geräth, noch kaum je aber ein Gebäude, allein um seiner ästhetischen Wirkung geschaffen worden, was wir von einem Liede, einem Bilde, einem Schauspiel doch geneigt sind als selbstverständlich vorauszusetzen.

Doch an dem eigentlichen Charakter der Kunst dürfen diese Ausnahmen nicht irre machen. Wo sie zu ihren Jahren gekommen ist, will sie ihr freies, fesselloses Leben nur sich selbst leben und keinem anderen Zweck dienen, als jedes andere Spiel — zu erfreuen. Und schon hieraus ist zu folgern, daß ihr auch alle anderen Nebenabsichten ursprünglich fremd sind,

mögen sie auch in noch so ideellem Gewande auftreten. Was auch Schiller, oder, was mehr wiegt, Aristoteles über die moralischen Aufgaben der Kunst gesagt haben mögen, sie können ihr nur durch ein Mißverständniß aufgedrängt werden. Eine Malerei, die sittlich — oder religiös, oder politisch, oder sozial — belehren will, ist in diesem Sinne ebensowenig Kunst, wie ein astronomisches Lehrgedicht oder ein gereimter landwirthschaftlicher Kalender. Dies schließt nicht aus, daß auch wahrhaft große Kunst zuweilen selbst diese Bürde sich auf die Schultern geladen und sich trotzdem ihren leichten Schritt nicht hat verstören lassen, aber ein Amt der Kunst in diesen Hinsichten kann niemals anerkannt werden. Ihr rechtes Verhältniß zu allen diesen und minderen Dingen des Lebens kann nur dies sein, daß sie sich dann absichtslos zu ihrem Propheten oder ihrem Verkündiger macht, wenn ihr selbst das Herz von ihnen voll ist. Wollte man ihr aber ethische Zwecke gar als Aufgabe stellen, so würde man sich an ihrem innersten Wesen versündigen. Freude ist noch niemals mit dem Schulstecken einhergeschritten. Und was den Großen zuweilen ungestraft hingeht, rächt sich an allen Künstlern kleinen und mittleren Maßes; die elende Afterkunst, die mit irgend einer „guten“ Gesinnung ihre Impotenz vergessen lassen will und die zu allen Zeiten geblüht hat, beweist es immer und immer.

Selbst ein Zensoramt über die Kunst kann der Ethik nicht zugestanden werden. So verächtlich es ist, wenn ein Künstler in sexuellem Schlamme wühlt, um die Lüsternheit für sich und sein Werk zum Anwalt zu gewinnen, so wenig können großer Kunst in dieser oder einer andern Richtung Schranken gesetzt werden. Wer einmal Félicien Rops' mehr als freche Radierungen gesehen hat, wird zugeben müssen, daß zügellose Laszivität hier doch von einem starken Ingenium in den Dienst der Kunst gezwungen ist und daß gerade sie diesem Naturell den Weg zu seinen höchsten Leistungen gewiesen hat. Nur wo das Nicht-Sittliche sich mit den ästhetischen Zwecken der Kunst in Widerspruch setzt, wird es abgewiesen

werden müssen: kein Künstler, der den sittlichen Anschauungen seiner Zeit und seines Volkes fort und fort ins Gesicht schlüge, würde der Kunst dienen können. Die Gefühle des Ekels und des Widerspruchs, die er erregen würde, würden sein Können um alle Wirkung bringen. Ist es die Aufgabe der Kunst, zu erfreuen, so kann sie es nicht durch Widerwärtigkeit.

Aber so heiter und leicht die letzten Absichten der Kunst sind, sie ist doch an Wirklichkeit und Handeln gebunden. Wie jedes andere Spiel täuscht sie das Leben und seine Werke vor. Daß kein andres dauerndes Glück auf Erden gegeben ist, als das was an Schaffen — die Müßiggänger nennen es Arbeit — gebunden ist, wird durch nichts sonst so unwiderleglich erwiesen, wie durch diesen Grundzug aller unserer Unterhaltungen, und so auch der edelsten von ihnen, der Kunst. Irgend ein Wollen und Thun spiegelt sie uns immer vor: singt sie ein Liebes-lied, so nimmt sie die Pose des Werbers an, webt sie uns leuchtende Bilder des Daseins, so schildert sie immerfort Handeln und Leben oder doch Sprießen und Wachsen, das ist das Schaffen der Natur. Auf dem Theater will sie Aktionen nachahmen und das Werden und Sichwandeln der Menschen, und selbst wenn sie mit Tönen uns umgaukelt, will sie den Eindruck steter Aenderung und steten Wechsels in uns hervorrufen. Sie appelliert dann nur an unser Gefühl und an die leisesten traumhaft-flüchtigen Vorstellungen unserer Phantasie, aber sie häuft die Kontraste, sie liebt den jagenden Wechsel und ahmt so das Treiben und Stoßen des Lebens nach. Oder sie will eine lange Welle, einen einzigen Strom von Empfindungen in uns fließen lassen; aber auch dann knüpft sie an eine bestimmte Thätigkeit an: sie ruft etwa als religiöse Musik die Vorstellung der Gottesverehrung in uns hervor. Ja, die Elemente ihrer ästhetischen Einwirkung selbst sind voll von Nachahmung unserer Aktion: auch die primitivste, die gehaltenste Tonkunst kann nicht ohne Rhythmus sein und Rhythmus ist Bewegung, ist Handeln, ist Leben.

Welt und Wirklichkeit aber sind nicht nur aus Schön-

heit und Freude zusammengewoben, sondern starren von Gleichgültigem und Widerwärtigem, von Leid und Kümmernissen. Und war schon die Kunst, da sie noch jung war und nur die Dienerin des Lebens, gezwungen, nicht allein Feste zu feiern und der Fröhlichkeit Formen zu leihen, sondern auch Schrecken und Trauer zu begleiten und zu läutern, so hat sie auch dann, als sie sich von der alten Fessel befreite, nicht vergessen, dieses ernsteren Amtes zu walten. Sie hatte die süß-herben Reize der Trauer, des Schreckens kennen gelernt, und hat auch als freies Spiel den Reichthum dieser stark in die Seele schneidenden Einwirkungen, dieser jähen und schroffen Accente nicht missen wollen. Und so ist die tragische Muse aus dem Kreis der Schwestern auch dann nicht verbannt worden, als sie wirklich nur noch nach ihrem freien Belieben erfreuen durften, nicht mehr den Winken des herrischen Lebens und seinen wechselnden Bedürfnisse zu gehorchen brauchten. Und freilich wich die Kunst auch damit noch nicht von der innersten Art des Spiels. Auch das Spiel liebt zu der Nachahmung des heiteren Lebens einige seiner Bitterkeiten zu fügen: es ahmt fast immer den Kampf nach und ruft nicht nur das tändelnde Auf und Ab eines scherzhaften Ringens der Gegner, nicht nur die Freuden des Sieges, sondern auch die Schmerzen der Niederlage hervor. So auch verfährt das hohe Spiel der Kunst: sie mischt bald mit dem Heiteren, das ihrem Wesen unzweifelhaft am nächsten liegt, auch Indifferentes, ja Ernstes, sie erregt selbst Furcht und Schrecken, um zuletzt das Bild der Welt in allen seinen Theilen wiederzuspiegeln.

Aber — und diese Frage rührt an den Lebensnerv aller Aesthetik — wie rettet bei dieser Nachahmung des gleichgültigen und des leidvollen Lebens die Kunst ihren letzten Zweck, Freude zu bereiten? Daß sie ihn da erfüllt, wo sie die heitere Wirklichkeit nachahmt, ist an sich begreiflich, aber wie lassen sich die Langeweile, die der indifferente Theil der Welt in uns hervorruft, und — mehr noch, wie lassen sich die Empfindungen des Schmerzes oder gar des Ekels mit ihm versöhnen? Um

dieses Problem, das tiefste und räthselvollste, das die Aesthetik kennt, zu lösen, bieten sich, wie es zuerst scheint, mehrere Auswege dar: der Schmerz, so könnte man schließen, enthält in seinem psychischen Kern Elemente, wenn nicht der Freude, so doch des Reizes. Es giebt eine Lust, selbst eine Wollust des Schmerzes und vielleicht appelliert die Kunst an sie. Geht nur in die Zuschauerräume der Strafgerichtshöfe und hört das halb wehe-, halb wonnevolle Aufstöhnen der Weiber, wenn ein Mörder sagen muß, wie er die letzten Stöße nach seinem Opfer geführt hat. Und wenn schlechte, aber schlangenkluge Redner ihre Zuhörer und wohl mehr noch ihre Zuhörerinnen fesseln wollen, so erzählen sie von Grausamkeiten, die die Haare sträuben und das Herz erstarren machen, und die doch Schauer eines halbversteckten Entzückens hervorrufen. Diese merkwürdigen Beobachtungen, zu denen Gladiatorenschauspiele, Hahnen- und Stierkämpfe nur die letzten Konsequenzen ziehen lassen, führen auf sehr komplizierte psychische Vorgänge. Mit ganz unanfechtbaren Motivenreihen, der Erregung des Mitleids und aller seiner Süßigkeit und den ganz entgegengesetzten Instinkten der Freude an Kampf und Streit und jähen Katastrophen, mischen sich hier nicht eben anmuthige Gefühle: so vor allem die sehr bangherzige und unritterliche Freude darüber, daß der Zuschauer selbst nicht Opfer des schweren Schicksals sei, das er sich dort auf der Bühne abspielen sieht. Dazu dann die weit gröberen, sehr unerfreulichen Zusammenhänge, die von dem Leidensehen zu seelischen oder gar körperlichen Lustempfindungen hinüberleiten.

Ganz anderer und viel neutralerer Natur sind die Gründe, die man für das Recht der Kunst auf Schilderung der gleichgültigen Realität ins Feld zu führen pflegt. Sie gipfeln in der These, daß es erfreulich sei, auch über sie durch die Kunst und ihre leise hebende und verschönernde Hand unterrichtet zu werden; erst so werde das Bild der Welt vollständig, das die Kunst entwerfen solle.

Man sieht, die beiden Versuche der Rechtfertigung gehören zwei ganz verschiedenen Sphären an, die eine appelliert an die instinktive, gefühlsmäßige Welt der Empfindung, die andere an den lernbegierigen Verstand. Beide werden deshalb auch ganz verschieden beurtheilt werden müssen. Rund abzuweisen ist offenbar die Forderung, daß die Kunst um der Belehrung willen von ihr sonst gleichgültigen Dingen reden solle. Das würde eine Einmischung von Prinzipien bedeuten, die der Wissenschaft zustehen, aber nicht der Kunst. Denn der Kunst kann kein größerer Feind erstehen, als die Wissenschaft, wenn sie sich in das Lager der Künstler einschleicht und dort als Kunst verkappt auftritt. Die tausend Schiffbrüche ad hoc unternommener historischer Epik und historischer Malerei sprechen dafür lauter als jede theoretische Darlegung. Will die Kunst den süßen Kern der Realität aus ihr herausschälen, so soll die Wissenschaft auch vor der rauhen oder unscheinbaren Schale nicht zurückschrecken. Diese beiden Dinge sind nicht zu vereinigen, künstlerisch verkleidete Gelehrsamkeit wird nimmermehr Kunst.

Ganz anders steht es um die Seiten des Lebens, die Trauer oder Abscheu erwecken, und um die Frage, ob die Kunst sie ihren Objekten zuzählen dürfe. Sie reicht in die Sphäre hinab, in der die Wurzeln aller Kunst zu finden sind. Denn da hier nicht von Verstand die Rede ist, an den die Kunst sich nie und unter keinen Umständen zuerst wenden soll, sondern vom Gefühl, an das die Kunst offenbar immer direkt oder indirekt appelliert, so ist die Diskussion auf ein Feld hinübergespielt, das nur mit großer Vorsicht betreten werden darf.

Es wird ohne weiteres zugegeben werden müssen, daß die Kunst sich am ersten und am letzten unserer Empfindung nähern will. Ist ihre höchste Aufgabe Freude erregen, so soll sie also unserem Gefühl Wohlthaten erweisen. Und es kann nicht Wunder nehmen, daß nicht nur der letzte Zweck, sondern auch die Mittel, mit denen sie ihn zu erreichen strebt, gefühls=

mäßig sind. Fröhliche Weisen, heitere Bilder, lockende Lieder wirken unmittelbar auf die Empfindung und so ordnen sie sich durch ihre Grundstimmung der frohen Mission der Kunst unter. Wie dürfen nun grelle und schrille Laute oder gar üble Mißtöne sich in ein so heiteres Konzert mischen?

Die Antwort wird lauten müssen, so roh und unzubereitet wie das Leben und die Natur sie bieten, wird es nimmermehr geschehen dürfen, aber — und hier liegt die befreiende Lösung des Problems, ungeändert und ungemodelt soll und kann und darf die Kunst auch die hellen und hohen Töne der Freude nicht nachahmen. Die Empfindung, an die der Künstler sich richtet, ist wohl am letzten Ende die Richterin über seinen Erfolg, denn sie entscheidet, ob er uns wirklich innere Freuden bereitet hat, sie bietet ihm auf die mannigfachste Weise die Erregungsmittel dar, durch die er auf uns wirkt, sie ist das Instrument, auf dessen Saiten er spielt — aber die Laute, die sie auf ihm erweckt, sollen nie rohe Nachahmung der Natur sein. Sie sollen vielmehr zu Melodien gestaltet sein, d. h. „künstlich" geordnet, mit Kunst, mit Absicht gewandelt sein. Auch die an sich freudigen Töne, die das Konzert der Kunst erschallen läßt, sollen nicht Naturlaute sein. Wären sie verstattet, so wäre der gröbste, geradeste Weg zu unserem Empfindungsleben auch der beste. Lüsterne Kunst ist nicht — davon war schon die Rede — aus sittlichem Grunde zu verwerfen, aber sie ist ästhetisch haltlos, wo sie nur auf groben Sinnenkitzel ausgeht, eben weil sie da lediglich die Mittel anwendet, die jeder Hetäre zu Gebote stehen. Es giebt eine grobe, ungeschlachte Komik, die uns zum Lachen reizt und die doch nichts mit Kunst gemein hat, denn der Spaßmacher jeder Dorfschenke verfügt über sie. Und es giebt banale Weisen — die Gasse ist zu allen Zeiten von ihnen voll gewesen — die zum Tanze locken und die doch nichts mit der hohen Kunst der Muse zu schaffen haben. Immer muß der Künstler, damit Natur in Kunst sich wandle, den auch an sich freudigen Stoff zu läutern und zu klären wissen.

Um es mit einem Wort zu sagen, der Stoff allein, auch der heitere, wird künstlerisch verwerthbar erst durch die Form.

Nach allem dem aber läßt sich, wie mich dünkt, jene Doppelfrage nach dem Verhältniß der Kunst zu dem Trauer und Abscheu erregenden und zu dem gleichgültigen Stoff, den Natur ihr darbietet, erst recht beantworten. Soll der Künstler, wie hier gefordert wurde, auch die heitere Wirklichkeit erst durch seine Form zu künstlerischer Wirkung bringen, so ist selbstverständlich, daß auch alles Häßliche oder Trübe, was er zu verwenden gedenkt, demselben Umgestaltungsprozeß unterliegen muß. Und ist das eigentlich Freude bereitende Element der Kunst nicht der Stoff, noch die von ihm unmittelbar erzeugte Empfindung, sondern eben jene Form, so ist klar, daß sie auch traurige und abschreckende Gegenstände zu Freudespendern machen kann, indem sie sich ihrer bemächtigt und ihnen neue formale Reize ablockt.

Daß sie aber zu diesen Stoffen greift, ist in der That zunächst durch jene Wohlgefühle begründet, die auch Leid und Mitleid erwecken können und von denen schon die Rede war. Wer wollte leugnen, daß der Künstler die Erregungen der Trauer sowohl wie der Freude sich zu Nutze macht, um sie doch wieder durch seine Form zu zähmen, zu gestalten und sich zu unterwerfen. Die erste, elementarste Wirkung auch einer Beethovenschen Sonate beruht auf den unmittelbaren, heiteren oder wehmüthigen Gefühlsschwingungen, die die hellen und klaren oder dumpfen und tiefen Töne in uns auslösen. Aber dazu kommen andere, rein ästhetische Beweggründe, vor allen die des Kontrastes. Die sonnigste Freude, die ein umfassendes, uns längere Zeit in Anspruch nehmendes Kunstwerk um uns breitet, würde sich überleben, würde uns übersättigen und ermüden, falls sie nicht durch eine dunkle Folie gehoben wird. Ein lyrisches Gedicht darf so froh sein wie das helle kurze Aufjubeln eines jungen Mädchens, aber ein Drama großen Stiles, selbst eine Komödie, wird auch bei heiterer Grundstimmung des trüben, tragischen Hintergrunds

nicht entbehren können. Eine Büste kann, wie die großen Meister aus der Schule Donatellos oft gethan haben, einen fröhlich lachenden Kinderkopf darstellen, aber ein griechischer Tempelgiebel hätte auch abgesehen von seinen heiligen Zwecken nicht nur fröhliche Gruppen enthalten dürfen. Und es ist kein Zufall, daß seit Aristophanes alle große Komödie ihren Frohsinn und ihre Narrheit unseren Blicken nur vor düsterem Hintergrunde gaukeln läßt, daß sie wieder und wieder nicht nur Heiterkeit, sondern auch schwere Neben- und Hintergedanken in uns erwecken will.

Und aus ähnlichen Gründen findet zuletzt auch die Verwendung der gleichgültigen, an sich weder Freude noch Trauer oder Abscheu erweckenden Realität ihre ästhetische Rechtfertigung. Alle starken Accente, die der Künstler setzen will, können nur dann zur Geltung kommen, wenn eine gewisse Menge neutraler, gedämpfter Effekte sie rings umgiebt und immer wieder ablöst. Deswegen, niemals jedoch um der Belehrung willen, soll die Kunst auch indifferenten Stoff wiedergeben. In wie geringem Maße aber eine solche Heranziehung dieser ästhetisch an sich unfruchtbaren Objekte zuletzt doch nur statthaben darf, kann man sich durch einen Rückblick auf die große Kunst aller Vergangenheiten leicht vergegenwärtigen. Oft freilich hat die historische Forschung nothgedrungener Weise auch Kunstwerke, etwa die homerischen Gedichte, auf ihre Zustandsschilderungen durchmustert, aber schließlich ist der Ertrag immer unaussprechlich viel geringer und unsicherer gewesen, als wenn man etwa statt der Ilias einige Kapitel aus einem ägyptischen Tacitus oder Herodot über die Zustände des griechischen Mittelalters besäße. Die Dichtung der Gegenwart aber, deren Prosa-Epik sich in Soziologie und Statistik verloren hat, ist nicht ein Beweis gegen, sondern nur für diese Behauptung: sie ist zu einem guten Theil tief unter das Niveau hoher Kunst gesunken. Der Künstler kann, seinem einzigen Ziele, uns Freude zu schaffen, nur nachgehen, wenn er die Blumen, die die unermeßlich weite Wiese der Wirklichkeit

ihm bietet, sich nach freier Willkür pflückt und sie zusammenstellt und ordnet, wie es ihm gefällt. Und eben deshalb wird das Bild der Welt, das er entwirft, immer nur einen unendlich viel kleineren Bruchtheil ihres Ganzen umfassen, als das des Gelehrten. Versifizierte Wissenschaft ist nie und nimmer Poesie.

Durch diesen Gegensatz wird an die elementarsten Grundlagen aller Aesthetik gerührt: an das Verhältniß der Kunst zur Realität und die Frage nach der Natur der ästhetischen Wirkung. Das von Anfang gegebene Substrat aller Kunst ist der Stoff, d. h. nicht etwa die Materie selbst, sondern das Bild, das sie im Künstler zurückläßt. Marmor und Erz sind für den Bildhauer nicht der Stoff, sondern Darstellungsmittel, wie der Stein für den Architekten, Holz oder Tuch für den dekorierenden Künstler und so fort. Stoff im ästhetischen Verstande des Worts ist vielmehr die Summe von Vorstellungen, die die Wirklichkeit dem Künstler einprägt, solange er nur sehen und noch nicht gestalten will; es sind die Erinnerungen, die er von Natur und Menschheit zurückbehält. Der Ton im physikalischen Sinne ist für den Musiker das Darstellungsmittel seiner Kunst, der Ton im musikalischen Sinne aber der Stoff; die Sprache ist für den Dichter das Darstellungsmittel, die Gedanken- und Bilderreihen aber, die sie ausdrückt, sind sein Stoff. Aber noch nie ist der ungeändert gelassene Stoff als Kunstwerk anerkannt worden, er wird es erst durch die Form, die ihm der Künstler giebt.

Die Form kommt zu Stande durch die Aenderungen, die der Künstler an dem von ihm der Natur geraubten Stoffe vornimmt, durch Gruppieren nämlich, durch Fortlassen, durch Aufhöhen und durch Vereinfachen. Und sie ist es eigentlich, die in uns die wesentliche Freude an der Kunst erwecken soll, denn sie ist das eigene Werk des Künstlers, alles andere dankt er der Natur. Niemand wird so thöricht sein, zu behaupten, daß nicht auch die Wirklichkeit uns täglich und stündlich ästhetische Freuden bereite. Aber sie bietet sie uns nur sehr selten ohne störende Zuthat, ohne ermüdende Wiederholung dar und

selbst wo sie das thut, wird nur das Auge des Künstlers oder Kunstgewohnten all ihren Reiz bewußt nachzuschmecken im Stande sein.

Damit aber wird ein Element der künstlerischen Wirkung berührt, das freilich zur Hälfte außerhalb der Sphäre des Gefühls liegt: die bewußte Werthung ästhetischer Genüsse, die sich nur mit Hilfe des Verstandes vollziehen kann. Warum eine Linie, ein Profil, eine Gestalt, eine Melodie, ein Versmaß uns erfreuen, kann niemals ganz durch logische Erwägungen klar gestellt werden: es findet da ein unmittelbares Korrespondieren zwischen den Gefühlswerthen des Objekts und der Empfänglichkeit unsrer Sinne statt, das kein Verstand der Verständigen je wird vollkommen erklären können. Im Gegentheil, die letzten, stärksten, entscheidenden Elemente sind so ganz gebannt in die Sphäre des Empfindens, daß unser logisches Rechnen nichts anderes vermag, als von ihnen Akt zu nehmen und sie seinem Kalkul als die Grundfaktoren zu Grunde zu legen. Und dennoch beginnt eine Kunst-, ja selbst ein Naturgenuß erst da, wo diese rein gefühlsmäßigen und an sich unerklärbaren Wirkungen bewußt erkannt und vom Verstand bewerthet werden. Denn daß eine solche Ausnützung nur durch Verstandesthätigkeit erfolgen kann, braucht kaum erklärt zu werden. Die Erinnerung muß bestimmte Formen, Farben, Töne und Wortfügungen festlegen und ein klares Nachdenken muß diese selig-unklaren Wohlgefühle wenigstens scharf abgrenzen und abschätzen, damit ein Kunstwerk und der ihm abzugewinnende Genuß recht ausgeschöpft werde. Und in der Regel wird erst ein so geschultes Auge und Ohr auch die Reize, die die Natur uns bietet, ganz auskosten können.

So operiert denn alle Kunst mit vier Faktoren: mit dem Stoff, den sie der Wirklichkeit abstiehlt, mit den Empfindungen, die sie unmittelbar durch diesen Stoff auslösen will, mit den von ihr dem Stoff aufgeprägten Formen, und endlich mit den halb gefühls-, halb verstandesmäßigen Wirkungen, die diese Formen hervorbringen. Und es ist klar, daß die Natur als

solche noch nicht künstlerisch wirkt — der stärkste Grund gegen allen rohesten Naturalismus; aber ebenso sicher ist, daß auch die unmittelbaren Empfindungen, die dieser der Natur entliehene Stoff in uns hervorbringen kann, nicht eigentlich Kunst sind. Aller Nachdruck ist vielmehr auf die Wandlung zu legen, die der Künstler mit jenem Stoff und mit diesen Empfindungen vornimmt, auf ihre Formung, die auch dann noch an unser Gefühl appelliert, aber nur durch die Vermittlung schon gewonnener, vom Intellekt begrenzter und gewertheter Erfahrungen des Genusses.

Damit darf nun nie und nimmer dem Verstand eine dominierende Rolle im Kunstgenießen oder gar im Kunstschaffen angewiesen werden. Er hat vielmehr nur die Aufgabe, die Erinnerungen an frühere Freuden, die uns die Kunst bereitet, zu ordnen und festzuhalten, zu sichten und zu vergleichen. Er soll uns nur dazu helfen, die Gründe unseres Genießens nicht immer von Neuem erst wieder zu erforschen, er soll uns durch die Vergegenwärtigung alter Entzückungen zu neuen geschickter machen. Die Natur aber und die durch sie unmittelbar hervorgerufenen Empfindungen sollen den Stoff darbieten, aus denen der Künstler seine Gestaltungen formt; die Realitäten, die er nachahmt, sind gewissermaßen Klaviatur und Saiten seines Instruments, die Töne aber, die er ihm entlockt, wecken wohl an sich schon Empfindungen in uns, aber erst die Rhythmen, die Melodien, zu denen er sie zusammenstellt, sind Kunst, und erst die Freude an diesen Tonformen ist Kunstgenuß.

Es ergiebt sich ein merkwürdiger Parallelismus zwischen Stoff und Form einerseits, natürlicher und künstlicher Gefühlswirkung andererseits. Sinne und Geist dessen, der ein Kunstwerk genießen will, werden zunächst gefesselt durch den der Wirklichkeit entnommenen Stoff, d. h. durch die Realitäten, an die sich der Künstler beim Schaffen und jetzt wieder der Genießende beim Empfangen erinnert. Und ebenso unmittelbar strömen gewisse Gefühlswellen auf ihn ein, die diesem

Stoffe entquellen. Ein trauriger Vorgang, den der Dichter nacherzählt, der Maler nachschildert, wird vom Zuhörer oder Beschauer erstlich aufgenommen seinem Thatbestand nach, das grobe Faktum als solches wird von ihm innerlich registriert; doch zugleich wirkt es auf sein Empfinden, es weckt somit leidende, mitfühlende Gefühlswellen in seiner Seele. Der naive Mensch kommt über diese beiden Gattungen von Eindrücken nie hinaus; er reagiert nur auf den Roh-Stoff und die Roh-Empfindung, wenn ich so sagen darf, und alle gemeine Kunst verläßt sich auch allein auf sie. Das Geheimniß aller im üblen Sinne des Worts populären und aller irgendwie tendenziösen Kunst liegt hier, gleichviel ob die Gefühle, die sie erregt, sittlich lautere, z. B. religiöse oder patriotische oder schlechthin „sentimentale“ sind, oder ob sie auf die Lüsternheit spekulieren. Und fast immer in Verbindung mit so roher Gefühlskunst pflegt auch die rohe Stoffkunst aufzutreten, die nur durch die Fülle der dargebotenen Bilder, etwa der Handlungen im Drama oder Roman, zu wirken gedenkt.

Ganz verschieden und unendlich viel differenzierter ist die Wirkung, die die Form auf den Genießenden ausströmen läßt, aber auch sie zerfällt in ein Aufnehmen und ein am letzten Ende gefühlsmäßiges Nachempfinden. Zuerst muß der Empfangende das Formale eines Kunstwerkes feststellen, er muß registrieren, in welchen Linien etwa die Büste eines Bildhauers mit Absicht von ihrem Vorbilde abweicht, und das kann nur verstandesmäßig, durch Vergleichen eigener Erinnerungen mit der Linienführung des Künstlers und durch ein Aufspüren seiner ästhetischen Absicht bei diesen Abweichungen geschehen. All' diese verhältnißmäßig nüchternen Operationen können durch ähnlich gedächtnißmäßiges Zusammenhalten mit anderen Kunstwerken oder durch Forschen nach vorliegenden Abhängigkeiten vielfach kompliziert werden und sich doch in wenige Augenblicke zusammendrängen. Ihr letzter Effekt aber, der für das eigene Bewußtsein ein momentan eintretender sein mag, ist eine Empfindung, die sich vom widrigsten Miß-

behagen vor schlechten Werken, von öder Leere vor der Unproduktivität zu den höchsten Wonnen steigern kann, die alle große Kunst hervorruft. Und wer von diesen letzten, ganz reflektierten und doch unsäglich beglückenden Wohlgefühlen des Formgenusses nichts weiß, der hat den Segen echter Kunst noch nicht an sich erfahren.

2. Stoff und Form in den bildenden Künsten.

Der Urquell aller Räthsel, die die Erforschung des Wesens der Kunst uns zu rathen aufgiebt, bleibt das Verhältniß zwischen Stoff und Form. So Gewisses man auch über ihrer beider ästhetischen Werth gefunden zu haben meint, ihn auszuschöpfen wird nie gelingen, aber ihn enger einzufassen, ihn zugänglicher zu machen, ist vielleicht möglich. Und am ehesten wird vermuthlich dazu gelangen, wer sich vergegenwärtigt, daß in der Kunst nicht nur, daß auch in den Künsten dies Problem gestellt ist. Um es mit einem Worte zu sagen, die einzelnen Zweige, die am Baum der Kunst erwachsen sind, oder aus deren Gesammtheit er sich vielmehr zusammensetzt, ziehen in sehr verschiedenem Maße Nahrung und Säfte aus dem Boden der Wirklichkeit.

Allen einzelnen Künsten gewähren Welt und Menschheit den Stoff, aus dem sie ihre Gebilde schaffen, aber wie viel oder wie wenig sie ihn wandeln und modeln müssen, ist in jedem Falle verschieden. Zwei Gruppen lassen sich, wie schon einmal flüchtig angedeutet, zunächst unterscheiden: die ungehemmten, frei schaffenden Künste auf der einen, die angewandten, d. h. Architektur und Kunstgewerbe auf der anderen Seite. Jene alle, Poesie, Musik, Malerei und Skulptur, können produzieren, ohne für die Regel an besondere und praktische Zwecke gebunden zu sein, die Baukunst aber und die dekorative Kunst, die unser äußeres Leben zu schmücken, unseren Hausrath und unser Gewand mit edlen Formen zu umkleiden be-

müht ist und die man mit einem sehr irreführenden, mehr nationalökonomisch als ästhetisch zu rechtfertigenden Namen Kunstgewerbe genannt hat, sind beschränkt auf eine Thätigkeit, die praktische Absichten mit ideellen verbinden, Bedürfniß und Formendrang zugleich befriedigen soll. Man könnte beide mit Recht dekorierende Künste nennen und es ist offenbar, daß diese ihnen allein eigenthümliche Kombination sie mit der Wirklichkeit durch ein Band verknüpft, das keine von den andern Künsten fesselt. Ein Gemälde, ein Gedicht, ein Bild, ein Tonwerk sind gleichermaßen losgelöst von der Materie — so weit sie sie verwenden, ist sie ihnen ganz unterthänig, nur Mittel zum Zweck, dem sie sich einigermaßen anpassen müssen, über das sie übrigens aber souverän verfügen. Der Künstler aber, der unser Haus, unser Zimmer schmücken soll, ist an diese Unterlage gebunden, er kann sie nach seinen Absichten modeln, ihrem praktischen Zweck aber darf er sich nirgends widersetzen — im Gegentheil, je mehr er seine Phantasiearbeit diesem Zweck scheinbar entwachsen läßt, desto größerer Erfolg ist ihm sicher.

Und doch wird man nicht behaupten dürfen, daß die dekorierenden Künste der Natur unfreier gegenüberstehen, als ihre Schwestern. Denn wiederum haben sie vor diesen einen Vorzug, der vielleicht jenen Nachtheil völlig aufhebt. Sie sind nämlich — und auch diese Beschaffenheit gehört ihnen ausschließlich zu — ihrem Grundzuge nach nicht auf irgend welche Nachahmung der Natur bedacht. Offenbar hängt die eine exzeptionelle Eigenschaft mit der andern zusammen: eben weil sie bestimmt sind, Gegenstände mit künstlerischer Form zu umkleiden, die zwar nicht die Natur selbst liefert, in denen aber bei zunächst nur praktischer Bearbeitung die Materie überwiegt, ist ausgeschlossen, daß sie die Natur noch einmal nachahmen. Ein Gesang ahmt die Laute der Natur nach, ein Bildwerk die Gestalt der Menschen oder Thiere, ein Gemälde spiegelt äußere Wirklichkeit wieder, ein Drama reproduziert die Handlungen und Reden der Menschen: aber ein Gebäude

findet kein unmittelbar zu verwendendes Vorbild in der Natur vor und ebenso wenig ein Kunstgeräth. Und es leuchtet ein, daß diese Vorbildlosigkeit der dekorierenden Künste vielleicht ebenso viele, wenn nicht mehr Fesseln löst, wie jene Gebundenheit an die Materie ihnen angelegt hat. Die Phantasiearbeit, die sie erfordern, ist zum Wenigsten in den Elementen stärker, als die von den übrigen bildenden, den redenden und tönenden Künsten erheischte. Eine dorische Säule, ein romanisches Kapitäl, eine Renaissancekanzel und ein Roccocospiegel sind ihrem Grundwesen nach Erzeugnisse weiter schweifender Einbildungskraft, als irgend ein Bild das je gemalt worden ist. Die ästhetische Wirkung von lediglich ornamentalen Linien und Körpern, mit denen Architektur und Dekoration zunächst allein operieren, knüpft weniger als irgend ein Gedicht, ein Lied, eine Statue an von der Natur gegebene Bilder oder Ideenassoziationen an; ja sie ist auf den ersten Blick völlig von solchem Zusammenhang frei. Daß auch sie trotzdem in einem gewissen Abhängigkeitsverhältnisse zur Natur stehen, wird freilich zugegeben werden müssen. Denn wie hätten die Menschen der Urzeit, die zuerst einen Grabhügel thürmten, auf diese Idee anders kommen können, als von dem Vorbild wirklicher Hügel geleitet. Oder da sie die ersten Häuser sich bauten, können sie nur an die Fels- und Feldhöhlen gedacht haben, in denen sie zuvor ihre Zuflucht fanden. Die erste Säule muß sich an dem Vorbild des Baumes aufgerichtet haben, das erste Gestühl an dem des Holzklotzes. Aber immer freier, immer höher hinauf schwang sich die flügelstarke Phantasie jener ältesten Künstlergenerationen, deren Namen keine Chronik überliefert hat; was hat ein dorischer Abakus noch mit dem Zweigwerk zu schaffen, an dessen Knorren und Verästelungen die ersten Säulenabschlüsse angeknüpft haben mögen, was eine Pyramide mit dem Steinhaufen, aus dem sie entsprang, was gar ein griechischer Tempel mit einer Felshöhle? — von allen späteren, kühneren, bizarreren Gebilden zu geschweigen.

Innerhalb dieser besondern Gruppe schmückender Künste

sind in Hinsicht auf ihr Verhältniß zur Realität nicht allzuviel Unterschiede aufzufinden. Architektur und Dekoration müssen beide gleich sehr bemüht sein, durch Ordnung, Umbildung, Aufhöhung und Zurücktretenlassen, ja durch Ersinnen ganz anderer Formen den ihnen anvertrauten Nutzgegenständen ästhetische Wirkung zu geben. Und es kann keinerlei prinzipielle Verschiedenheit zwischen der Ausgestaltung eines Wohnhauses und eines Sessels zugegeben werden, wie denn die künstlerisch glückliche Lösung beider Aufgaben uns ganz dasselbe Maß von Glücksempfindung, von Formenfreude übermitteln kann. Nur ist von jeher die Architektur die bevorzugte von den beiden Schwestern gewesen: dadurch, daß ihr die bei Weitem augenfälligere und öffentlichere Mission zufiel, trat sie von allem Anfang mehr in den Vordergrund. Ihr gerieth ferner zum Vortheil, daß ihr für einen Theil ihres Amtes die Fesseln, die beide Künste an die Praxis und ihre Bedürfnisse binden, so sehr gelockert wurden, daß sie sich freier bewegen konnte, als es der Dekoration je verstattet worden ist. Denn indem ihr frühzeitig die Aufgabe zufiel, für den Kultus der Götter, die man verehrte, Häuser zu bauen, schwand hier das Maß des zu berücksichtigenden Nutz-Zwecks zu einem sehr geringen zusammen. Wie ein Gott zu wohnen habe, das zu bestimmen, war weit mehr der Baukunst überlassen, als daß man es ihr anbefohlen hätte. Ja im Gegentheil, oft genug ist der Fall eingetreten und bei den geistvollsten Völkern am ehesten, daß die Phantasiethätigkeit der Künstler die der Priester weit übertroffen und ihr die Bahnen vorgeschrieben hat, obwohl man doch den umgekehrten Vorgang erwarten sollte. Um so freier aber konnten die Architekten dieser glücklichen Zeiten ihre Einbildungskraft schalten lassen, und da allem Tempel- und Kirchenbau die Opferfreudigkeit junger Völker von je am meisten hold war, so wurden ihnen für diesen aussichtsreichsten Theil ihrer Aufgaben auf Jahrhunderte lang die ausgiebigsten Mittel gewährt.

Die Dekoration dagegen hat in vielen Zeiten darunter

zu leiden gehabt, daß man sie unkünstlerischem Handwerksbetrieb überließ. Nicht als ob es irgend eine prinzipielle Grenze zwischen Kunst und Handwerk gäbe: alles Künstlerthum ist aus dem Handwerk hervorgewachsen. Auch die Renaissance hat den Unterschied nicht eigentlich gekannt, man denke an die Pollajuoli und an Benvenuto Cellini, und nur in den Zeiten technischer Vernachlässigung hat die Kunst dieses ihres Ursprunges vergessen. Aber wo das Handwerk Handwerk blieb, wo die Schablone das eigene Nachdenken nicht aufkommen ließ, ist die Dekoration übel in den Hintergrund gedrängt. Wo der Gegenstand besonders vergänglich ist und ernsthafte Kunstbethätigung nicht zu lohnen scheint, hat sich die Ausschmückung unseres äußeren Lebens gar nicht zum Ansehen der übrigen Künste aufschwingen können. Griechenland, die Renaissance, das Roccoco, haben dem Gewand große, oder schöne, oder einschmeichelnd anmuthige Formen zu geben gewußt; aber die Geschichte bewahrt den Namen keines Kunstschneiders auf, der sich den Rang eines Künstlers erobert hätte — von der jämmerlichen Stillosigkeit unserer und mancher anderer Zeiten, die solchen Vorzug nimmermehr verdienen würden, ganz zu geschweigen. Und doch ist nicht abzusehen — ganz leise Anfänge der Gegenwart: die köstlichen Kleidformen, mit denen bildende Künstler ihre Frauen zu schmücken wissen, bestätigen es —, warum nicht auch diese Dekoration zur Kunst erwachsen solle, da sie doch im Leben unsern Augen öfter fast als jede andere Wohlthaten zu erweisen vermag, und da sie auf beide nicht angewandten Künste, auf Malerei und Skulptur, naturgemäß den stärksten Einfluß hat. Aehnlich übel aber ist es sehr oft allen übrigen Kunstgewerben ergangen. Die Aermlichkeit der ersten Hälfte des neunzehnten Jahrhunderts und die noch schlimmere Geschmacklosigkeit der zweiten, haben uns im Leben die Trübseligkeit eines solchen Zustands dicht vor Augen gestellt. Doch fehlt es leider auch der Baukunst nicht an Analogien: die Wohnhäuser der Städte sind zu vielen Zeiten einem ebenso knechtischen Handwerksbetrieb überliefert gewesen, niemals frei-

lich in so kläglicher Weise, wie in unseren Tagen, dem Zeitalter der Miethskasernen und der Stuckornamente.

Vor Allem aber verbindet die eine Gemeinsamkeit die beiden Künste, die reine, nur mittelbar der Natur abgesehene Form. Es ist kein Zufall, daß die im Grunde sehr unästhetische Aesthetik einer rein stofflich verfahrenden Kunsttheorie, die in den Werken der bildenden Kunst nichts anderes sieht, als das Sujet, das sie darstellen, und die da glaubt, ihr Amt versehen zu haben, wenn sie mit gutem oder schlechtem Glück dieses Sujet in Worten nacherzählt, immer da versagt, wo sie von Architektur zu reden nicht umhin kann — die dekorativen Künste läßt sie klüglich in der Regel vollends bei Seite. Denn wenn sie da, wo die Kunst das wirkliche Leben in irgend einer Weise wiederspiegelt, ihre Blöße verdecken kann — nämlich ihre Unempfindlichkeit gegen alle Reize der reinen Form —, so ist das unmöglich den Künsten gegenüber, die keinen solchen Stoff zum Nacherzählen darbieten.

Und dennoch kann, wie neuerdings sehr scharfsinnig im Einzelnen nachgewiesen worden ist, kein Zweifel daran bestehen, daß die Linien selbst ästhetische Reize ausströmen, daß von ihnen eine Musik der Formen ausgeht,[1]) die man der Wirkung der Klangfiguren vergleichen kann. Die ästhetische Stereometrie der Körper und Flächen aber erhöht und vervielfacht selbstverständlich nur jene linearen, geometrischen Eindrücke. Nun ist kaum zu sagen, wie mannigfache Impressionen unser Auge schon durch die einfachsten Linienzusammenstellungen erhält: durch die allergröbsten Abmessungen einer Fassade sogut wie durch die Kannelierung eines Tischbeines oder das Aneinanderfügen von Kreisen und Dreiecken und Figuren aller Art, in dem die Baukunst wie die Dekoration unermüdlich ist. Und alle diese Kombinationen können zu unendlichen

[1]) Endell, Um die Schönheit (1896) S. 8 ff.; eingehender noch sind diese Ausführungen dargelegt in dem Aufsatz desselben Autors, Formenschönheit und dekorative Kunst (Dekorative Kunst, Zeitschrift für angewandte Kunst. I [1897] S. 75 ff., 119 ff.).

Variationen verwandt werden; ihre Erweiterung in die dritte Dimension aber, von der Linie zum Körper, vertausendfacht auch diese Möglichkeiten wieder. Und das Alles kann geschehen, ohne daß auch nur einmal die Gestalt der Menschen oder Thiere, ja selbst die Form der Pflanzen nachgeahmt zu werden braucht. Die hohe Kunst der Architektur und Dekoration aber feiert da ihre höchsten Triumphe, wo sie diese Anleihe verschmäht. Und ihnen beiden bleibt dann der Ruhm, mit delikateren, sublimeren Mitteln Freuden bereitet zu haben, als alle Schwesterkünste, mit Ausnahme der wahlverwandten Musik.

Wie die beiden schmückenden, so gehören die beiden nicht angewandten, frei bildenden Künste, Skulptur und Malerei, enger zusammen. Vielleicht sind sie beide in Anlehnung und im Dienste der Architektur und der Dekoration erwachsen. Wenigstens ist Wand- und Geräthschmuck wohl fast überall der Ausgangspunkt für die Malerei gewesen; die Bildhauerei aber, die zumeist durch die Umwandlung von Fetischen in Götterbilder ins Leben gerufen scheint, mag wenigstens durch das Bedürfniß nach plastischer Ausgestaltung der Außenarchitektur aufs wirksamste gefördert sein. Sie theilen denn auch mit jenen das feste Material und die greifbare Form, aber indem sie darauf ausgehen, die Natur nachzuahmen, beschränken sie einerseits freilich ihre Phantasiethätigkeit, aber zugleich erweitern sie doch ihr Stoffgebiet ganz ungeheuer.

Die dekorierenden Künste wirken wohl freier, ungebundener, ihre Mittel sind unendlich feine, aber sie sind so ästhetisch-gefühlsmäßiger Natur, daß sie nur eine verhältnißmäßig kurze Skala von Einwirkungen auf den Beschauer umfassen. Malerei und Skulptur verwenden dasselbe Mittel, das greif- und sichtbare Material, wie Architektur und Dekoration, sie verzichten auch nicht ganz auf deren feine Formenreize, aber indem sie den Menschen in ihr Bereich ziehen, fügen sie eine Fülle von Wirkungen ganz anderer, viel weniger schlechthin ästhetischer Art hinzu, die jenen beiden nie zugänglich sind. Die Nach-

bildung des Menschen nämlich zwingt sie, ihn zwar auf ihre Weise, nämlich der Außenseite nach wiederzugeben, aber sie können doch nicht umhin, von allen den Dingen, die das Innere der Menschen bewegen, Akt zu nehmen, sobald es sich in seiner Außenseite ausdrückt.

Mit anderen Worten, Malerei und Bildhauerei verwenden den Menschenkörper, den sie nachbilden, nicht zu rein ästhetischen, etwa dekorativen, ornamentalen Zwecken, sondern sie streben danach, ihn in seiner Totalität wiederzugeben. Diese Aufgabe aber bedeutet eine ästhetische Revolution in der bildenden Kunst, denn mit ihr werden Gegenstände in sie eingeführt, die der Architektur und Dekoration ganz fremd sind. Das Treiben der Menschen dringt in sie ein, mit all seinen nur mehr geistig, nicht allein gefühlsmäßig zu erfassenden Bethätigungen und eben mit dieser Wandlung des Objekts geht eine Aenderung der Eindrucksmittel nothwendig Hand in Hand. Bildhauerei und Malerei verlieren in etwas die Jungfräulichkeit rein ästhetischer Wirkungsweise: in ihnen beginnt die Kunst halb verstandesmäßig zu werden, in ihnen fängt sie an zu philosophieren.

Es konnte nicht anders kommen; schon in ihren Anfängen, da sie immer nur Götterbilder zu schaffen beauftragt war, mußte die Skulptur zu dem Ehrgeiz vordringen, in die Menschenbilder, die sie den göttlichen Vorstellungen unterschob, alle die geistige Bedeutung hineinzumeißeln, die sie an den Köpfen und in der Haltung großer Menschen körperlich und also plastisch greifbar ausgedrückt fand. Eben dadurch aber ward der Künstler zum Denken gezwungen; auch das schärfste Auge — und welche spätere Generation hat je so scharfe Augen gehabt wie diese ältesten Geschlechter — kann an der Außenseite eines Mannes nicht alle Merkzeichen starken Geistes entziffern, ohne daß ihm der Verstand durch die Erkenntniß seines Innenlebens ein wenig hilft. In anderen Stücken lenkte freilich das Bedürfniß dieser beiden Künste zunächst wieder zum Gefühl zurück. Das Menschenantlitz ist der hellste

Spiegel der tausendfach verschiedenen Erregungen unseres Empfindungslebens und wenn auch alle primitive Kunst von ihnen nur erst ganz wenige, die elementarsten, auszudrücken pflegt, allmählich wurde die bildende Kunst der zweite Spiegel, in dem was jener erste offenbarte, von Neuem aufgefangen und zurückgeworfen wurde. Aber auch diese gefühlsmäßigen Vorgänge und Zustände wiederzugeben bedarf es bewußter und die Hilfe des Verstandes in Anspruch nehmender Operationen; auch der naiv schaffende Künstler wird zum Psychologen. Ja noch mehr: sobald die Künste, was im Lauf ihrer weiteren Entwicklung nicht ausbleiben kann, über die Nachbildung der ruhenden Wirklichkeit ehrgeizig hinausgreifen, sobald sie das Getriebe von Welt und Menschheit nach ihrem eigenen Sinn für sich gestalten, beginnen sie sogar neue Weltweisheit, neue Psychologie zu schaffen: Bildhauer und Maler können zu Philosophen, zu Priestern werden, die erziehen, Wege weisen, Befehle ertheilen wollen. Die Einheit aller geistigen Produktion erweist sich dann so sieghaft, daß Kunst, Wissenschaft und That in eins verschmolzen erscheinen. Die griechischen Bildhauer haben unzweifelhaft nicht etwa nur den Mythus, sondern geradezu die Religion ihres Volkes ausbilden helfen.

Dennoch ist festzuhalten — und damit ist die Lebensfrage dieser Kunstübung berührt: keine Aesthetik der Welt wird dem Künstler verbieten können, so weit hinauszuschreiten in andere Gebiete menschlichen Wirkens, und schon es zu wünschen, wäre eitel Thorheit. Aber das eigentliche Ziel des Künstlers, unserem Empfinden, unseren feineren Sinnen Freuden zu bereiten, darf durch diese Nebenabsichten nimmermehr in Frage gestellt werden; er mag uns als Priester erheben, als Weltweiser erbauen, als Erzieher leiten, aber er muß, was er auch immer darbietet, in köstlicher Schale reichen und diese Schale wird über sein Können entscheiden, nicht jener fremde Kern. Doch wer wollte verkennen, daß auch Malerei und Bildhauerei der Form aufs Mannigfaltigste dienen.

Zuerst ist nothwendig zu bemerken, daß auch sie auf die

rein ästhetische Wirkung, die das architektonische oder dekorative Ornament auf uns ausüben, nicht im Mindesten verzichten. Die naive Kunstanschauung, die in einem Gemälde nichts anderes als etwa ein Landschaftsbild und in einer Statue nur ein Porträt sieht, weiß wenig von dem Geiste echter Kunst. Alle jene unmittelbaren Reize der Linie, der Kontur, die der Peripteros eines griechischen Tempels oder das Chorgestühl einer Renaissance-Kathedrale in uns auslösen kann, sind auch der Malerei und der Skulptur unverschlossen. Wen das Faltenwerk um die Kniee der neapolitanischen Flora oder die Saumlinie des Gewandes der Cimabueschen Madonna in Santa Maria Novella nicht zu entzücken vermag, wird, um mit Friedrich Theodor Vischers köstlichem Zornwort zu reden, ein Stoffanbeter bleiben sein Leben lang. Es ist auch nicht von ungefähr, daß die frei bildenden Künste den Anlaß zu solch unmittelbarer Formensprache fast immer von den Objekten der dekorierenden Schwestern hergenommen haben. Wie viel von ihrer Wirkung danken Skulptur und Malerei nicht den Gewändern! Dazu aber fügen dann beide aus ihren eigenen Mitteln den unermeßlich reichen Formenschatz, den der menschliche Körper mit seiner nie zu erschöpfenden Fülle von Schönheit darbietet, und die Malerei zieht vollends den ganzen Bereich der übrigen Natur und alles Menschenwerks herzu, um ihn auszubeuten.

Und damit ist schon ausgesprochen, daß das spezifisch ästhetische Arsenal der beiden bildenden Künste noch viel reicher ist als das der Architektur und Dekoration zu Gebote stehenden. Der alte Vorrath an Linien und Umrissen wird in seinem vollen Umfang übernommen und durch eine noch weit größere Fülle neuer linearer Möglichkeiten bereichert, die die äußere Gestalt der menschlichen und außermenschlichen Natur darbietet. Die plastische Wirkung ins Weite und ins Kleine bleibt bis auf einige aus zweiter Hand nachahmende Nebenzweige — Architektur- und Interieurmalerei — zwar den dekorierenden Künsten überlassen, aber die Skulptur bildet

sie auf ihrem Gebiet, dem der Nachbildung des Menschenleibes zu unerhört neuen, rein formalen Reizen aus. Und die Malerei fügt ihrerseits die Welt der Farbe hinzu, die Architektur und Plastik wohl hier und da verwandt, aber niemals ausgebeutet haben und die nur die Dekoration bis dahin recht wahrgenommen hatte. Kein Zweifel, die Buntheit der Gewänder hat der Malerei die ersten stärksten Anregungen gegeben, und sie hat von ihrem Farben- und Formenreichthum immer wieder den höchsten Nutzen gezogen. Aber in immer neuen siegreichen Vorstößen hat sie allmählich ein so weites Reich von Farben-Impressionen erobert, daß jene ersten Anfänge fast völlig vergessen sind.

Mit der Farbe aber ist ein neues starkes Mittel unmittelbarer Einwirkung auf unsere Empfindung gegeben, das rein ästhetische Eindrücke zu geben vermag, ohne dabei an sich irgend von dem durch die Farbe wiedergegebenen und von ihr umkleideten Stoffe abhängig zu sein. Die Möglichkeit einer völligen Emanzipation der Farbe vom Gegenstand hat in überaus kühnen und denkwürdigen Experimenten erst die impressionistische Malerei unserer Tage erwiesen. Und es ist offenbar, daß auch Farben ähnlich wie Linien und Töne in uns wohlthuende Erregungen hervorrufen müssen, die nichts mit irgend welchen symbolistischen Ideenassoziationen zu thun haben, die man thörichter Weise zuweilen hineingeheimnißt hat. Doch ist ebenso selbstverständlich, daß die Skala dieser koloristischen Eindrücke nicht allzulang sein würde, und da ein großer Theil dieser Impressionen durch alle farbige Dekoration schon in Beschlag gelegt ist, so ist nicht anzunehmen, daß in dieser Richtung eine neue ganz formale Farbenkunst erwachsen wird.

Aber auch da wo die Farbe sich dem Gegenstand gänzlich unterordnet, wo sie angeblich nur dienen will, verzichtet sie doch in Wahrheit keineswegs auf eine eigene und ästhetisch selbständige Wirkung. Zuweilen hat freilich die völlige koloristische Impotenz großer Zeichner, wie z. B. des Cornelius,

die Farbe zu einem mißachteten und in Folge dessen auch gründlich mißverstandenen Beiwerk herabgewürdigt, und in den Anfängen der Malerei haben auch Meister von höchster Kraft, wie etwa Giotto, sie nur erst wenig differenziert und ihr deshalb nur geringe Wirkungen abgelockt, aber sobald die Malerei zu ihren Jahren gekommen ist, hat sie noch immer koloristische Reize vermitteln wollen. Und jene Ausnahmen, die im Grunde nicht ihr, sondern der Zeichenkunst angehören, können daran nicht im mindesten irre machen. Freilich fehlt es an Unterschieden nicht: welch ein Abstand zwischen Michelangelos kalt-klaren Kalkfarben und der dämmerigen Märchenwelt auf Rembrandts Palette. Aber der geht völlig in die Irre, der in jedem Bild außer seinem Gegenstand nicht ebensowohl eine Kombination von Farbenflecken und Farbenübergängen sieht, wie eine Komposition von Linien. Und es gehört nun zu den wundervollsten Geheimnissen der spezifischen Aesthetik der Malerei, wie tausendfach verschieden sich die beiden, oft weit divergierenden Zwecke dieser Kunst, ein Stück wirklicher oder Phantasie-Welt darzustellen und zugleich ganz bestimmte koloristische Reize hervorzubringen, kombiniert haben. Daß sie sehr häufig wirklich ganz willkürlich zusammentreffen und wieder von einander scheiden, legt die Identität bestimmter Gegenstände — etwa der heiligen Geschichte bei den Malern fast der gesammten Christenheit besonders nahe. Wie unzählig viel verschiedenen koloristischen Absichten hat die Kreuzigung Christi schon zum Anlaß, und zuweilen nur zum Vorwande dienen müssen! Und es wird die täglich sich erneuernde Aufgabe aller wirklich eigenen Kunstübung sein müssen, diesen beiden ganz verschiedenen Zielen nachzustreben und doch ein einheitlich gesehenes und gedachtes Kunstwerk zu schaffen.

Die Unterschiede zwischen beiden bildenden Künsten sind schon andeutungsweise berührt worden. Der am tiefsten einschneidende ist unzweifelhaft die Beschränkung der Skulptur auf die Welt der körperlichen Gestaltung. Wie viel Häuser und Geräthe, Bäume und selbst Landschaften schon auf Re-

liefs nachgebildet sind, auch die stupendeste Technik hat doch nicht nachweisen können, daß sie wirklich in den Bereich der Skulptur gehören. Und selbst innerhalb jenes engen Bezirkes sind dem Bildhauer noch Grenzen gesteckt: die Sprödigkeit des Materials, mit dem er manipuliert, hindert ihn doch, allzu komplizierte Stoffe in Angriff zu nehmen. Gruppen von mehr als drei, vier Körpern stellen für freistehende Bildwerke schon ein kaum zu überschreitendes Maximum dar: mehrere Gruppen oder gar Massen zu schildern, ist ihm versagt. Selbst die gewaltige Kunst der griechischen Giebelskulpturen hat meist mehr eine Anzahl einzelner Gruppen vereinigen, und nur ganz selten, wie in der Niobidengruppe, viele Figuren zu einer einheitlichen größeren Gruppe zusammenfassen können. Und auch für das eigentliche Relief gelten nur wenig lockerere Regeln.

So ist denn der Malerei ein viel weiteres Feld überlassen, sie allein darf es wagen, in einem Werke soviel von der Wirklichkeit zu schildern, als unser Auge, mag es in die Nähe oder Ferne schweifen, umfaßt. Und dadurch, daß sie die Farbe hinzufügt, gewinnt sie noch einen weiteren Vorsprung. Doch eben dieser letztere Vortheil, über den die in den meisten Zeiten auf die Farbe verzichtende Skulptur nicht verfügt, wird für diese durch einen anderen aufgewogen, durch die Körperlichkeit der Bildwerke. Es fällt doch sehr ins Gewicht für einen Vergleich zwischen Skulptur und Malerei, daß sich jene dem Blick von vielen Seiten zeigt und mehr noch, daß sie unser Auge mit den viel stärker erregenden Eindrücken plastischer Gestaltung bestimmt. Jedes Bildwerk ist gewissermaßen barocker als das Gemälde, es ist mehr Lateran als Cancelleria, mehr Bernini als Bramante. Das Bild ist als Fläche zurückhaltender, die Statue lebendiger, herausfordernder. Und vielleicht hat man deshalb so viel öfter von wirklich farbiger Skulptur Abstand genommen und es bei weißer oder doch nur getönter belassen, damit dieser provozierende Impuls des Bildwerks nicht noch stärker hervortrete.

Immerhin fehlt es nicht an Mittelgliedern zwischen Skulptur und Malerei. Durch die bunten Bildwerke der Griechen, der Renaissance und wieder unserer Tage auf der einen Seite und der Zeichnung auf der andern Seite nähert sich jede der beiden Schwesterkünste dem Gegenüber. Die Zeichnung hat durch ihren Verzicht auf die Farbe mit der Skulptur einige Verwandtschaft und selbst noch das kältere Kolorit des Fresko nimmt an dieser engen Beziehung zum Bildwerk einigen Antheil. Die Kontur regiert hier mehr als die Farbe. Da indeß die Griffelkunst, für die man mit Recht einen besonderen Platz neben der Malerei gefordert hat[1]), in anderen Zweigen, in der Radierung namentlich, mehr koloristische Wirkungen anstrebt, nur gedämpfter als das Bild, so gilt von ihr nicht im Ganzen, was von einzelnen Theilen ihrer Thätigkeit mit Recht ausgesagt wird. In ihrer proteischen Vielgestaltigkeit macht sie nach einer andern Seite hin sogar einen Vorstoß eher zur Poesie hinüber. Da sie zugespitztere, reflektiertere Wirkungen nicht nur zuläßt, sondern zu ihnen geradezu herausfordert, so nähert sie sich in bestimmten Ausläufern der Dichtung, ja der Wissenschaft selbst: sie vermag durch die hier leicht ermöglichte Aufeinanderfolge gleichartiger und zusammengehöriger Stücke ähnlich zu erzählen, wie die Poesie, und dank ihrer Pointiertheit eher zu philosophieren als jede andere bildende Kunst.

3. Form und Gegenstand in den tönenden Künsten.

Stellt man nun aber, zum zweiten, dem Doppelpaar Architektur und Dekoration, Malerei und Skulptur das dritte und letzte gegenüber, Poesie und Musik, so ist ihre Zusammengehörigkeit jenen vier gegenüber auf den ersten Blick gegeben. Denn einmal sprechen sie nicht zum Auge, sondern zum Ohre, und sodann — was hieraus folgt, aber vielleicht noch wich-

---

1) Max Klinger, Malerei und Zeichnung (²1895) S. 28 ff.

tiger ist, wirken sie durch ein Nacheinander von Eindrücken, nicht durch ein Nebeneinander, wie alle bildenden Künste. Aber neben diesen Gemeinsamkeiten zwischen den beiden tönenden Künsten fallen doch sogleich die stärksten Unterschiede ins Auge. Und sie zeigen, meine ich, einen offenbaren Parallelismus mit den Divergenzen zwischen den beiden dekorierenden und den beiden freien unter den bildenden Künsten. Es besteht eine natürliche Wahlverwandtschaft zwischen dem Paar Malerei-Skulptur und der Poesie und eine andere zwischen Architektur und Dekoration einerseits und Musik andererseits.

Denn man schaue nur zu. Architektur und Dekoration wirken mit dem rein ästhetischen Mittel der Linie, die Musik mit dem ähnlich ausschließlich sich an die Empfindung wendenden des Tons. Malerei und Skulptur dagegen fügen dieser ästhetischen Basis eine Fülle von Wirklichkeitsschilderung hinzu, und ganz ebenso verfährt die Poesie.

Es kann deshalb nicht Wunder nehmen, daß bei gleichen oder doch ähnlichen Voraussetzungen auch die Konsequenzen zu einem Theil ähnlich sind. Die Musik zunächst steht zur Natur in einem ähnlich fernen Verhältniß wie die dekorierenden Künste. Das Material, aus dem sie ihre Gestaltungen formt, ist wie das jener wohl der Realität entnommen — die Welt ist so voll von Tönen, wie von Erz und Stein — aber die Formen, die sie ihm giebt, entfernen sich von der Wirklichkeit fast soweit wie Säulenstellungen oder Vasenkonturen. Gewiß, an von der Natur gegebenen Ausgangspunkten, an Analogien und halben Vorbildern fehlt es nicht. Das Lied der Vögel und die einfach-erhabene Stimme der Natur, das Brüllen des Donners und des stürmischen Meeres, das Summen des Sommertags und das stille Säuseln des Waldes, sie alle sind Anregung und Muster für die primitive wie die entwickeltste Tonkunst geworden. Mehr noch, dem Menschen selbst ist wie dem Thier die natürliche Musik des Weinens und Schluchzens der Trauer, des hellen Jubels und Lachens der Freude und des sehnsüchtigen Lockens der Liebe und des Werbens eingepflanzt. Sie

vor Allem mag die ersten Impulse zu wirklich gewollter, kunstvoll beabsichtigter Modulierung und Formung der menschlichen Stimme gegeben haben. Die ersten Instrumente aber, mit denen man den menschlichen Gesang nachzuahmen und zu ersetzen versuchte, waren schon eine Manifestierung ganz künstlerischer Regung. Denn so roh sie auch gewesen sein mögen, sie beweisen doch schon ein Bedürfniß, das einzige bis dahin vorhandene Kunstmittel, die Stimme, aufzuhöhen, zu vervielfältigen, zu steigern, kurz zu stilisieren. Und je weiter diese Entwicklung vorschreitet, desto weiter entfernt sich auch die Tonkunst von der natürlichen Tonwelt, desto mehr treten jene Nachklänge rauher Wirklichkeitsmusik zurück, desto völliger siegt die zuletzt einzige Absicht: ästhetische Reize hervorzubringen.

Und noch eine andere Aehnlichkeit weist von der Musik zum mindesten hier und da auf die dekorative Kunst hin. Auch die Musik ist vielfach angewandte Kunst: Tanzweisen und Kultgesänge, die Musik der Trauer- und Kirchenfeiern, die Fanfarenstöße eines fürstlichen Hofes, die Trommelwirbel der Schlachten und die Janitscharenmusik der Paraden dienen alle bestimmten Zwecken des Lebens und man wird annehmen müssen, daß Tanzlieder und Hymnengesänge die ersten Werke der Tonkunst waren. Das Verhältniß, in dem hier die Musik zum praktischen Bedürfniß steht, ist offensichtlich dasselbe, wie das jener dekorierenden Künste: sie schmückt und erhöht es.

Die Mittel aber, die zu diesem Zweck gelangen lassen, sind überwiegend formaler Natur: die strenge Abgrenzung und Scheidung der Töne ist die erste Voraussetzung, die bestimmt abgemessene Kombination von Tonfolgen die Konsequenz, die bei der unerhörten Fülle möglicher Variationen dieser Kunstübung ein fast unendlich weites Feld öffnet. Und auch hier ist der Parallelismus mit den dekorierenden Künsten ganz unverkennbar: nur durch Abmessungen, durch Dimensionen und Stoffvertheilung, hier der Töne, dort der festen Materie, wird diese Wirkung ausgeübt. Und hier wie dort setzt sie sich in

ihren Elementen aus ästhetischen Grundeindrücken zusammen, die durch bestimmte Gruppierung und Ordnung der Ton- oder Stein- oder Holztheile in uns ausgelöst werden. Wie breite wuchtige Massen in einer Fassade uns die Impression des Mächtigen, des Gewichtigen geben, so auch starke, langsam dahin schreitende Akkorde. Es gibt eine Filigranarbeit der Säulenkapitäle oder des Spitzbogenmaßwerks ebenso wie der Instrumentalmusik, etwa der modernen Konzert- und Geigen- und Klavierkunst, und von beiden strömt uns der Eindruck zierlicher Formung, gesteigerter, stilisierter Anmuth zu. Und aus der langen Reihe weiterer einfacher Einwirkungen dieser Art, und der noch viel größeren Zahl von Komplikationen erwächst in beiden Künsten die so vielfach kombinierte und mannigfache Wirkung der Erzeugnisse reiferer und reifster Entwicklungsstadien.

An Unterschieden fehlt es, wie bei der Verschiedenheit des verwendeten Stoffes kaum zu verwundern ist, nicht. Die Technik der Musik zunächst vermag mit kleinen und kleinsten Abmessungen viel freier zu operieren, als irgend eine andere Kunst: die hastige Flüchtigkeit der Schallwellen hat es der Verfeinerung reiferer Musikentwicklung ermöglicht, so unendlich mannigfaltige und im Einzelnen disparate Eindrücke in der kürzesten Zeit in uns zu wecken, wie es kaum ein Rokokogebäude oder ein persisches Teppich-Ornament vermag, das wir doch mit einem Blicke überschauen. Wichtiger vielleicht ist das Verhältniß der beiden Künste zu den unmittelbaren, mehr stofflichen Gefühlswirkungen, das ein einigermaßen verschiedenes ist. Es konnte in dieser Untersuchung schon festgestellt werden, daß die eigentlich ästhetischen Empfindungswerthe, die wir der Kunst verdanken, auf Formenfreude, Formenreiz beruhen, aber daß sie daneben in uns fortwährend unmittelbare Gefühlsemotionen, Stimmungen hervorbringen, die sich zu jenen höheren, feineren, zarteren verhalten wie das Mittel zum Zweck. Sie sind eher mit dem Stoff, als mit der Form in der Kunst zusammenzustellen, obwohl sie durchaus

nicht nur der Stoff, sondern auch die Form in uns hervorbringen kann. In einem Bilde können uns der tragische Gegenstand traurig stimmen, aber auch das düstere Kolorit. In den dekorierenden Künsten wie in der Musik können nun diese unmittelbaren, man möchte sagen rohen und nicht eigentlich ästhetischen Stimmungswirkungen allein durch die Form erzeugt werden, aber die Musik — und hierin liegt der Unterschied — bringt sie viel leichter und deshalb viel häufiger hervor.

Gewiß, es gibt Grabmonumente oder Tempelfassaden, die in uns traurige, feierliche Empfindungen zu erregen vermögen, ohne daß die bewußten Ideen-Assoziationen, die sie wecken, diesem Eindruck zu Hilfe kommen müssen; Burgmauern und Festungswerke können in uns Schrecken und das Gefühl des Abgestoßenseins entstehen lassen, ohne daß wir an ihren uns bekannten Zweck erinnert zu werden brauchen.

Aber unendlich viel schneller findet die Musik zu unserm Empfindungsleben Eingang. Die Erklärung dafür ist wohl in ihrem Ursprung zu suchen: die älteste Tonkunst hat an die hörbaren Ausbrüche unserer Gefühle anknüpfen können, an das Schluchzen und Jubeln, das Weinen und Lachen des Menschen. Aus diesen Elementen fügte sie ihre ersten Gebilde zusammen, aber auch in ihren kompliziertesten Schöpfungen operiert sie noch immer mit ihnen. Daher denn ihre viel unmittelbarere Einwirkung auf unsere Empfindungen: auch aus einem Chopinschen Nocturne hören wir noch den Naturlaut menschlicher Klage heraus. Niemand dürfte nun behaupten wollen, daß die Musik über diesen unmittelbaren Gefühlsimpressionen jene andern höheren, feineren oder ästhetischen Reize vernachlässigt; das ist so wenig der Fall, daß der musikalisch Geschulte die Empfindungen, die ein Tonstück erregen will, mehr als Mittel, denn als Zweck empfinden wird. Trotzdem prägt die Eigenthümlichkeit dieser Kunst ihrem Gesammtcharakter einen Stempel auf, den die andern nicht tragen und der an ihr die Züge rein ästhetischer Anlage vielleicht etwas weniger deutlich hervortreten läßt, als bei den ihr wahlverwandten Zweigen

der bildenden Kunst. Architektur und Dekoration haben diese Neigung zum Gefühlsmäßigen nicht und eben deswegen wirken sie von allen Künsten vielleicht am reinsten, am zartesten, am delikatesten, sie sind die ästhetischen Künste par excellence und übertreffen hierin selbst die ihnen im Uebrigen unzweifelhaft am nächsten stehende Musik.

Ein Gegengewicht hat freilich die Musik aufzuweisen, das die Wagschale doch nicht allzuhoch zu ihren Ungunsten schnellen läßt; sie ist nur zu einem Theil angewandte, nur zu einem Theil schmückende Kunst, wie Architektur und Dekoration es ganz sind. Ein großer, ja der größte Theil aller Tonkunst hat sich von den Bedürfnissen des Lebens völlig zu emanzipieren gewußt: noch der große Meister alter deutscher Musik hat freilich selbst seine Instrumentalmusik fast ganz in den Dienst der Kirche gestellt und hat sein köstliches Geigenstück nach einem Tanz genannt. Aber er hat die engen Schranken der Praxis schon souverän durchbrochen: Bachs größte Fugen sind nicht mehr nur Kirchen- und seine Chaconne nicht mehr nur Tanzmusik. Später vollends hat die Tonkunst des achtzehnten Jahrhunderts sich mit raschem, starkem Flügelschlage über diese Dienstbarkeit erhoben und hat sich von ihr auch formell zu befreien gewußt. Orchester, Geige und Klavier haben neue ganz freie Kunstformen erhalten, deren Namen nicht einmal mehr an die alte Knechtschaft erinnert. Das neue Singspiel, die Oper, ist von Anfang an Kunstwerk ohne praktische Hintergedanken gewesen. Nebenher freilich hat man die älteren, unfreieren Bethätigungen nicht fallen lassen.

Verfolgt man nun den Parallelismus zwischen bildenden und tönenden Künsten weiter, so ist offenbar, daß der Stellung von Malerei und Skulptur innerhalb der bildenden die der Poesie bei den tönenden Künsten entsprechen muß. Und sucht man hier nach Aehnlichkeiten, so stößt man zwar ähnlich wie beim Vergleich von Dekoration und Tonkunst auf bestimmte Grenzen, im Großen und Ganzen aber sind sie unschwer aufzufinden. Auch zwischen Poesie und Musik

besteht ganz wie zwischen den auszierenden und den freien Zweigen der bildenden Kunst dies Verhältniß, daß der physische Vermittler der ästhetischen Wirkung derselbe bleibt — hier der Ton, der Schall, wie dort die greifbare Materie —, daß aber eine unvergleichlich größere Fülle von Gegenständen der Wirklichkeit entnommen werden, hier der hörbaren, dort der sichtbaren Welt, als in den ästhetischeren, abstrakter wirkenden Schwesterkünsten. Malerei und Skulptur operieren, wie wir sahen, mit Stoffen, die sie wohl umwandeln und aufhöhen, die sie aber der Realität ablauschen, während Architektur und Dekoration über solche Muster nicht zu verfügen haben. Ganz ähnlich aber bürdet die Poesie dem Träger des Kunstmittels, das sie mit der Musik gemein hat, dem Ton eine unabsehbare Fülle von Vorstellungsgehalten auf, die die Tonkunst ihm nimmermehr mitgeben konnte. Und sie entlehnt diese Objekte ganz ebenso wie Skulptur und Malerei es thun, dem Leben, d. h. der Menschheit wie der Natur; sie schildert sie ab, wie jene. Sie gibt zunächst ihrer Natur gemäß — nicht das Aeußere, sondern die Seelen der Menschen wieder; aber gemäß der Biegsamkeit und Anwendbarkeit ihres Mittels, der Sprache, bleibt sie dabei nicht stehen und beginnt auch in das Reich der bildenden, nachbildenden Künste hinüber zu greifen und zu schildern, die Menschengestalt und das Antlitz der Natur zu beschreiben.

Und mußte nun schon von Malerei und Skulptur eingestanden werden, daß sie die ästhetisch-sinnliche Naivität einbüßen, daß mit ihnen die Kunst Psychologie und Philosophie zu treiben beginnt, so gilt das gleiche und noch in sehr viel stärkerem Maße von der Dichtung. Maler und Bildhauer sind nur soweit bestrebt, das geistige Leben der Menschen wiederzuspiegeln, als es Leibesgestalt annimmt, dem Dichter aber eröffnet sich die ganze Welt der Gedanken, denn sie alle, oder doch fast alle können auch ausgesprochen werden. Jene bildenden Künste wenden sich früher und mit größerem Eifer der Aktion und den Gefühlen zu, um sie wiederzugeben, soweit

sie nur mit ihren Mitteln zu erfassen sind, ganz ebenso verfuhr Poesie. Die älteste Lyrik will Götterverehrung und Liebe, Leid und Freude zum Ausdruck bringen, Epos und Drama wollen die äußeren Handlungen der Menschen erzählen und greifbar vor Augen stellen. Aber wenn schon die Bildhauer anfingen in den Köpfen großer Männer die Wucht des Gedankens zum Ausdruck zu bringen, und wenn Maler und Zeichner versuchten, mit ihren Mitteln Ideen darzustellen, so lag den Poeten noch ungleich näher, ihrer Kunst den Gedanken dienstbar zu machen. Begannen sie einmal alles Menschen-Thun und -Treiben zu reproduzieren, soweit es nur durch die Sprache wiederzugeben ist, so war keine Möglichkeit, irgendwo Halt zu machen. Und wenn es die bildende Kunst nicht bei Wiedergabe vorhandener Gedankengänge hat bewenden lassen, sondern auch im Reich der Idee eigene Pfade aufgesucht hat, so ist vollends die Dichtung oft schlechthin Wissenschaft geworden, hat nach Art gelehrter Forschung nicht ein Weltbild von künstlerischer Freiheit, sondern von genauer Exaktheit geben wollen, oder hat vollends Ideen darlegen und beweisen wollen. Ganz davon zu geschweigen, daß sie wie die bildende Kunst, nur viel öfter und erfolgreicher, auch durch Verfechtung neuer praktischer Gedanken auf die Welt des Handelns hat einwirken wollen.

Nun aber ist selbstverständlich, daß diese noch vermehrte Menge des Stoffes auch dem ästhetischen Verhalten der Poesie einen andern Charakter giebt. Niemand wird leugnen wollen, daß sie dem Künstler bei weitem die saloppste Formlosigkeit verstattet: keine Malerei und Bildhauerei hat die ersten und höchsten Aufgaben der Kunst soweit aus den Augen verloren, wie etwa der Roman des neunzehnten Jahrhunderts. Und auch von solchen Auswüchsen abgesehen, ist keine Kunstübung so sehr in Gefahr zur Unkunst zu werden, als die Dichtung, die über das biegsamste, geschmeidigste Kunstmittel und freilich auch über den ausgedehntesten und den oft ästhetisch ungeeignetsten Stoff verfügt. Beides steht in Beziehung: auch den

ganz unkünstlerischen, etwa den von Grund aus wissenschaftlichen Stoff vermag die Dichtung zu bewältigen, weil ihr in der Sprache ein so nachgiebiges, überall brauchbares Medium der Darstellung zu Gebote steht. Aber dies sind Unterschiede der Nüancierung, des Grades: im übrigen steht auch die Form in der Poesie zur Form in der Musik in einem Verhältniß, das dem zwischen Architektur-Dekoration und Malerei-Skulptur konstatierten annähernd ähnlich ist.

Die Form, die den Schall zur Tonkunst erhebt, ist die Auswahl, die Präzisierung, die physikalische Steigerung und die abgemessene Kombinierung der Töne. Die Poesie hat nun sehr viel von diesem ästhetischen Zwang aufgegeben, den sich die Musik auferlegt, aber sie hat sich seiner durchaus nicht ganz entschlagen. Die Sprache, ihr Kunstmittel, ist an sich ein Kunstprodukt, das doch schon für sie selbst thätig ist. Sie läßt sehr viele Geräusche, als ihr untauglich, bei Seite, sie mischt Vokale und Konsonanten in einer dem Ohre wohlthuenden Weise, sie ist schon an sich stilisierter Schall und also im Grunde Musik. Sie bildet aus einer sehr beschränkten Anzahl ganz bestimmter Töne und Geräusche alle ihre Wortgefüge: es ist doch charakteristisch, daß uns als Ausnahme auffällt, wo sie naturalistischer als sonst verfährt, wo sie durch onomatopoietische Worte Tongefüge der Wirklichkeit nachahmt. Die Sprache also weist von jenen charakteristischen Merkmalen der Musik sicherlich zwei auf: Auswahl und Präzisierung. Auf die akustische Steigerung verzichtet sie allerdings zum größten Theil, doch auch nicht ganz: auch die gesprochenen Töne bleiben nicht völlig ohne die Modulierung, die ihnen der Gesang zu Theil werden läßt: der Wortaccent und jedes Heben und Senken der Betonung, um den Bau des Satzes, um Frage oder Ausruf hervortreten zu lassen, sind nur graduell von den analogen Einwirkungen der Musik auf die Tonbildung verschieden. Letztlich finden sich auch von dem eigentlichen Bemühen der Tonkunst, durch stets verschiedene Kombinationen von Schalltheilen zu erfreuen, einige Spuren in

der Sprache. Die Mischung und Abwechselung von Vokalen und Konsonanten, mehr noch die Rücksichtnahme auf unserem Ohr wohlthuende Zusammenstellungen von gleichen und ähnlichen oder aber kontrastierenden Lauten bei der Wort- und selbst noch bei der Satzbildung legen davon Zeugniß ab.

Die Satzgefüge alteingewurzelter Sprichwörter und Redensarten — trau, schau, wem; mit Kind und Kegel; mit Mann und Maus — bieten dafür charakteristische Belege, die Abfolge der Vokale innerhalb der Worte aber ist vielleicht noch bezeichnender. Sanskrit ist anzuhören wie feierliche alte Kirchenmusik, das Italienische häuft weiche, das Spanische prachtvoll starke, fast harte Vokalreize und wie sorgfältig vermeidet unsere konsonantenreiche, aber markige, herb-schöne Sprache die Häufung der gleichen Vokale, wie wundervollen Rhythmus erzeugt ihre leidenschaftlich starke Wortbetonung, die zu dem verschleifenden Satzaccent der Romanen in so chararakteristischem Gegensatz steht.

Arbeitet aber schon die Sprache der Poesie als tönender Kunst vor, so schreitet sie selbst noch weiter auf dieser Bahn fort. Die Tongefüge, die ihr die Sprache schon als Kunsterzeugnisse darbietet, formt sie im selben Sinne nun noch vielfach weiter um. Der Stil der Prosa, der nur scheinbar die geringfügigsten Aenderungen an dem überlieferten Sprachgut vornimmt, verfährt wesentlich architektonisch. Sie hat ihr Absehen vorzüglich auf leicht übersehbare, durchsichtige, oder aber auf weitverzweigte, doch wohlgegliederte Satzgebilde gerichtet. Sie will auch, wo sie ehrgeizig ist, ganz wie ihre Schwesterkunst, die gebundene Rede, alle abgenutzten, verschlissenen Wendungen meiden, sie will durch neue Wort- und Satzgefüge überraschen. Gewiß, sie hat dabei fortwährend Rücksicht zu nehmen auf die Gedankenwerthe der Worte, aber der künstlerische Reiz, den sie hervorbringen will, ist zugleich noch immer ein rein vokaler. Ein Prosastück, gesprochen, soll auch dem Ohre den Eindruck einer gut vertheilten Fassade

machen, die moderne Musiktechnik aber nennt mit Recht auch die Glieder eines Tonwerkes Perioden.

Alle Verskunst aber nähert sich den Zielen der Musik noch mehr. Sie will zunächst in der Gliederung der Worte und Sätze alles das, was die Prosa sich vorsetzt, im selben, wenn nicht in höherem Maße erreichen. Darüber hinaus aber wird von ihr die Modulierung, das Heben und Senken der Stimme, zum Prinzip erhoben und alle Gesetze dieser Wort- und Satzgruppierung sind schlechthin musikalisch. Die Messung spielt in beiden Fällen eine gleich wichtige Rolle. Alle Regeln der Metrik nehmen sich aus, als seien sie der Tonkunst abgelauscht: die symmetrische Zusammensetzung, der Strophenbau eines Gedichts, die Trennung der Verszeilen und ihre Theilung durch Einschnitte, die Zerlegung des Verses in Füße und die regelmäßige Aufeinanderfolge von langen und kurzen oder von betonten und unbetonten Silben beweisen es zur Genüge. Der Reim vollends nähert sich ganz dem Kanon in der Musik; er beruht ganz auf Klangwirkung. Man muß doch vermuthen, daß Musik und Verskunst ursprünglich eins waren und daß die ältesten Gedichte alle gesungen wurden; dann aber stellt sich alle Form der Poesie auch historisch als eine nur abgeschwächte Nachbildung musikalischer Formen dar. Mehrt sich die Ausdehnung eines Dichtwerks weiter, so handelt es sich wieder ähnlich, wie in der Prosa, aber doch auch in umfänglichen Musikstücken, um eine mehr architektonische Vertheilung des Stoffes. Die Strophen der Gedichte, die Gesänge eines großen Epos, die Scenen und Akte eines Dramas genügen diesem ästhetischen Bedürfniß, das freilich vornehmlich in der Eintheilung des behandelten Gegenstandes Befriedigung sucht, aber doch auch noch in einer letzten verfliegenden Reminiscenz nur unserem Ohre rein sinnlich-ästhetische Wohlthaten erweisen will.

Ueber die Verschiedenheit der letzten Absichten von Poesie und Musik können freilich diese Gemeinsamkeiten nicht hinwegtäuschen. Was die Dichtung und die Sprache selbst von

akustisch-ästhetischer Form beibehalten, ist doch immer nur ein Bruchstück der reichen Fülle formaler Gestaltung, über die die Musik verfügt, sie verzichten in der Hauptsache auf die sinnliche Ausbeutung des Tones. Andrerseits aber fügt die Poesie eine unübersehbare Menge sachlichen, d. h. Schilderungs- und Denkinhalts hinzu, der nothwendig auch Einfluß auf die Formen dieser Kunstübung haben mußte. Auch in ganz geschlossenen Gattungen der Poesie, wie etwa im Drama, wird dieser Inhalt für die an sich strenge Form maßgebender, als irgendwelche sinnlich-ästhetische Rücksichten. Wie die Akte sich theilen, wo der Höhepunkt der Handlung erreicht wird, entscheidet sich fast nur nach dem geschilderten Stoffe. Es entsteht da eine neue Art ästhetischer Theorie, die den meisten Werth legt auf die Steigerung und Gruppierung der Ideen- und Gefühlswirkungen.

So erleidet auch hier der Parallelismus zwischen bildenden und tönenden Künsten einige Einschränkung: die reine Form behält auf Malerei und Skulptur mehr Einfluß, wie auf die Dichtung, die Distanz zwischen Poesie und Musik ist größer als die zwischen frei bildenden und dekorierenden Künsten. Aber in einem andern Punkte ist die Aehnlichkeit wieder auffallend: auch hier giebt es gewisse Annäherungen zwischen den beiden Gruppen der Kunstübung, und auch hier macht die eine der andern Konzessionen, sei es in Hinsicht auf größere Berücksichtigung des Stoffes, sei es umgekehrt durch intensivere Berücksichtigung der Form und ihrer Regel.

Alle Tonkunst mag ihren Anfang von Vokalmusik genommen haben, die menschliche Stimme war das nächstliegende Werkzeug, um Töne zu bilden. Im weiteren Verlauf der Entwicklung aber rücken die zwei Gruppen der wortlosen Instrumental- und der an Worte und Rede geknüpften Vokalmusik immer weiter auseinander und stehen im Stadium der hohen Reife einander fast gegensätzlich gegenüber. Ihr gemeinsamer Ursprung mag noch beiden Richtungen gerecht geworden sein, denn eben jene ältesten Gesänge wird man sich als noch

wortlos vorstellen müssen. Weisen doch selbst die ältesten Gedichte, die sicherlich gesungen wurden, noch ganz monotone Wendungen auf — den Namen des Gottes, zu dem man sang, mit einem onomatopoietischen Worte des Anrufs. Als dann aber allmählich ganze Gedichte oder feierliche Prosa den Tönen untergelegt wurden, als also erst wirklich entstand, woran wir heute bei der Bezeichnung Gesangskunst zuerst denken, so drang damit etwas von dem Geist der Poesie in die Musik ein. Ein Lied etwa, das einem reifen Stadium poetischer Entwicklung sein Dasein verdankt, das also an sich ein volles abgerundetes Kunstwerk darstellt, das nun erst komponiert, d. h. einem Tongebilde untergelegt wird, muß auch der so entstehenden Musik etwas von seiner ästhetischen Eigenart mittheilen. Mit andern Worten, die stark-stoffliche, von der Form viel weniger bestimmte Natur der Dichtung wird doch in etwas sich die Musik unterjochen. Der Tonsetzer, der seine Musik an Worte anlehnt, vertraut seinen Noten und ihrer rein ästhetischen Einwirkung nicht mehr ganz allein, er baut zu einem Theile auf die stofflichen Einflüsse, die von den Worten und ihrem Sinne ausgehen. Häufig sind bei dieser äußeren Kombination doch beide Parteien recht weit auseinander gegangen: wo sehr große Tonsetzer die Lieder sehr großer Poeten in die Sprache der Musik übertragen haben, hat ihr Lied oft ganz Anderes gesagt, als das Original des Dichters. Zeiten eines mannigfaltigen und vielversuchenden Musikschaffens aber sind doch weit konsequenter gewesen: ein großer Künstler unserer Tage hat den von ihm ersonnenen Musikdramen nicht nur selbst den Text geschrieben, sondern hat — was noch viel mehr ins Gewicht fällt — aus Grundsatz seine Musik diesen Versen völlig angepaßt. Und er ist hierin, wie bekannt, so weit gegangen, daß er der Melodie, d. h. der köstlichsten, der herrschenden unter allen Formen der Tonkunst den Krieg erklärt hat und damit war die Unterjochung der Musik als einer freien, nicht an den Stoff gebundenen Kunst, fast vollendet; der Gedanke hatte auch hier einen Sieg

über die feinere Sinnlichkeit und ihre reine Form davongetragen.

Doch ist allerdings im Bereich der Vokalmusik das Verhältniß zu der eindringenden Poesie nicht immer das gleiche: zuweilen triumphiert doch auch da die Musik völlig. Es giebt Liederkompositionen, die kaum das leitende Motiv ihrer Musik dem Stoff der untergelegten Worte entnehmen und die dramatische Tonkunst älteren Stils hat sich die Quasipoesie, auf der sie sich aufbaut, meist in hohem Grade untergeordnet. Es ist charakteristisch, daß das Libretto entstand, d. h. eine Dichtung, die nur für musikalische Zwecke geschrieben ist und wer wollte sagen, daß die größten Opern des achtzehnten Jahrhunderts ihren Büchern mehr als einige ganz allgemeine Anhaltspunkte danken. Der Koloraturgesang der alten Oper bedeutet in dieser Richtung das letzte Ziel: er hat schlechthin nichts mehr mit dem Text zu schaffen, den er angeblich illustrieren will. Er erneuert jene alte Vokalmusik ohne Worte, von der in grauer Vorzeit alle Tonkunst ausgegangen sein mag.

Trotzdem ist nicht zu verkennen, daß die vom Worte losgelöste Instrumentalmusik den streng-formalen Charakter der Tonkunst besser und reiner bewahrt als aller Gesang. Allerdings es hat nicht an Versuchen gefehlt, auch sie in ein gewisses Unterthänigkeitsverhältniß zum Stoff, zur Schilderung, ja selbst zum Gedanken zu bringen: die malende Musik des achtzehnten, die Programm-Musik des neunzehnten Jahrhunderts liefern dafür die Belege. Die eine begnügte sich Schäferleben oder Rokokotänze wiederzuspiegeln, die andere aber hat unternommen, den hohen Schwung ideenreicher Dichtungen oder gar philosophischer Werke zu reproduzieren. Aber das sind Ausnahmen; die übergroße Mehrzahl der Tonstücke, die für Instrumente geschrieben sind, wahren die hohe Mission ihrer Kunst, ohne alle Umwege das Leben unserer Seele durch Töne zu schildern und eben damit in die Tiefen hineinzuleuchten, die weder unserem Denken noch unserer Sprache zugänglich sind —

Dinge auszudrücken, die unser Verstand kaum noch ahnen, geschweige denn ausschöpfen kann.

Jene Ausnahme-Erscheinungen haben in den dekorativen bildenden Künsten kaum ein Seitenstück: man hat allerdings zuweilen Denkmäler von Thurmgröße als Statuen erbaut und die Architekten der griechischen Neuzeit haben wenigstens Bautheile, nämlich Säulen, in Statuen verwandelt. Ob diese Grenzüberschreitungen ästhetisch ganz glücklich waren, sei dahingestellt; die Frage ist selbst, wie mich dünkt, für die Karyatiden nicht ganz unbedenklich zu bejahen. Viel wichtiger ist jedenfalls, wie wir sahen, das Hinübergreifen der formalen Prinzipien der Architektur und Dekoration in das Gebiet der Malerei und Skulptur. Und wunderbar, auch hier fehlt es nicht an Analogien bei den tönenden Künsten. Daß die Poesie mit vielen ihrer Wurzeln aus der Musik für ihre Formen Nahrung gezogen hat, ist schon erörtert worden; aber es ist auch wichtig festzustellen, daß in den verschiedenen Gattungen der Dichtung diese ästhetische Blutsverwandtschaft in verschiedenem Grade auftritt und daß es ähnlich wie in der Malerei Versuche giebt, der Kunstweise der Schwesterkunst volle Geltung zu verschaffen, daß es nicht nur dekorative Gemälde, sondern auch musikähnliche Dichtungen giebt.

Der musikalischen Abstammung aller Poesie, die man doch wird annehmen müssen, entspricht es ganz, daß die vermuthlich älteste Form aller Poesie, das Lied, ästhetisch der Tonkunst am nächsten steht. Die Lyrik hat in reichen Litteraturen die mannigfaltigsten Maße, die strengsten Versformen hervorgebracht und sie hat bis auf den heutigen Tag sich als die gefühlsmäßigste Gattung der Poesie erhalten. Sie hat mehr als alle anderen Arten der Poesie davor gescheut, allzuviel Schilderung und vor allem allzuviel intellektuellen Gehalt aufzunehmen. Es ist doch charakteristisch für alle Lyrik, daß das deutsche Lied auch in unseren Tagen fast niemals die abstrakten Fremdwörter der Prosa sich hat einverleiben mögen: es waltet da offenbar dasselbe Gesetz, dieselbe Neigung zum Einfachen und Konkreten,

die unserm Gesang verbietet, fremde oder abstrakte Worte aufzunehmen.

Die Epik ist von jeher dem Stoff mehr zugewandt gewesen: schon ihre ältesten Anfänge erzählen und schildern in großer Breite. Es ist nicht von ungefähr, daß eine ganze Wissenschaft, die älteste vielleicht die es giebt, aus der epischen Dichtung hervorgehen konnte: die Geschichtsschreibung. Und vollends das saloppe Prosa-Epos der letzten Jahrhunderte, der Roman, hat in wenig distinguierter unwählerischer Stoffgier auch das ästhetisch Unverdaulichste verschlungen. Zu den zweifelhaften Zwittergestalten der antiken Lehrgedichte haben sich namentlich in den letzten Jahrzehnten die Mißgeburten des lehrhaften Romans gesellt, die oft mehr, als ihren angeblich dichterischen Hauptzweck, die Absicht verfolgen, einige Kenntniß über Agrarpolitik oder ägyptische Geschichte zu verbreiten. Trotzdem hat seit den Tagen Homers und den köstlichen Zeilen, die Patroklos' Bitten mit denen eines die Mutter am Aermel zupfenden Kindes vergleichen, das Epos nicht aufgehört, zuweilen von dem rastlosen Zuge seines Erzählens in irgend einem stillen Waldwinkel, auf einer blumigen Wiese auszuruhen, und auch zur Leier zu greifen. Und auch der Roman ist zuweilen, am konsequentesten und erfolgreichsten vielleicht von dem großen dänischen Poeten unserer Tage zum Träger lyrischer Poesie gemacht worden. Auch daß Goethe seinem Wilhelm Meister einige seiner edelsten Lieder einverleibt hat, soll unvergessen bleiben, mag auch Jacobsens Kunstweise, die ganze Prosa-Epen in Lyrik umgeschmolzen hat, noch harmonischer sein.

Der Musik wieder näher rückt ursprünglich das Drama. Daß die ersten großen Trauerspiele der Weltlitteratur noch gewundenere, noch kunstvollere Maße für die Lieder verwandten, die sie dem Chor in den Mund legten, ist charakteristisch: die Entstehung der Dramas aus großen Festtänzen und Feierspielen manifestiert sich darin und eben damit auch, historisch wie ästhetisch, die Einwirkung der Musik. Denn die Chöre,

vielleicht zuerst auch die Verse, die der oder die Schauspieler zu sprechen hatten, wurden ursprünglich gesungen. Und noch auffälliger ist vielleicht, daß der philosophische Poet in der Narrenkappe, daß selbst Aristophanes in seine Komödien süße Lieder eingefügt hat. Und wie wenig große moderne Dramatiker haben seit Shakespeare die Lyrik entbehren können: daß auch in unserer Zeit realistischer Poesie der Vers hier immer wieder zuerst durchbricht und sich des Dramas früher als des Epos bemächtigt, ist kein Zufall.

Die Lyrik bleibt trotzdem der Musik am nächsten verwandt und so ist nicht zu verwundern, daß sich in einigen ihrer neuesten Produktionen die Hinneigung zu dem Formenprinzipe der Tonkunst am rückhaltlosesten ausgesprochen hat. Daß im letzten Jahrzehnt von Neuem der höchste Fleiß an die Einhaltung strenger metrischer Formen und reiner Reime gesetzt worden, ist geistesgeschichtlich merkwürdig, aber für die ästhetische Theorie ist damit kein neues Faktum geliefert. Wohl aber ist ein anderes Phänomen von hohem Interesse, das in derselben Poetenschule zum Vorschein gekommen ist: man hat der Vokalisation lyrischer Gedichte eine so eingehende Sorgfalt geschenkt, daß hier ein Eindringen rein musikalischer Formregeln stattzufinden scheint. Der Vorgang ist das treue Seitenstück zu jener Farbenmalerei neuester Künstler: Ludwig von Hofmann und Stefan George sind einander wahlverwandt und in beiden Fällen will man in diesen sonst so deskriptiv verfahrenden Künsten den Stoff, den Inhalt bei Seite schieben, hier etwa durch eine Symphonie in Blau und Roth, dort durch köstlich abgestimmte Vokalfolgen unmittelbar an die Sinne, an Auge und Ohr des Genießenden appellieren. —

Ueberblickt man den gesammten Bau der Künste, den die Kultur geistvoller Völker langsam im Laufe von Jahrtausenden aufgeschichtet hat, so ist man erstaunt und erfreut über die harmonische Gliederung, die ihn in allen seinen Theilen auszeichnet. An zwei von unsern Sinnen wendet sich alle Kunstübung: sie will uns immer entweder Auge oder Ohr erfreuen.

Und in edlem Gleichmaß thürmen sich rechts und links die einzelnen Künste übereinander. Architektur und Dekoration hier und Musik dort appellieren unmittelbar an unsere ästhetische Empfänglichkeit und wollen unsern Sinnen schmeicheln nicht so sehr durch Nachahmung von Naturgebilden, nicht auch durch eine — im Grunde nur verstandesmäßige — Mittheilung von Sachinhalten, sondern durch freie Formen. Sie lassen sich genügen, in immer neuen Variationen diejenigen Maße von Linien und Tönen erstehen zu lassen, die durch eine unerklärliche Korrespondenz zwischen den Dingen und unserem Empfinden uns besonders wohlzuthun vermögen. Dann aber fügen Malerei und Skulptur zur Linken und Poesie zur Rechten eine Fülle von Welt- und Wirklichkeitsbildern hinzu. Sie verzichten auf jene Exklusivität der Form und machen sich so ästhetisch ärmer; aber sie erobern die Schilderung und den Gedanken für die Kunst und werden dadurch stofflich reicher. Und indem sie die Kunst in Stand setzen, alles aber auch alles Leben wiederzuspiegeln, werden sie doch dem obersten Gesetz aller Kunstübung nicht untreu und wollen, wenn sie auf dem rechten Wege sind, nicht durch Unterricht, durch Lehre auf uns wirken, sondern durch die Form, mit der sie diese tausendfältigen Stoffe zu bändigen verstehen. Und so herrlich und erhaben auch Welt und Wirklichkeit sein mögen, die Kunst kann uns andere, neue Reichthümer schenken, die zwar der Natur entliehen sind und die sie doch in einem Stücke übertreffen: in dem Vermögen uns gesteigerte Freuden des Schauens zu bereiten.

Ton und greifbares Gebilde sind die Mittel, mit denen beide Kunstgattungen so Großes wirken und Zeit und Raum das Theater, auf dem diese königlichsten Spiele uns, den Genießenden, dargeboten werden. Alle bildende Kunst füllt mit ihren Werken den Raum aus und ihre Formenreize sind räumliche Maße, alles tönende aber braucht Zeit um sich geltend zu machen und ihre Form ist Rhythmus, ist Zeitmaß. Abmessung ist alle Kunstform: mit Tondistanzen wirken Musik und Lyrik. Mag sie nun Metrum oder Takt genannt werden, die

Dimension ist das Entscheidende und wie Stein und Farbe vertheilt, d. h. gemessen sind, entscheidet über alle dekorative und architektonische, alle malerische und bildhauerische Wirkung. Wahrlich in aller Aesthetik kommt des alten Weisen Satz, daß die Zahl die Welt beherrsche, völlig zu Ehren und Anerkennung. Versmaß, Ton und Takt lassen sich ebenso auf Zahlen zurückführen wie Bautheile und Geräthkonturen, wie Farbflecke, Farbschattierungen und Marmorlinien.

Eine Frage aber drängt sich auf: finden die beiden Reihen der Künste denn nirgends einen Schnittpunkt, indem sie sich treffen? Giebt es keine Kunstübung, die Raum und Zeit zugleich in Anspruch nimmt, uns Auge und Ohr zumal erfreut? Kein Zweifel, sie ist da, aber der Blick muß weit rückwärts in die Urgeschichte der Kunst, oder weit vorwärts in ihre Zukunft schweifen, will er dies Gesammtkunstwerk mehr ahnen als schauen.

Wohl wird auch heute wie in langen Zeiträumen der Vergangenheit eine Anzahl von Kunstarten geübt, die beide Reihen verbinden und ihre Wirkungen vereinigen wollen. Der Tanz kombiniert Musik und Skulptur, oder wenn man will, Musik und Malerei. Er will uns das Auge entzücken, aber die Gestalten, die er zeigt, sollen sich nicht in starrer Ruhe darbieten, in dem ewigen Schlafe, der alle Bildwerke umfangen hält, sondern in lebendiger Bewegung. Und diese Bewegung läßt er nicht regellos werden, sondern schmiedet sie in neue, in Zeitmaße. So mischt er die Prinzipien der beiden Kunstgattungen durcheinander: er entnimmt den bildenden Künsten den Formenreiz der Linien und der Musik den der Rhythmen. Und da er für diesen Rhythmus eines Leiters bedarf, so nimmt er auch die unmittelbare Hilfe der Musik in Anspruch: ohne Tanzweisen ist kein Tanzschritt denkbar.

Ganz ähnlich verfahren das Singspiel und ihre jüngere, reifere Schwester, die Oper: nur daß sie von der Musik ausgehen und ihr farbige und plastische Gestalten geben, so gleichsam Tonkunst mit Malerei und Skulptur vermählend. Und

ähnlich mischt Ton- und Bildwirkung auch das Schauspiel, nur daß es nicht Musik, sondern Poesie mit den beiden bildenden Künsten paart. Doch halten diese beiden Vereinigungen nicht mehr an der strengen Formenkunst des Tanzes fest; sie verhalten sich zu ihr, wie die Poesie zur Musik, oder wie Malerei und Skulptur zu architektonischer und dekorativer Kunst. Denn auch hier findet sich — nun zum dritten Mal in dieser summarischen Uebersicht praktischer Aesthetik — ein Gegenüberstehen von mehr formaler und mehr stofflicher Kunstübung. Tanz, Sing- und Schauspiel gehören an sich zusammen, diese theatralischen Künste haben die Verbindung von Zeit- und Raumwirkungen gemeinsam; aber der Tanz — selbstverständlich immer nur als Schaustück gedacht — ist in reinerem Sinne Formenkunst als Oper und Drama, genau wie Musik, Architektur und Dekoration in reinerem Sinne Formenkunst sind als Poesie, Malerei und Skulptur. Denn das Tanzspiel will nur durch köstliche Bilder und rhythmisch reine Bewegungen ergötzen, Sing- und Schauspiel aber führen wie ihre Seitenstücke in den bildenden und tönenden Künsten eine Fülle stofflicher Inhalte in ihre ästhetische Wirkung ein. Und auch der zweite Unterschied, der in jenen andern beiden Fällen festgestellt werden konnte, trifft hier zu: der Tanz ahmt nicht die Wirklichkeit nach, wohl aber Oper und Drama. An Uebergängen fehlt es zwar auch hier nicht: die Pantomime, das stumme Drama des Tanzspiels, ahmt, wie das gesprochene, wirkliche Vorgänge des Lebens nach und weder Sing-, noch Schauspiel können auf die Darstellung plastischer Formenschönheit ganz verzichten, die der Bühnentanz allein darbieten will.

Aber immer handelt es sich doch nur um partielle Kombinationen: daß alle diese Schaukunst in eins zu gießen ist, lehrt nicht der Brauch der Gegenwart, wohl aber der einer freilich entlegenen Vergangenheit. Das Theater der Griechen vereinigte viel mehr als das moderne je gethan hat. Noch zu den Zeiten der ersten großen Tragiker war Tanz, Gesang und Schauspiel eins; die Werke, in denen dem Menschengeschlecht die

Kunstgattung der Tragödie geschenkt wurde, messen noch alle drei Künste mit gleichem Maße. Aeschylus noch übte seinen Chören Tanz, Gesang und Worte zugleich ein und Reigen und Flötenspiel kamen nicht zu kurz neben dem Gedichte des Meisters, Musik und Tanzspiel waren ebenso sein Eigen, wie die Verse. Und daß der Dichter in der Regel zugleich auch sein Werk in Scene setzte, sicherte dem eigentlich theatralischen Theil der Arbeit einen großen Einfluß auf die Gestaltung des Textes. Der Tragiker von damals war noch Poet, Tanz- und Musikkomponist und Regisseur zugleich. Und es leuchtet ein, wie sehr selbst Richard Wagners Versuch, Drama und Singspiel in eins zu verschmelzen, an Vielseitigkeit durch jene alte Kunst übertroffen wird. Denn indem er den gesammten Gang der Handlung zwar nicht in Melodie, aber doch in musikalische Rezitation umsetzen will, räumt er offenbar der Poesie zu wenig und der Tonkunst zu viel Raum ein, indem er dieser zugleich eine kaum lösbare Aufgabe stellt. Goethes Gedanke, daß sein Faust als ein einiges Ganzes von Sing-, Schau- und Tanzspielkunst auftreten müsse, reicht in unseren Zeiten allein an die Größe jener alten Kunst hinan, aber er ist noch nicht verwirklicht worden.

Wer dürfte zweifeln, daß die Zukunft noch so Großes bringen wird und daß sie auch den Antheil von Plastik und Farbenkunst an solchen Werken noch steigern wird. Wird erst einmal die Albernheit des heutigen Ballets überwunden, entschließt man sich auch das edle Maß ruhigen Chorschrittes und einfacher Körperbewegungen wieder zurück zu erobern, dann wird die Zeit da sein, in der auch Plastiker und Maler auf der Bühne zu Worte und zur Geltung kommen werden. Vornehmlich alle rein formale, dekorative Linien- und Farbenkunst ist offenbar durchaus dazu berufen, durch edle Menschenleiber plastische Bilder zu schaffen und mit wohlabgewogenen Farben- und Lichteffekten neue, unerhörte Wirkungen zu erzielen. Unsere Bildhauerei wäre der Aufgabe vielleicht noch nicht gewachsen, unsere Malerei aber hat viel zu wohl geschulten

Farbensinn, als daß ihr nicht gelingen sollte, durch wechselnde Gruppen vielfarbiger Frauengewänder dort ruhig edle Eindrücke hervorzurufen, wo heute nichts als hilflos bunter Wirrwarr herrscht. Und auch der Architekt und der dekorative Künstler könnte auf der Bühne produktiv auftreten: man könnte doch für einen aufstrebenden Baukünstler kein besseres Mittel ersinnen, sich Theilnahme und Beifall zu erringen, als wenn er die Paläste und Tempel, von denen er träumt und die er in Stein und Wahrheit aufzuführen trachtet, zuerst auf die Leinwand der Kulissen würfe als die Hintergründe großer Bühnenhandlungen. Und wo wäre ein besserer Ort für die Entfaltung dekorativer Kunst, als das Theater, und ein besserer Zweck für sie als die Häuser, die es vor uns aufbaut, mit Geräthen, die schönen Frauen, die auf ihm auftreten, mit köstlichen Gewändern zu schmücken. Warum sollte nicht die Initiative großer Kunst da walten, wo heute Handwerker und banausische Künstler ihr ödes Werk treiben? Wie viel große Schönheit zu schauen mag unsern Enkeln noch vorbehalten sein, die wir schon genießen könnten, wenn die Nationen nicht in unbegreiflicher Trägheit die Sorge für diese hohen Dinge den gänzlich Ungeeigneten, den Nichtigen und Leeren, in todter Konvention oder lächerlich unfruchtbarer Stoffkunst Befangenen überließen.

Kein Zweifel, auch Bühnenwerke, denen dergestalt alle Künste tributär gemacht wären, könnten nimmermehr die besonderen Wirkungsbereiche der einzelnen sich einverleiben. Am wenigsten die bildenden Künste könnten sich mit der Dienerstellung, die ihnen darin angewiesen wäre, je begnügen. Der Tanz, auch der köstlichste, edelste, könnte nie Plastik und Malerei ersetzen. Er hat vor ihnen den Reiz der Bewegung voraus, aber er würde die Absichten des Künstlers niemals rastlos wiedergeben können, so wenig wie die vollendetste Schauspielermaske ein Porträt ersetzen kann. Aber als Krönung des großen Baus der Künste hätte solch Gesammtkunstwerk ein Recht und als ein lebendiger Beweis für die

innere Einheit aller Kunst, der bildenden und tönenden, der nachahmenden und schaffenden, der Zeit- und der Raumkunst.

4. Kunst und Wirklichkeit in der Kunstgeschichte: Realismus.

In allen Künsten ist an sich das Verhältniß zwischen Stoff und Form ein anderes; in einzelnen von ihnen ist es ein fast stetig sich gleichbleibendes, in anderen aber ist es den stärksten Abwandlungen unterworfen. In allen stoffdurstigen Künsten nämlich, vornehmlich also in der Skulptur, Malerei und Poesie ist nichts veränderlicher als der Standpunkt, den die nachahmende Kunst der nachzuahmenden Natur gegenüber einnimmt. Und da eben diese Künste es sind, die in der innigsten Berührung mit der allgemeinen Kulturentwicklung stehen, da sie dem Kunstschaffen der meisten Perioden ihren Charakter verleihen, so wird alle Kunstgeschichte von diesem ihrem steten Wechsel zwischen größerer oder geringerer Hingabe an die Natur ausgehen müssen.

Die Künstler eines Volkes wollen seinen Träumen greifbare Gestalt geben. Aber wie die Bilder, die uns im Schlafe umgaukeln, nur umgemodelte Wirklichkeit sind, so hat auch die nachahmende Kunst keinen andern Stoff, um daraus ihre Werke zu schaffen, als den von der Natur ihr dargebotenen. Wie weit sie indessen diesem Stoff sich hingeben, wie viel sie ihm ungeändert entnehmen, wie weit sie die Wirklichkeit kopieren und wie weit sie sich von ihr frei machen will, ist nun die Frage. Wie weit man sich der Realität nähert und wie weit man sich von ihr entfernt, das ist zuletzt der Inhalt aller Kunsthistorie. Dieser Gegensatz ist niemals ausgeglichen worden; in seinem Namen ist noch immer von Künstlern und Kunstverständigen gekämpft worden und niemand wird wünschen dürfen, daß dieser Kampf je zur Ruhe komme, daß je über diesen letzten und äußersten Kontrast der Kunstauffassung Einig-

keit erzielt werde. Denn alle Mannigfaltigkeit und Vielgestaltigkeit bildenden Schaffens hängt von dieser Friedlosigkeit, von der Stetigkeit dieses Kampfes ab.

Für jede Grundlegung kunsthistorischen Urtheils wird deshalb nöthig sein, zunächst mit Uebergehung aller Zwischenstufen diese beiden Pole aller künstlerischen Bewegung ins Auge zu fassen. Ohne die beiden großen Gegensätze realistischer und idealistischer Kunstübung ist keine kunsthistorische Betrachtung möglich, wenn anders sie den großen Zusammenhängen nachspüren will. Aber wie die Sozialgeschichte mit ähnlich großen und groben Gegensätzen nicht ohne sorgfältigen Rechenschaftsbericht über die von ihr angewandten Bezeichnungen operieren kann, so bedarf es für diese beiden Pole ästhetischer und kunstgeschichtlicher Bewegung eher noch größerer Vorsicht. Denn die beiden für solchen Zweck zur Verfügung stehenden Begriffe und Worte sind von jammervoller Unklarheit und Verwaschenheit. Nichts ist widerwärtiger, als die Anwendung von begriffsmäßigen Formeln, die den Anschein größter Schärfe und Zuverlässigkeit erwecken und die doch das Gegentheil davon bedeuten. Nichts auch hat alle derartigen systematischen Scheidungen und Gruppierungen — alle diese Ismen, wie man höhnisch, wenn auch nicht allzu geschmackvoll, zu sagen pflegt — mehr in Verruf gebracht, als ihr Gebrauch ohne eine hinlänglich scharfe Definition der an sich nur allzu dehnbaren Wortzeichen. Idealismus namentlich ist ein Wort, das nicht nur von Aesthetikern, sondern häufig auch von Ethikern übel mißbraucht worden ist. Es hat sich dahinter so abscheulich viel Unklarheit verborgen, daß man Bedenken tragen muß, es nur anzuwenden. Es läßt sich trotzdem nicht vermeiden, vor allem weil der ein wenig festere und sicherere Begriff realistischer Kunst ein Gegenüber verlangt. Und es ist nicht abzusehen, warum die ästhetische Formulierung da versagen soll, wo die Kunstgeschichte selbst fast auf jedem ihrer Blätter von dem faktischen Vorhandensein eines solchen Gegensatzes erzählt.

Eine Klausel aber ist zunächst zu beachten. In Hinsicht auf die Frage realistischer oder idealistischer Kunstübung stehen Malerei, Skulptur und Dichtung durchaus im Vordergrund. Daß die in gewissem Sinne freieren Künste, daß Architektur, Dekoration und Musik ihrem Stoff souveräner gegenübertreten ist schon dargelegt worden. Auch in ihnen kann sich ein naturalistischer Zug regen, die Musik kann die rauhen und grellen Töne der Wirklichkeit mit Vorliebe kopieren, die Architektur kann Höhlen imitieren, das Kunstgewerbe statt Ornamenten besonders gern Menschen- und Thiergestalten für Geräthe verwenden wollen: die Opern der neuesten Italiener, das Grottenbarock des siebzehnten, achtzehnten Jahrhunderts, die japanischen Lackarbeiten der neueren Zeit sind ebenso viel Beweise dafür. Dennoch ist ihnen eine gewisse Grenze gesetzt: wo Dekoration und Architektur sich, was sie der bei weitem überwiegenden Regel nach thun, auf Linien und Flächen, auf ornamentale und nicht irgendwie figürliche Ausgestaltung beschränken, bleibt ihnen wenig Gelegenheit für solchen Verismus. Und auch die Musik ist in dieser Richtung sehr beschränkt: das Gerassel eines Wagens oder das Krächzen einer Säge hat noch kein Komponist nachzubilden gewagt. So wird sich bei allen eigentlich nachahmenden Künsten der Gegensatz viel schärfer geltend machen. Skulptur, Malerei, Poesie gewähren durch ihre Stofffülle dem materiellen Bestandtheil ihrer Kunst von vornherein ein so viel größeres Uebergewicht, daß hier die Frage viel brennender ist. Auch die theatralischen Künste wissen von ihr; das zur Pantomime gewordene Tanzspiel kann so naturalistisch werden, wie nur irgend ein Epos oder ein Drama, wenn auch der eigentliche Tanz als formale Kunst dem Gegensatz ferner steht. Bühnengesang und Schauspielkunst aber sind gemeinsam mit der Poesie der dramatischen Dichtung und der Musik des Singspiels, die sie wiedergeben wollen, von ihm noch viel stärker gespalten. Denn da auch sie das Leben nachahmen, so kann es wirklicher oder unwirklicher geschehen. Noch das Theater

unserer Tage führt uns alle diese Gegensätze vor Augen: das hohle Pathos der Deklamation, die ebenso erlogene Weichheit und Glätte, der ebenso falsche Pomp und die Gespreiztheit von Geste und Gang sind sehr unerfreuliche Ueberbleibsel eines älteren verkehrten Idealismus, ein maßlos radikaler Naturalismus hat sich als realistische Reaktion dagegen erhoben, am seltensten aber ist die große Kunst hoher und echter Stilisierung. Indessen ist die Rolle, die die mimischen Künste in der Kulturgeschichte spielen, nicht bedeutend genug, um ihnen eine mehr als gelegentliche Aufmerksamkeit zu gönnen.

Bevor man aber daran geht, realistische und idealistische Kunstübung auch innerhalb dieser Grenzen zu definieren, ist nöthig, sich zu vergegenwärtigen, worin denn die Thätigkeit des nachahmenden Künstlers besteht.

Drei Aufgaben hat die Kunst aller Wirklichkeit gegenüber zu lösen: zum ersten zu wählen unter der Fülle der ihr dargebotenen Realitäten; zum zweiten nachzuahmen was ihr geeignet scheint und zum dritten und letzten zu ändern, was ihr in Rücksicht auf ihre besonderen Zwecke gut dünkt.

Aus der unübersehbaren Menge der Wirklichkeiten Einzelnes auszuwählen ist jede Kunst genöthigt. Denn wenn es ihre letzte, entscheidende Absicht ist, durch die Formen, die sie den der Welt entnommenen Bildern giebt, zu erfreuen, so kann sie dies Ziel nicht dadurch erreichen wollen, daß sie die Wirklichkeit vollständig reproduziert. Allerdings, es mag kein Ding auf Erden geben, das sich nicht künstlerischer Behandlung als zugängliches Objekt darböte, aber die Fülle des Wirklichen ist so erdrückend groß, daß es ein Wahnsinn wäre, die ästhetische Durchdringung aller Realität für möglich zu halten. Nur ein unendlich kleiner Bruchtheil alles Weltgeschehens wird der Kunst als Muster oder als Ausgangspunkt ihres Schaffens dienen können, denn wenn uns Natur auch alle Schönheit schenkt, von der wir wissen, sie erstickt uns doch überall in der unabsehbaren, erdrückenden Fülle ihrer Wiederholungen. Sie bestürmt uns Auge und Ohr nicht mit

wenigen, nicht mit Dutzenden, nein mit Tausenden, mit Millionen von immer wiederholten Einzelfällen. Und je näher wir ihr rücken, desto unendlicher wird sie. Der Wald zählt so viele Bäume, der Baum so viele Blätter — aber selbst wenn wir Wald und Baum vergessen, wenn wir ein einziges Blatt allein betrachten, so zeigt es uns ein unendliches Geäder und Gewebe von Linien. Und denken wir nun rückwärts, daß der Baum tausend Blätter, der Wald tausend Bäume, ein Land tausend Wälder hat, so schwindelt uns über der Masse. Die Natur ist in allem großartig, auch in ihrer Eintönigkeit. Von der Kunst aber wird selbst die kleinste Partikel der Realität nicht mit vollendeter Treue wiedergespiegelt werden können: auch die naturalistischste Auffassung wird von ihr gewisse unverdauliche Reste unverarbeitet übrig lassen müssen. Das Unwichtige oder doch das für einen bestimmten Kunstzweck für unwichtig Gehaltene wird immer bei Seite bleiben.

Auch der realistischste Realismus muß solche Auswahl treffen, um jene unermeßliche Eintönigkeit der Naturwiederholungen zu bewältigen und zugleich ästhetisch erträglich zu machen. Denn diese doppelte Schutzmauer ist zum Glück für die Kunst gegen alle allzu grobe Naturnachahmung gezogen: wo die eine, die Rücksicht auf die künstlerische Wirkung auch durchbrochen wird, thürmt sich hinter ihr doch noch die andere auf: die Unmöglichkeit, das endlose Detail der Wirklichkeit zu meistern, die auch für den stupendesten und stupidesten Fleiß unüberwindlich ist.

Ein porträtierender Bildhauer, der noch so peinlich exakt zu verfahren gedenkt, wird schließlich die kleinsten Falten und Fältchen, die geringsten Unebenheiten und Flächenverschiedenheiten eines Gesichts doch ignorieren, nicht nur um einmal seiner Arbeit ein Ende zu setzen, sondern mehr noch um nicht alle bedeutenden Züge seines Bildwerks durch den Wirrwarr der unbedeutenden in Schatten zu stellen. Der moderne Roman, eine Gattung epischer Dichtung, die an Saloppheit und Formlosigkeit alle andern übertrifft, kann auch in seinen naturali=

stischsten Ausläufern nicht alle Handlungen seines Helden an einem Tage, ja nicht einmal in einer Stunde, geschweige denn in einem ganzen Leben erzählen: er würde in seiner Weitläufigkeit ersticken und auch die köstlichste Form würde die Widerspenstigkeit und Dürre solcher Längen nicht zu überwinden vermögen. Und selbst ein Manet'sches Landschaftsbild muß gewisse Details übergehen, die viel zu wirr und klein selbst für dieses äußerste Maß der Naturwiedergabe wären.

Aus demselben Grunde aber, der die Kunst aus den Wirklichkeiten zu wählen zwingt, ist sie genöthigt auch noch mit den gewählten Veränderungen vorzunehmen. Zunächst einmal in derselben Richtung: fast alle Kunstübung sieht sich veranlaßt auch die Stücke des Weltbildes, die sie ihrer Aufmerksamkeit für werth hält, noch weiter zu vereinfachen. Und diese simplifizierende Thätigkeit unterscheidet sich von jenem vorausgehenden Wählen nicht in der Tendenz, sondern nur in der Ausführung. Um die entscheidenden Bestandtheile des Dargestellten hervortreten zu lassen, wird in jenem Falle Unbedeutendes fortgelassen, in diesem wird es verändert, wird es ästhetisch nivelliert und konzentriert. Ein Beispiel genügt: es gefällt einem Maler, aus einem ganzen Walde nur eine bestimmte, vielleicht vorzüglich charakteristische Baumgruppe auszusondern, um sie allein wiederzugeben: er wählt also. Um aber die Stämme dieser Bäume in ihrer ruhigen Standhaftigkeit richtiger zu treffen, läßt er an ihnen allerlei nebensächliches Rinden- und Furchenwerk fort, er malt eine einheitliche Fläche, wo ihm die Natur eine mannigfach unterbrochene und zerklüftete darbot; hier verändert, vereinfacht er also.

Doch gibt es noch andere Formen künstlerischer Veränderung: die der Aufhöhung, der Steigerung und die entsprechende, komplementäre Thätigkeit des Abdämpfens und des Zurücktretenlassens. Um bei dem alten Beispiel zu bleiben: der Maler jener Baumgruppe wird etwa das Roth, das eine sinkende Abendsonne auf ihre Zweige wirft, noch steigern in seiner Intensität, aber er wird diese Aufhöhung des Roth

nicht allen Bäumen und Zweigen gleichmäßig zukommen lassen, sondern im Gegentheil mit Hilfe irgend einer Schattenwirkung einen Theil von ihnen dieser koloristischen Auszeichnung mit Absicht berauben, um so die anderen voll bestrahlten um so deutlicher hervortreten zu lassen.

In allen diesen Fällen handelt es sich im Grunde immer noch um eine nur graduelle Abweichung von der gegebenen Wirklichkeit: der Künstler setzt wohl Accente, die die Natur nicht kennt, aber er hat sie ihr selbst abgelauscht, er sucht gewissermaßen ihre eigenen Absichten auszuführen, nur konsequenter und zielsicherer als sie selbst. Aber es gibt auch Formen der Aenderung, der Steigerung, die nichts mehr mit der Wirklichkeit und ihren Werken zu schaffen haben wollen, die nicht mehr nur in der alten, sondern in neuer Richtung über sie hinaus führen wollen: es sind die schlechthin phantastischen.

Auf Malerei und Skulptur üben die Linien und Farben der eigentlich schmückenden Künste, der Architektur und Dekoration, die von vornherein an solche Vorbilder nicht gebunden waren, einen starken Einfluß aus, der sie zu ganz unwirklichen Gestaltungen drängt. Die ganz großen Meister der Palette und des Meißels haben oft ihren übrigens völlig realistischen Werken Märchenlinien und Märchenfarben einverleibt, die wie eine leise, still mittönende Melodie weit fort führen von dem Gegenstand, der eigentlich verkörpert werden soll, fort in das Land der höchsten Kunst, der reinen Form.

Aehnlich aber wird die Poesie durch die Einflüsse der Musik zur Unwirklichkeit geleitet: alle spezifisch musikalischen Bestandtheile ihrer Form, Metrum, Rhythmus, Reim sind ebensoviele unrealistische Umbiegungen des gesprochenen Worts. Der Sprache wird hier offenbar ein Zwang angethan, damit sie sich von der Bahn des Alltags entferne.

Aber auch der Inhalt selbst kann sich von den Fesseln der Wirklichkeit losringen. Wer anders als die Phantasie der bildenden Künstler und der Poeten hat die griechische und die

germanische Mythologie mit all' ihren prachtvollen Fabelwesen ausgestattet? Doch ward freilich auch hier die Form nur halb bei Seite gedrängt: denn war auch etwa die Idee, beflügelte Menschenkörper zu schaffen, eine zunächst nur inhaltliche, so mußte ihr doch eine sinnlich greifbare Gestalt gegeben werden. Und oft mag auch die Form den Gedanken herbeigelockt, oft mögen Pinsel oder Meißel die Hand und den Kopf des Meisters geführt haben, nicht aber umgekehrt. Doch auch der reine Gedanke kann sich, von den starken Flügeln der Phantasie getragen, über den festen Boden der wirklichen Erde erheben: von den Göttergestalten der Ilias bis zum Märchenreich des zweiten Faust hat alle Poesie großen Stiles nie aufgegeben, so hohen Flug zu wagen.

In allen diesen Fällen aber, in denen sich die Kunst auf eigenen Bahnen von der Wirklichkeit entfernt, handelt es sich um Abweichungen, die nicht von unbegrenzter Willkür sind, doch immerhin souverän die von der Realität aufgerichteten Schranken durchbrechen. Gewiß kein Maler würde sich beikommen lassen, plötzlich Unwesen in die Kunst einzuführen, die auf dem Kopfe gingen und die Füße oben trügen: auch die phantastischste Phantasiekunst muß sich an gewisse allgemein in der Natur gegebene Voraussetzungen halten, sie kann Märchenfarben und nie gesehene Konturen, sie kann unerhörte Vorgänge schaffen, kann die Naturgesetze durchbrechen, aber sie darf eine letzte Grenze ästhetischer Wahrscheinlichkeit, die fest zu bestimmen sehr schwer wäre und die doch instinktmäßig allgemein respektiert wird, nicht überschreiten.

Ergiebt indessen schon ein so oberflächlicher Ueberblick über die Möglichkeiten des Verhältnisses zwischen Kunst und Natur eine so lange und stufenreiche Skala, so ist offenbar, daß eine Gruppierung um zwei große Gattungen der Kunstübung ein wenig gewaltsam ist. Denn bezeichnet man nun die unterste, der Erde und ihren Realitäten am nächsten stehende Stufe als Realismus, als Wirklichkeitskunst, und den höchsten Gipfel, die Kunst fast ungebunden schweifender Phan-

tasie, als Idealismus, so sind damit offenbar zunächst nur die Endpunkte dieser Stufenleiter genannt. Und daß so viele Schattierungen zwischen den beiden Farbpolen liegen, ist nicht die einzige Schwierigkeit; denn diese Zwischennüancen greifen vielfach ineinander und selbst aneinander vorüber. Der Vergleich mit der Stufenleiter giebt nur ein unvollkommenes, zuweilen stark vereinfachtes Bild der Wahrheit, das nur cum grano salis zu verwenden ist.

Trotzdem wird man bei diesem Unternehmen der Zweitheilung beharren müssen: ist der Unterschied auch vielfach nur ein gradueller, so sind doch die beiden Pole einander wirklich entgegengesetzt. Das Sich-befreien-wollen von der Realität, wie das Zu-ihr-hinstreben bieten sich sehr ungezwungen als die Ziele beider Kunstbewegungen dar, und daß sie zuweilen unmerkbar in einander übergehen, daß sie ebenso oft kombiniert und vermischt auftreten, darf nicht irre machen an solcher Abgrenzung, sondern bezeugt im Gegentheil, daß hier die Begriffe einmal sich der Wirklichkeit ganz konform verhalten. Sieht man schärfer zu, so lösen sich ja alle angeblichen Gegensätze im geistigen und sozialen Leben in derartige graduelle Unterschiede auf: das Gleichniß eines Durchmessers, der von einem zum andern Pole reicht und eine mittlere Strecke hat, die nach beiden Seiten gravitiert, trifft, mit gewissen Vorbehalten angewandt, auf sie alle zu. Und wie immer so handelt es sich auch bei dieser ästhetischen Definition um eine große Einheit, und daß so viele unklare Uebergänge vorhanden sind, ist nur ein Beweis mehr für die Solidarität und die innere Uebereinstimmung aller Kunstübung.

Was aber ist nun zunächst Realismus? Unzweifelhaft alle die Kunst, die nach den soeben gegebenen Definitionen verhältnißmäßig wenig wählt, verhältnißmäßig wenig steigert und verhältnißmäßig viel nachahmt. Von vornherein ist hier der Irrthum abzuweisen, als handle es sich zwischen Realismus und Idealismus um einen Gegensatz von Stoff und Form schlechthin, als sei realistische Kunst völlig gleichbedeutend

mit dem Gegenstand und idealistische mit der Form. In Wahrheit nämlich kommt es bei jedem rechten Realismus zu einem Theil ebenso auf die Potenz des Schaffenden, auf seine Fähigkeit zu formen an, wie bei allem Idealismus. Kunst ist immer und überall Können, nichts Anderes. Und es ist gar kein Zufall, daß gerade die Aesthetik, die für den Realismus Partei nimmt, den höchsten Werth aller Kunstübung in der virtuosen Technik, d. h. doch in der Bewältigung der elementaren Formschwierigkeiten sieht. Gewiß aller Realismus giebt sich der Wirklichkeit hin; aber selbst da, wo er sie ungeändert reproduzieren will, muß er ihr ihre Formen ablauschen und kann nur durch eine zwar unselbständige, aber doch auf ihre eigene Kraft angewiesene Formenkunst ihr nachtrachten. Das Vorbild ist wohl gegeben, aber die Nachahmung ist, da sie sich eines ganz andern Werkzeugs bedienen muß, als die Natur selbst es führt, doch in hohem Maß auf sich selbst angewiesen. Wie gewaltig ist der Abstand zwischen einer Landschaft und dem allergetreuesten Landschaftsbilde, oder zwischen einer Verbrecherspelunke und der Romanscene, die sie wiedergeben will. Und eben um das Kunstwerk ganz zur Kopie der Natur zu machen, bedarf es einer sehr hohen Formentechnik: der mühselig lange Weg, den alle bildende und dichtende Schilderung hat zurücklegen müssen, um zu einem einigermaßen täuschenden Abklatsch der Wirklichkeit zu gelangen, beweist es.

Je näher nun die realistische Kunstübung der Natur zu rücken trachtet, desto realistischer wird sie. Es ist nicht von ungefähr, daß man für diesen äußersten Grad der Wirklichkeitsnachahmung einen besonderen Ausdruck gefunden hat, daß man von Verismus, von Naturalismus redet. Und so viel Formentechnik auch dazu gehören mag, um bis zu dieser Stufe vorzudringen, das charakteristische Merkzeichen solches äußersten Realismus ist freilich, daß er gegen alle die reinen Formenreize unempfindlich wird, die die nachahmenden mit den freien Künsten theilen. Die naturalistische Malerei, die das letzte Drittel des neunzehnten Jahrhunderts mit so viel

Eifer gepflegt hat, bietet schwerlich ein Beispiel dafür dar, daß ein Künstler irgend einen Sinnenreiz als solchen zum Ausgangspunkt eines Bildes gemacht habe. Stil und Formenzwang werden als drückend empfunden, man wirft sie wie lästige Bande ab; in der Poesie befreit sich selbst der Roman, die zwangloseste aller Kunstgattungen, die je geschaffen sind, von dem letzten Rest von Regel, den er noch beibehalten hatte, von der Komposition.

Hand in Hand mit dieser wachsenden Gleichgültigkeit gegen die reine Form und ihren Zauber geht eine ebenso rasch um sich greifende Lust am Stoff. Alle nachahmenden Künste, Malerei, Skulptur und Dichtung zumal, fassen nun ihren Namen in dem Sinne auf, als sei die möglichst getreue Reproduzierung der Wirklichkeit ihre eigentliche Aufgabe. Aeußere Schilderungen wie Gedankengehalte aller Art werden herbeigezogen: man kann sich nicht ersättigen an immer neuen Objekten der Wiedergabe. Zuletzt wird die Kunst zur deskriptiven Wissenschaft: Maler und Poeten wetteifern in der Reproduktion historischer Vorgänge oder sozialer Zustände, der Landschaftsmaler wird Meteorolog, der Bildhauer Anatom. Die Stoffgier wächst zuletzt so sehr, daß sie mit Vorliebe das Kleine und Kleinste, ja das Kleinliche und das schlechthin Gleichgiltige beschreibt. Aus Kunst wird schließlich Unkunst.

Aber dieser äußerste Punkt realistischer Kunstauffassung pflegt nicht mit einem Schritt erreicht zu werden: mancherlei Vorstadien leiten zu ihm hin. Und es ist nicht der geringste Reiz kunsthistorischer Studien, festzustellen, wie Zoll um Zoll der Gegenstand vordringt, die Form aber Boden verliert und auf wie viel verschiedene Weisen die Naturbeobachtung sich geltend macht; wie die Dichter anfangen Sitten zu schildern oder Geschichte zu schreiben, wie die Maler sich das Auge schärfen für die Farben der Wirklichkeit und die Bildhauer die Runen des menschlichen Antlitzes zu lesen lernen.

Doch noch einen anderen Realismus giebt es, der auch von der Wirklichkeit ausgeht, aber sich in sie eingräbt, der

nicht die Schale, sondern den Kern der Realität wiederzugeben trachtet. Er hat Dürers Wort zum Wahlspruch: denn wahrhaftig steckt die Kunst in der Natur, wer sie heraus kann reißen, der hat sie! Er wählt und vereinfacht in viel höherem Grade als der beschreibende Realismus; er will auch nichts anderes, als die Absichten der Natur vollstrecken, aber über ihre eigene Ausführung hinaus. Und er beginnt auch schon zu steigern und aufzuhöhen — immer noch in der Richtung der Wirklichkeit, aber schon mit den Mitteln einer wesentlich formenden Kunst. Hier nähert sich die Skala der Mitte zwischen beiden Polen: hier bedarf es nur noch eines Schrittes und die Grenze der wesentlich von der Idee beherrschten Kunst ist erreicht.

Indeß bisher war nur vom Realismus des Gegenstands, von wirklicher Stoffkunst die Rede, es giebt noch einen andern, einen Realismus der Wirkung, eine Gefühlskunst, die viel zu nahe mit jener verwandt ist, als daß man sie ihr nicht zurechnen sollte. Zu Beginn dieser Betrachtungen ist ausgeführt worden, daß alle Kunst mit vier Faktoren rechne: sie muß erstens Stoff, wenn auch nicht wahllos, verwenden, sie eignet ihn zweitens sich an durch die Form, die uns drittens die reinen Freuden bereitet, von denen die Aesthetik vor allem redet, und sie appelliert schließlich unmittelbar an unser Gefühl und erregt es zu sympathischen Schwingungen. Künstlerisch im vollen Sinne des Worts ist von allen vier nur der zweite und dritte; etwas gröblich aber ist nicht nur der Stoff, sondern auch das ungeläuterte Gefühl. Denn es muß, damit es zu abgeklärter, wahrhaft ästhetischer Wirkung gelange, ebenso erst durch die Form gebändigt werden, wie das Objekt. Und da es in seiner Entstehung fast immer an den Gegenstand geknüpft ist, da Trauer in uns in der Regel durch die Wiedergabe einer traurigen Handlung, sei es im Bild, sei es in Worten erregt wird, so tritt dieser Gefühlsrealismus, diese Empfindungskunst zumeist vereint mit dem Realismus des Gegenstands, der Stoffkunst auf. Die sentimentalen

Romane des achtzehnten und die ebenso empfindsamen Bilder der ersten Hälfte des neunzehnten Jahrhunderts gehören fast alle auch stofflich-realistischen Strömungen an.

5. Idealismus.

Viel weniger greifbar und zugänglich ist die Abgrenzung und Deutung idealistischer Kunstübung. Erforscht man nämlich die Anwendung, die diesem weitgedehnten, allzu dehnbaren Worte heute gegeben wird, so findet sich, daß sehr verschiedene Dinge abwechselnd oder gar zugleich darunter verstanden werden. Man denkt an Gedankenkunst, d. h. an spezifisch verstandesmäßig verfahrende Malerei oder Dichtung, aber man stellt sich auch eine ausnehmend formenschöne Kunst darunter vor, schließlich meint man gar solche Kunstübung, die „idealistischen" Tendenzen der Moral, der Religion oder des Patriotismus dient. Aber man sieht sogleich, daß bei solchen Deutungen formale und Stoffästhetik bunt durcheinander gewürfelt sind, daß man auf sie keine genügende Definition aufbauen kann.

Richtig wird sein, auch hier von den elementaren ästhetischen Funktionen der Kunst auszugehen. Giebt der künstlerische Realismus sich der Wirklichkeit hin, sucht er ihr durch gesteigerte Nachahmung näher zu kommen, überwiegt bei ihm das Nachbilden auf Kosten des Wählens, Steigerns und Aenderns, so ist der Idealismus in der Kunst sein komplementärer Gegensatz: er steht der Realität mit viel souveränerer Freiheit und Willkür gegenüber, er schaltet mit ihr nach Gutdünken und läßt alles Nachahmen zurücktreten zu Gunsten des Wählens und Steigerns, oder gar des völlig losgebundenen, phantastischen Aenderns und Abweichens von der Wirklichkeit.

Idealismus also ist vor allem Formenkunst, Phantasiekunst. Und es ist auch nicht verwunderlich, daß diese beiden Faktoren sich zusammenfinden: denn eben der formbildende Trieb der

Kunst findet dann häufigere und freiere Gelegenheiten der Bethätigung für sich, wenn er nicht mehr so sehr dem drückenden und beengenden Vorbild der Wirklichkeit sich anpassen soll, wenn er den frei erfundenen Stoffen phantastischer Konzeption Gestalt und Umriß geben will. Denn allerdings, die künstlerische Phantasie geht an sich nicht nur auf Beeinflussung der Form aus, sondern sie schafft auch ganz neue Objekte. Alle Märchenmalerei und alle poetische Fabulierkunst führen auch unwirkliche Gegenstände in die Kunst ein. Oft freilich, und das sind die Anfänge ihres Sich-regens, begnügen sie sich, die Formen einer an sich noch realistischen Kunstübung leise ins Unwirklich-Phantastische umzubiegen: sie versehen eine Karrikatur mit bizarren Schnörkeln, sie formen die schlicht-wirkliche Rede eines epischen Helden leise in künstlerisch wirksamere aber von der Realität abbiegende Wendungen um. Aber im weiteren Vordringen werden sie kühner und erfinden fabelhafte Wesen, phantastische Handlungen, also auch unwirkliche Stoffe, die sie dann wieder mit ebenso unwirklichen Formen zu umkleiden geschäftig sind.

Im Grunde kann man sagen, daß idealistische Kunstübung nur a potiori Form- und Phantasiekunst genannt werden darf: beide Elemente kennt alle, auch die realistischste Kunst und zwar auch sie in innigster Vereinigung. Denn alle Form, die auch nur um Haares Breite von der Realität abweicht und das thut auch der krudeste Naturalismus, ist Phantasieprodukt, alle künstlerische Phantasie nimmt bereits in ihrem ersten, keimhaftesten Stadium, und gerade in ihm schon Form an, wobei dann freilich nicht im Mindesten ausgeschlossen ist, daß auch die ursprünglichsten Phantasiegebilde, ganz ebenso wie die der Natur, noch formender Behandlung bedürfen. Denn auch die Einbildungskraft kann Gegenstände, Stoffe liefern, die an sich zwar Form haben, aber um ihrer künstlerischen Wirkung willen noch mannigfacher Umbildung, also formender Umänderung unterworfen werden müssen. Ist doch Stoff in ästhetischem Sinne nicht die ungeformte

Materie, also etwa der rohe Marmorblock, aus dem der Bildhauer seine Gestalten herausmeißelt, sondern der schon geformte — sei es von der Natur, sei es von der Phantasie dargebotene — Gegenstand: eine Begebenheit, eine Scene, eine Landschaft, eine Gestalt und so fort.

Im Idealismus löst sich die Kunst soweit als ihr möglich ist von den Banden irdischer Vorbilder, sie giebt sich ihren Träumen hin. Sie verwendet noch überall die ihr von der Wirklichkeit dargebotenen Mittel, aber mit der innersten, bewußten oder unbewußten Absicht, mit ihnen neue unwirkliche Gebilde zu schaffen. Der radikalste Idealismus findet sogar neue Farben und Formen: Böcklins Meerfarben sind nicht wirklich und wollen es nicht sein, Puvis de Chavannes vereinfacht die Konturen seiner Gesichter so herrisch, daß er durchaus auf den Eindruck der Realität zu verzichten scheint. Die ästhetische Absicht ist durchaus das Ausschlaggebende; um bestimmte Eindrücke möglichst rein und möglichst stark hervorzurufen, schaltet und waltet die idealistische Kunst mit den ihr von der Realität dargebotenen Stoffelementen ganz nach Gutdünken, wählt sie aus, läßt zurück, vereinfacht und modelt sie, ja schafft sich ganz neue, ganz phantastische Märchengebilde, um diesem ihrem innersten Drang ein Genüge zu thun.

Von den ägyptischen Sphinxen, den griechischen Kentauren und Satyrn an bis zu den christlichen Engeln und Teufeln hat man sich nicht übel genommen selbst den Menschenleib zu ändern. Immer wieder von den griechischen Masken bis zu den modernen Karrikaturen hat man in ernster oder heiterer, stilisierender oder verzerrender Absicht gewagt das menschliche Antlitz zu vereinfachen, es in einzelnen seiner Züge aufzuhöhen, andere in ihnen ganz zu ignorieren. Daß die Plastik in so langen Perioden ihres Schaffens auf die Farbe verzichtet hat, um die Linien, die Flächen um so reiner und ungebrochener hervortreten zu lassen, ist ganz im selben Geiste geschehen. Die Malerei aber hat von ihren Anfängen an Menschen und Thiere, Landschaften und Gebäude in völlig

umgemodelter, in stilisierter Vereinfachung wiedergegeben. Es ist einer der wunderbarsten Reize aller primitiven Gemälde, daß sie dem heutigen Beschauer immer wieder dasselbe Räthsel zu lösen geben: war die Einfachheit hier nur durch technische Unfertigkeit erzwungen, oder war sie von tiefster künstlerischer Absicht eingegeben? Sicherlich sind am öftesten beide Motive zugleich wirksam gewesen.

Alle die köstlich bunten Gespinnste von Fabeln und Märchen und Mythen, die die Dichter je, sich und uns zu erfreuen, ersonnen haben, sind im gleichen Sinne Erzeugnisse idealistischen Kunstschaffens. Doch auch die elementarsten Umgestaltungen, die die Poesie der Sprache aufnöthigt, Melodie, Rhythmus, Reim, sind in bestimmter Steigerung und da wo sie besonders streng und künstlerisch gestaltet werden, ja im Grunde auch in allen ihren Anfängen solch' idealistischer Herkunft.

Zuletzt führt jede dieser Erwägungen zu der Ziel-Erkenntniß, daß alles spezifisch Künstlerische in der Kunst diesen idealistischen Charakter trägt. Man hat den Eindruck, als sei diese Kunst die eigentliche, die Kunst par excellence. Als lasse sie das ästhetische Urelement aller Kunst, das Vermögen, absichtlich zu erfreuen, nun erst recht hervortreten und zu seiner vollen, ihm zustehenden Geltung kommen. Das Wort „künstlich" hat nicht umsonst in unserer Sprache einen so werthvollen Doppelsinn.

Doch belehrt ein Blick auf die Kunstgeschichte jedes Zeitalters sehr schnell darüber, daß es dieser Kunstrichtung so wenig wie der realistischen an Mannigfaltigkeit der Bethätigungen und an Irrungen und Verirrungen fehlt. Kam es für sie nämlich immer auf das Wählen und Vereinfachen und Steigern oder auf die völlige Emanzipation der Phantasie von der Wirklichkeit an, so mußte jeweils ein Gesichtspunkt aufgefunden werden, von dem aus alle diese ästhetischen Operationen zu vollziehen waren und, wie es nicht anders sein konnte, in den verschiedenen Zeiten, bei den verschiedenen

Völkern hat man sehr verschiedene Punkte gewählt, um sie so zur Basis alles Weiteren zu machen. Mit anderen Worten, die Ideale des künstlerischen Idealismus sind sehr mannigfaltige gewesen.

Hier ist nun der Ort, von der Schönheit zu reden, einem der scheinbar einfachsten und doch in Wahrheit sicherlich räthselhaftesten, problematischsten Begriffe der Aesthetik. Denn Schönheit im Sinne der angewandten, der künstlerischen Aesthetik heißt nichts anderes als Ideal. Ideale aber schuf sich die Kunst vermuthlich aus einem gewissen Gefühl der Hilflosigkeit, ihren idealistischen, ihren formschaffenden, Neues suchenden Aufgaben gegenüber. Der Realismus hat den starken Mutterboden der Erde, der Wirklichkeit, zu dem er nur zurückzukehren braucht, um sich neue Kraft zu holen. Alle Phantasiekunst aber ist auf sich selbst angewiesen, sie hat kein solches Ideenreservoir, auf das sie ohne Weiteres zurückgreifen kann, und eben deswegen ist sie ihrem innersten Wesen nach geneigt, gewisse Formwahlen, gewisse Phantasiegebilde, die einmal von einem glücklichen Finder erdacht worden sind, zum Typus zu erheben, d. h. sich ein Ideal, eine Schönheit zu schaffen. Oder sie hält sich an unser naives instinktives Empfinden, das gewissen Linien- und Farbenfolgen in einem menschlichen Antlitz oder in der Landschaft besonders geneigt ist, d. h. sie für „schön" hält. Diese bevorzugt sie dann, wählt sie aus der Wirklichkeit immer wieder aus und erhebt sie dergestalt zum Kunstideal.

Beide Arten der Schönheit sind in gewissem Sinne untauglich, die eine als zu subjektiv, die andere als zu objektiv. Was große Künstler geformt haben, entsprach ihrem ästhetischen Temperament, ihrem künstlerischen Naturell, aber nicht dem Aller in ihrer Zeit, ihrem Volk, geschweige denn dem aller Zeiten, aller Völker. Und was Einzelne in der Natur für schön halten, kann nicht als Norm für Alle gelten. Und selbst wo in dieser Hinsicht eine communis opinio sich bildet, gilt sie für ein Volk, für eine Entwicklungsstufe, nicht für alle. Wir sind geneigt,

unsere Schönheitsbegriffe in Hinsicht auf den Körper oder auf die Landschaft für allgemeingültig zu halten und brauchen doch nur um uns zu blicken, um die markantesten nationalen Abweichungen, ja selbst schroffe Gegensätze zu finden. Das Schönheitsideal des Phidias und das seiner Zeitgenossen war gewiß anders, als das Dürers und das der Deutschen um 1500. Wie grundstürzend hat sich der Maßstab geändert, der an die Landschaft und ihre Schönheit gelegt worden ist. Er war ein anderer zu den Zeiten des römischen Kaiserreichs, ein anderer in der Epoche der Renaissance und ein anderer heute, d. h. seit etwa 1750. Es ist ungefähr ebenso naiv und thöricht von einer absoluten Schönheit zu reden, als von einer absoluten Tugend; es hieße alles Recht der Zeiten, der Völker, der Persönlichkeiten todtschlagen, wollte man die höchsten Ziele aller Kunst mit einer Schablone identifizieren.

Und selbst angenommen — was noch des Genaueren erwiesen werden müßte — es gäbe einen gewissen elementaren Kanon der Leibes- und Landschafts-Schönheit, so würde er erstlich, falls er ernsthafter Weise zu Stande käme und sich wirklich auf ganze Völkergruppen und weite Zeiträume erstreckte, sehr allgemein, sehr abstrakt ausfallen, so, daß man ihm die allerverschiedensten konkreten Ausführungen zur künstlerischen Konsequenz geben könnte. Er würde die Eigenschaften des Starken oder des Weichen, des Harmonischen, des Feinen und ähnliche ganz generelle und leere Aussagen in sich begreifen, die für die durchaus bestimmten, konkreten Aufgaben der Kunst so gut wie nichts besagen würden und in aller Kunstgeschichte auch nie etwas Faßbares besagt haben.

Doch weiter, selbst dann, wenn dieser Schönheitskanon auf einen engeren Bereich, auf ein Volk, auf ein Zeitalter beschränkt, wirklich voller, detaillierter, konkreter wird, wie es unendlich häufig geschehen ist, so bietet er sich wohl der Kunst zu leichterer Verwendung dar, aber sogleich drängt sich die Frage auf, ob es denn im wohlverstandenen Interesse des Künstlers liegt, ihm immerdar sich demüthig zu unter-

werfen? Schwerlich — denn er wird damit seinem persönlichen Gutdünken und Fürwahrhalten im Voraus Bande anlegen, die dem Schwachen wohl als Halt und Stütze willkommen sein, den Starken aber als unleidliche Fesseln beengen und bedrücken würden.

In Wahrheit haben jedoch solche Schönheitsvorschriften unendlich oft Macht gewonnen über Kunst und Künstler und fast immer auf Kosten der Eigenwüchsigkeit und Besonderheit des neuen Schaffens. Die Geschichte der idealistischen, der Formen- und Phantasiekunst weist — es ist schmerzlich es zu sagen — unendlich viel mehr Blätter leeren Epigonenthums auf, als die des Realismus. Jeder Realismus muß sich in ein immer neues Verhältniß zu seinem Vorbild, zur Wirklichkeit setzen, und ist er gedankenarm, so kopiert auch er, d. h. er schreibt die Natur möglichst buchstabengetreu nach; jeder Idealismus aber, der nicht Kraft genug hat Neues zu erdenken, greift zu viel bequemeren Vorbildern, nämlich zu den Werken alter, großer Meister, die schließlich in jammervoller Herabwürdigung zu „bewährten“, zu schablonenhaft benutzten Mustern werden. Und da zuletzt die Reihe der Phantasiegebilde der wirklich starken Künstler schneller durchkopiert ist, als die unermeßlich große Fülle der Natur, so ist nicht zu verwundern, daß es in allen Perioden der Kunstgeschichte viel mehr idealistisches als realistisches Epigonenthum gegeben hat. Unsere Träume sind zuletzt nicht reicher oder doch nicht mannigfaltiger als die Wirklichkeit. Wohl giebt es auch realistische Schulen und realistische Stile, aber sie gewinnen nie ein so entsetzlich ehrwürdiges Alter, wie die idealistischer Kunstübung. Das Grundprinzip aller Wirklichkeitskunst nöthigt dazu, immer von Neuem zur Realität, zur Natur zurückzukehren. Und da jede Generation doch mit neuen Augen sieht, so sind die Resultate auch andere, neue. Unvergleichlich viel, buchstäblich hundertfach älter aber werden idealistische, werden Formen- und Phantasiestile. Es ist doch bedauernswerth zu sehen, daß alle die Klassizismen, von denen die neuere Kunstgeschichte seit der Renaissance

erzählt, ihr Muster in einer zwei Jahrtausende alten Kunst sahen. Gewiß auch sie haben sich immer neu gebährdet, aber sie haben nur die Attribute der Nachahmung gewechselt, im Grunde blieben sie immer die ewig gestrigen.

Neben diesen lang anhaltenden Einwirkungen entstehen freilich immer neue oft nur kurz dauernde. Alle Stile, Richtungen und Schulen gehören dahin und es ist nicht zu sagen, wie mannigfaltige und wie verstarkte Formen solch' „ideal"-freudiges Epigonenthum annimmt. Zuweilen redet man auch von der Einfachheit und Ursprünglichkeit älterer Kunstweisen, zu der man wieder zurückkehren müsse, wenn anders nicht die Kunst den Zusammenhang mit dem Volke verlieren wolle. Und man kopiert dann Goethesche Lyrik oder alte Mythen in dem Wahn, natürlich zu sein, und vergißt ganz und gar, daß diese Kunst, die uns heute einfach scheint, weil sie uns seit Generationen in Fleisch und Blut übergegangen ist, zu ihrer Zeit, als sie entstand, nichts weniger als einfach, sondern so sehr Kunstprodukt wie nur eine war.

Kein Zweifel, eine Fülle technischer und auch rein künstlerischer Errungenschaften muß, damit überhaupt eine Kunst entstehe, als sicher anerkanntes Kulturgut von Geschlecht zu Geschlecht forterben. Nicht jeder Künstler kann das Werk der Kunst immer wieder von neuem beginnen. Es wird auch bis an das Ende der Tage das Vorrecht aller großen Schaffenden bilden, daß ein großes Gefolge geringerer Nachahmer ihnen das Geleit giebt, und die Königlichsten von ihnen mögen immerhin durch Jahrhunderte so treue Vasallen finden, die nicht auf eigene Gefahr, sondern unter ihrem Schutz und Schirm ausziehen; hier und da mag diesen wirklich beschieden sein, einen kleinen Erfolg davonzutragen, der ihrem Lehensherrn entgangen war. Aber daß durch diese Unterwürfigkeit noch viel mehr Schaden an gebrochener Eigenthümlichkeit angestiftet ward, als von solcher Nachlese Nutzen zu erwarten ist, muß ebenso unbefangen gesagt werden und die Scheidelinie zwischen nothwendigem Erben und

überflüssigen Anleihen wird sich immer sehr scharf ziehen lassen.

Noch eine andere Gefahr aber droht aller idealistisch frei schaltenden Kunst — und sie geht ganz ebenso von der „Schönheit" aus. Unterliegt alle Epigonenkunst, indem sie alte Kunst kopiert, einem festgefrorenen, aber doch von Künstlern geschaffenen Form-Ideal, so kann doch auch der von dem allgemeinen Geschmack her bezogene Schönheitskanon der Kunst die ärgste Knechtschaft bereiten. Denn eben die allgemeine Meinung über Schönheit, etwa des menschlichen Antlitzes, die sich in einer Zeit, in einem Volke bildet, und die in dieser ihrer nationalen und zeitlichen Begrenztheit auch sehr bestimmte Formen anzunehmen pflegt, kann dem Künstler mit vielen Wohlthaten auch unendlich viel Schädigung bringen. Eben weil es allgemeine, weil es Massenmeinungen sind, haben sie einen Zug zum Banalen, Seichten, Glatten, der sie zu einem der schlimmsten, der gefährlichsten Feinde aller Formen- und Phantasiekunst hat werden lassen.

Das Volk — es ist nicht gerade das in der Arbeitsmütze, sondern ebenso auch das im Seidenhut gemeint — als Gesammtheit hat der Regel nach die Bedürfnisse eines ganz alltäglichen Schönheitssinnes; es bekümmert sich in der Hauptsache in der Kunst zunächst um das Stoffliche und mehr noch um die unmittelbaren Gefühlswirkungen. Es will sich von einem Bilde, einem Gedichte am liebsten rühren, oder doch wenigstens religiös oder patriotisch begeistern lassen, oder wenn das nicht sein kann, so hält es sich an die von dem Maler oder Poeten dargebotene Realität. Es betrachtet die Scene, die ein Genrebild oder ein Lied schildert, als wirklich und kritisiert sie als solche. Trotzdem hat es auch einen gewissen, freilich noch wenig entwickelten Sinn für die Form: und der ist fast durchaus auf süße, seichte Glätte gerichtet.[1]) Und alles das, was man gemeinhin Schön-

[1]) Ich schreibe diese Zeilen mit einer gewissen Unsicherheit und möchte die Skrupel, die mich als Historiker hier plagen, nicht verborgen

heit nennt, hat einen fatalen Zug nach derselben Banalität. Es giebt doch thatsächlich einen Grad dieser „Schönheit", der jeden formendurstigen Blick schlimmer dünkt als die scheußlichste Häßlichkeit. Das ehrenwerthe Kunstgewerbe der Wachsfiguren-kabinette und der Familienjournale bedeutet die unterste Stufe, die in dieser Richtung erreicht worden ist, aber manche Kunst ist nicht viel höher gediehen: man denke an die schlechthin ent-setzliche Seichtigkeit der Heiligenbilder, die in katholischen Landen nicht nur das niedere Volk, sondern oft genug die Kirche selbst benutzt, vor allem aber an zahllose Künstler alter und neuer Zeit, die demselben Moloch der Alltags-schönheit verfallen sind.

Wer wollte so thöricht sein, den Begriff der Schönheit als solchen in Bann zu thun. Aber es ist ein anderes, ob man unter diesem hehren Namen an eine Göttin der Höhen denkt, oder an eine, die sich zur Dienerin Jedermanns erniedrigt, an eine Venus Urania oder Vulgivaga. Denn es muß gesagt sein, daß die Bedeutung, die der Formempfängliche ihm bei-legt, eine ganz andere ist, als die ihm gemeinhin zugemessene. Er versteht unter Schönheit auch Harmonie und Regel-mäßigkeit, aber nicht sie allein. Er wünscht sich von ihr auch einschmeichelnde Süßigkeit, aber nicht sie allein. Er denkt ebensowohl an Kraft und Stärke, an Energie und Sicherheit, ja selbst an zackige Schroffheit der Formen; er will zuweilen sanfte Eindrücke, aber sie sollen sich darstellen als der Kampfpreis eines harten Ringens mit aller spröden Wirklichkeit, nicht als ein mühelos vorweggenommener und eben deshalb leerer und unfruchtbarer Besitz. Er wünscht auch „schöne" Gesichter, „schöne" Landschaften, aber ihre Schönheit

---

sein lassen. Vielleicht trifft nämlich, was oben gesagt ist, nicht auf alle, sondern nur auf gewisse Zeiten zu. Seit der Renaissance aber ist dieses Charakteristikum der Volksästhetik nachzuweisen; wie es früher stand, möchte ich dahingestellt sein lassen. Ist doch von allen noch nicht an-gebauten Zweigen der Kulturgeschichte der der populären Auffassungen und Anschauungen vielleicht der am meisten vernachlässigte.

soll auf dem saftreichen Boden der Realität erwachsen sein, sie soll individuell, charakteristisch, in irgend einem Sinne bedeutend sein. Er fordert von der Schönheit, daß sie den besten Reiz aller irdischen Dinge, ihre Besonderheit, sei sie nun geistig oder physisch, nicht abstreife, sondern ihn zuerst und zuletzt wiederzugeben trachte.

Und wer wollte leugnen, daß jener andere leerere, glattere, „harmonischere" Schönheitstypus nicht auf die geistigen Niederungen der Völker beschränkt geblieben ist, daß er auch in der eigentlichen, in der hohen Kunst die furchtbarsten Verwüstungen angerichtet hat. Die Kunstgeschichte ganzer Jahrhunderte, die des unsrigen nicht zuletzt, legt leider sehr beredtes Zeugniß dafür ab; wie kläglich ist die italienische und mit ihr später alle europäische Kunst vom Ausgang ihrer großen Zeit, vom Ende des Quattrocento an durch diesen üblen Feind verwüstet worden. Wie oft hat man nicht alle Freude am Starken, Rauhen, Schroffen, Markigen, aber auch an aller Schönheit, die nicht ganz der Regel des jeweils geltenden Schönheitstypus entsprach, hintangesetzt, nur um dem vorgeschriebenen Oval, der vorgeschriebenen geraden Nase, dem vorgeschriebenen geschweiften Munde ungezählte Hekatomben von Kunstwerken zu opfern. Wie fest haben sich gewisse hergebrachte, leere Huldigungen an Liebe, Frühling, Mond und Tugend in die Poesie ganzer Zeitalter eingefressen. Wie hoch ist diese Fluth von Süßlichkeit nicht gestiegen, sie reicht bis zu Künstlern von sehr großem Namen, bis zu Rafael und Schiller heran. Und um sich ihrer zu erwehren, hat die Kunst zumeist des bitteren Krauts des radikalsten Realismus und Nationalismus bedurft; starke, wirklich schaffende Idealkunst konnte in der Regel eher von ihm, als von jenem Schein- und Afteridealismus plebejischer Schönheitsbegriffe ausgehen. Und das Unheil hat es oft genug gewollt, daß die beiden Trug- und Zerrbilder wahrhafter Formen- und Phantasiekunst ein Zeitalter vereint genarrt und geschädigt haben. Wie oft hat nicht der Maskenidealismus eines epi-

gonischen Klassizismus dem allzeit starken Drang nach süßlich-glatter Banalität die Hand gereicht, um die Kunst einer Epoche bis in Grund und Boden hinein zu verderben.

Doch auch damit ist die Zahl der Gefahren, die idealistischer Kunst drohen, noch bei Weitem nicht erschöpft. Bisher war allein von ihrer Form, mit der zu beginnen nur billig ist, die Rede und noch nicht von ihren Stoffen. Und doch ist nöthig auch von ihnen, als einem spezifischen Merkmal und einer Quelle neuer Uebel zu sprechen. Zunächst darf daran erinnert werden, daß man von dem angewandten ästhetischen Idealismus so wenig als von einer reinen Formkunst reden darf, wie vom Realismus als einer reinen Stoffkunst. Die formende Kunst, mag sie auch noch so sehr allen Nachdruck auf ihre bildende, wandelnde Thätigkeit legen, kann des Stoffes nicht entbehren, und auch die völlig losgebundene, über die Schranken der Wirklichkeit hinaus schweifende Phantasiekunst bedarf der Realität, um von ihr die Richtung, den Anstoß zu erhalten, der sie erst von der Erde fortbewegen kann, sie bedarf auch für die Geschöpfe ihrer souveränsten Willkür realer Muster, um ihnen den Grad von Wahrscheinlichkeit zu verleihen, ohne den keine ästhetische Wirkung zu erreichen ist.

Ja es findet sich sogar, daß alle Formen- und Phantasiekunst eine starke Neigung für besondere Stoffe hat; es giebt ganze Gruppen von Sujets, deren sich all' solche idealistische Kunstübung mit Vorliebe bemächtigt — und zwar, wie schließlich einer zu den Elementen der Kunst herabsteigenden Aesthetik selbstverständlich erscheint, aus rein formalen Gründen. Jeder Realismus braucht nur im Leben rings um sich zu greifen und die Stoffe drängen sich ihm von allen Seiten zu; und da er vornehmlich darauf bedacht ist, die Wirklichkeit in all' ihrer bunten, reichen Fülle wiederzuspiegeln, so pflegt er auch nicht allzu wählerisch zuzugreifen. Was er an Formenbedürfniß hat, dem kann er zumeist Genüge thun, indem er die Realität virtuos nachahmt, oder — mehr als das — indem er ihren innersten Kern wiedergiebt. Ganz anders

alle idealistische Kunstübung: sie ist von vornherein durch ihren, sei es instinktiven, sei es bewußten Drang, den Formentrieb und die Phantasiekraft der Kunst zu bewähren, auf bestimmte Stoffgebiete hingewiesen, die solchen Zwecken besonders leicht dienstbar gemacht werden können.

Zunächst ist offenbar, daß gewisse Theile und Ausschnitte der Realität für Phantasie- und Formenthätigkeit gleich sehr ungeeignet sind. Alle niedere, alltägliche Wirklichkeit kann zwar von großen Künstlern auch phantastisch ausgebaut oder mit allerlei freien Formen umgeben werden — man denke an die großen Künstler der Karrikatur, etwa an Gavarni und noch an Wilhelm Busch — aber sie lädt dazu gewiß nicht ein. Das thun dagegen offensichtlich alle die Stoffe, die schon ihrer Natur nach eine gewisse Distance zwischen die gröbste Realität und sich gelegt haben — die heiligen Geschichten aller Religionen und aller Mythologien und die Gestalten und Handlungen der Vorzeit, am liebsten weit entlegener Vergangenheiten. Einige von diesen Realitäten sind freilich an sich Phantasiegespinnste: die Mythen sind selbst Erzeugnisse der poetischen Kraft früherer Zeiten. Andere von diesen Sujets bieten den Künstlern mehr einen Rahmen dar, damit er ihn ausfülle: die Ueberlieferung von Jesus und seinem Erdenwandel ist so ganz und gar unkörperlich, daß die bildende Kunst, als sie sich dieser Szenen und der anderen biblischen und legendären Geschichten bemächtigte, nicht weniger als alle ihre Gestalten neu zu schaffen hatte. Trotzdem wird man diese beiden von aller idealistischen Kunst bei weitem am Meisten bevorzugten Gegenstandgruppen zu den wirklichen Stoffen rechnen dürfen, denn was hier die Realität nicht that, das hat die schaffende Phantasie der Völker und der Künstler selbst übernommen: sie hat im Laufe der Zeit all diesen unirdischen oder unbekannten Gestalten ein so festes Gepräge gegeben, daß sie sich allen späteren Künstlergenerationen wie ein gegebenes Objekt darstellten. Von Jesus' Zügen berichtet kein einziges Wort des Neuen Testaments und dennoch ist

schon Jahrhunderte lang ein ganz detailliert geformtes Bild seines Hauptes so allgemein als maßgebend respektiert, daß es nicht anders sein könnte, wenn irgend ein halb verwischtes Bildwerk überliefert wäre. Und fast ebenso sichere Umrisse haben auch die Gestalten und Szenen des griechischen Götterglaubens und ihrer mythischen Anhängsel gewonnen.

Aehnlicher Gunst von Seiten idealistischer Kunstübung aber haben sich weiter auch geschichtliche Personen und Handlungen zu erfreuen. Der Grund ist derselbe: es handelt sich hier, wie bei allen Gestalten des Glaubens und der Sage, erstlich um große, bedeutende Vorwürfe, und ferner um Gegenstände, von denen man nur halbe, nur unvollständige Kenntniß hat, die den Lebenden nicht so nahe vor Augen stehen, wie alle die Dinge, die sie rings umgeben. Gewiß, oft genug hat sich umgekehrt der Realismus historischer Gegenstände nicht nur mit Eifer bemächtigt, sondern aus ihnen geradezu Nahrung gezogen. Die Entstehungsgeschichte des modernen realistischen Romans ist voll von Belegen dafür, daß der Blick für die detaillierte Wirklichkeit an Zuständen und Schilderungen der Vergangenheit eher sich schärfen kann, als an der Gegenwart, gegen deren äußeres Bild er durch Gewohnheit abgestumpft ist. Aber wo es der Dichtung und Malerei nicht eigentlich darauf ankommt, irgend eine Vergangenheit um ihrer selbst willen zu schildern, wo sie ihr vielmehr nur den Stoff entleiht, sie mehr als Vorwand oder doch als Mittel, denn als Zweck ansieht, da erweisen sich ihr geschichtliche Gestalten ganz im Gegentheil besonders tauglich, um frei mit großen Dingen und großen Menschen schalten zu können. Kein Dichter noch Maler könnte nach Willkür Handlungen großen Maßstabes und Menschen großer Macht schildern, griffe er nicht in alte Zeiten zurück. Mit Historienmalerei oder Geschichtsdichtung haben diese Behandlungen historischer Stoffe freilich wenig zu thun: es wird sich Niemand beikommen lassen, die Werke der griechischen Tragiker oder der französischen Klassizisten oder die Schillers

als historische Dichtungen in diesem engeren Sinne anzusehen. Und noch weniger könnte man versucht sein, den bei Weitem größten Theil der biblischen Malerei der Italiener, etwa vom Quattrocento ab, als eigentlich religiös gemeint anzusehen.

Trotzdem lauert eben an diesem Punkte mehr als eine Gefahr, die die idealistische Kunstübung zu verderben droht. Kein Zweifel, es ist ein inneres Bedürfniß der Kunst, große Menschen, große Handlungen, große Szenen wiederzuspiegeln. Aber hier liegt der verhängnisvolle Irrthum nahe, daß die Größe des Gegenstandes über die Kleinheit der Kunst hinwegtäuschen könne. Und wie viele Geschlechter von Künstlern sind ihm erlegen!

Doch ehe man darüber urtheilen kann, ist nöthig, sich überhaupt Klarheit zu schaffen über das Verhältniß zwischen der künstlerischen Form und der geistigen Bedeutung des Inhalts eines Kunstwerks. Realistisch gesonnene Aesthetiker behaupten, daß es in der Kunst so ausschließlich auf die Form ankomme und so sehr wenig auf den Stoff, daß die gut gemalte Schilderung eines Dutzendmenschen ebenso viel werth sei, wie das Bild eines Gottes oder eines übergroßen Menschen. Man wird aber, dünkt mich, daran denken müssen, daß die Bewältigung eines großen Gegenstandes auch großen Formensinn erfordere, daß es um den im Sturm dahin fahrenden Gottvater auf die Decke der Sistina zu zeichnen, auch der gewaltigsten Linienkunst bedurfte. Man weicht dabei nicht um Haares Breite von dem ersten Prinzip alles Kunsturtheils ab, daß das bildende formende Können und nichts anderes über den Werth eines Künstlers oder eines Werkes entscheidet. Man erinnert sich dabei nur, daß je größer, je tiefer der Gegenstand ist, den die Kunst zu meistern versucht, desto stärkere Kraft auch von der formalen Behandlung erfordert wird. Einem Gesicht die Runen geistiger Größe oder gewaltiger Willenskraft aufzuprägen, dazu bedarf es doch nicht nur der allgemeinen und freilich verstandesmäßig zu erlangenden Erkenntniß solcher Größe, sondern — was ästhetisch und prak-

tisch sehr viel mehr besagen will — vor Allem des Vermögens, solche Züge mit dem Auge aufsuchen und mit der Hand wiedergeben zu können. Nicht als ob die Kunst, die diese Kraft besitzt, an sich höher zu stellen wäre, als die ganz anders geartete, die allein unseren Sinnen wohlthun will, die aus allem Kleinen Honig zu saugen weiß oder deren Phantasie an geringe Stoffe große Formen zu heften vermag, sondern es wird damit nur anerkannt, daß die Kunst, die überhaupt auf die Wiedergabe geistiger, psychischer oder verstandesmäßiger Inhalte ausgeht, dann werthvoller wird, wenn sie bedeutende Gegenstände reproduziert.

Nach solchen Vorbehalten aber darf mit um so stärkerem Nachdruck behauptet werden, daß idealistische Kunstübung dann übel berathen ist, wenn sie versucht, sich hinter einem bedeutenden Gegenstande zu verstecken. Der hohle Bombast aller gespreizten Geschichtsdramen und Historienbilder und die ganz verwandte leere Aeußerlichkeit so vieler religiöser Kunst gewährt dafür in nur allzu zahlreichen Zeitaltern der Geschichte hundertfache Belege. Der Realismus ist vor diesen Mißgriffen auch seinerseits durchaus nicht sicher — man denke an die leeren Fürstenportraits und Staatsaktionenbilder, durch die auch „treufleißige" Wirklichkeitskunst seit Jahrhunderten bis auf den heutigen Tag bei tausend Gelegenheiten ihre Unfähigkeit offenbart hat. Aber er wird ihnen seltener verfallen, da ihn die starke Hand der rauhen Wirklichkeit davor meist zu bewahren pflegt.

Eine ganz analoge Gefahr, die ebenfalls der spezifisch formalen Kunst vornehmlich droht, ist die Nachahmung altüberlieferten Kunstgutes. Von dem Epigonenthum der Form war schon die Rede, aber auch die Stoffe erben sich leider durch viele Jahrhunderte fort. Wie viele von den klassizistischen Maler- und Bildhauerschulen der neueren Jahrhunderte haben nicht immer wieder die antike Götterwelt in antikisierenden und doch wider Willen sehr unantiken Formen wiedergegeben. Und wer wollte zweifeln, daß dieses Kopieren

der altüberlieferten Sujets vielleicht nicht ebenso verderblich war, wie das der Formen, aber doch von ebensoviel Phantasiearmuth zeugte.

Und weiter, die allgemeinen und oft so gedankenschweren Stoffe, die aus dieser hohen Sphäre der Kunst zufließen, können ihr auch dann, wenn sie mit großem Sinne aufgefaßt werden, Gefahr bringen: eben dadurch, daß sie ihr zuviel Gedanken einflößen, daß sie sie allzu intellektuell, allzu unsinnlich machen. Thorheit wäre es, die Künstler, die, wie Cornelius, großen Ideen wahrhaft künstlerische Gestalt verliehen haben, darüber zu tadeln, daß sie mehr mit dem Kopf als mit dem Auge geschaffen haben. Aber charakteristisch bleibt, daß selbst die großen unter den Vertretern dieser Richtung, die eher Ideen-, als Idealkunst zu nennen wäre, starke Defekte an der sinnlich-formalen Seite ihrer künstlerischen Kraft aufzuweisen haben — man denke wiederum an Cornelius und seine bedauernswürdig mittelmäßige Koloristik. Klinger, dessen gedankenreiches Schaffen der heute lebenden Generation so große Freuden bereitet hat, mag auch als Theoretiker recht haben, wenn er diese Themata dem Zweige der Kunst überweisen will, der ihre konkret-sinnlichen Mittel von vornherein beschränkt, der Griffelkunst[1]), wie es übrigens alle großen Karikaturisten und Satiriker von Hogarth und Goya bis auf Wilhelm Busch, als die Vertreter einer freilich spezifisch verstandesmäßigen Kunstübung schon längst gethan haben. Aber auch starke Künstler sind, wenn sie diese weise Selbstbeschränkung fallen lassen und volle Kunstwerke schaffen wollen, in Gefahr, solchem Hyper-Intellektualismus zu verfallen und vor Allegorien und Symbolen, untergelegten Beziehungen und Hintergedanken nicht zu sinnlicher, frischer Konzeption zu gelangen. Im Grunde ist ein allegorisches Bild nur dann vollkommen, wenn es — wie etwa des großen Puvis de Chavannes Sorbonnewerk — auch ohne alle Deutung verständlich und wirksam ist.

---

[1]) Klinger, Malerei und Zeichnung ([2]1895) S. 33 ff.

Der Poesie aber ist dieser Feind zwar nicht ganz so bedrohlich, weil sie ihm von jeher ihrer innersten Natur nach mehr Zugeständnisse machen durfte, aber auch ihr kann er übles Leid zufügen. Alle philosophierende Dichtung ist schließlich stets in ähnlicher Gefahr wie philosophische Malerei, ihre sinnliche Kraft zu verlieren, sich mehr an den Verstand als an unser Formempfinden zu wenden; alle Lehrgedichte sind deß Zeuge. Sie sind zumeist nur künstlerisch verkleidete, sprachlich und stilistisch gehobene Wissenschaft, ohne doch wieder diesen ihren eigentlichen, ihren Forscherzwecken recht nachgehen zu können. Gewaltige, schöne Werke können so entstehen, man erinnere sich des großen Gedanken-Poems von Friedrich Nietzsche. Aber sie gehören zuletzt doch mehr der Wissenschaft als der Kunst an und viele unglückliche Zwitterwesen dieser Gattung dienen im Grunde weder der einen noch der anderen. Und auch hier wird der Ausweg sich am besten bewähren, den sich die Kunst selbst geschaffen hat, indem sie spezifisch verstandesmäßige Gattungen des Gedichtes schuf: das Lustspiel, das Epigramm, die Satire.

Gröberer Art ist endlich ein letzter Fallstrick, dem idealistische Kunstübung besonders leicht zum Opfer fallen kann: es ist die Abhängigkeit von irgend einer sachlichen, stofflichen Tendenz, der sie sich durch solche ideellen Stoffe zur Magd verschreiben kann. Historische und religiöse Vorwürfe haben gleich sehr die Neigung, die Kunst in solche Knechtschaft zu zwingen. Staat und Kirche sind im äußeren Leben, von dessen Banden auch der Künstler sich niemals ganz befreien kann, viel zu mächtig und es ist ihnen an geistiger — sei es künstlerischer, sei es wissenschaftlicher — Vertretung ihrer praktischen Zwecke viel zu viel gelegen, als daß sie nicht von ihrer Macht Gebrauch machen sollten. Ja die Kunst ist auf sie zumeist hingewiesen: Priester und Könige sind viele Jahrhunderte lang ihre einzigen Beschützer gewesen und stellen ihr noch heute bei Weitem die meisten Aufgaben.

Doch es muß gesagt sein, dies Joch ist auf langgedehnten

Strecken des Weges der Kunstentwicklung leicht zu tragen gewesen: denn wer Gestalten des Glaubens und der Geschichte künstlerisch wiedergeben will, wird sie in den meisten Fällen aus freiem Willen und ganz ohne Noth verherrlichen und verklären, nur aus dem rein-ästhetischen Bedürfniß der Neigung heraus. Und selbst dann, wenn Künstler wider ihre Ueberzeugung sich vor übermächtigen Staats- oder Kirchengewalten beugen und sich zu künstlerischer Vertretung von Idealen erniedrigen, von denen ihr Herz nichts weiß, mag der Schaden, den solche Heuchelei anrichtet, ein ethischer — für ihre Person — oder ein religiöser, ein politischer sein — für das Volk nämlich, das sie zu Unrecht für eine Sache zu gewinnen trachten, die nicht die ihre ist — aber er braucht noch an sich kein ästhetischer zu sein: auch solche Werke können groß und stark werden, so traurig das an sich zu sagen ist.

Sehr üble Wirkungen für die Kunst aber können sich ergeben, wenn auch in dieser Richtung der Stoff über das Kunstwerk Herr wird, wenn nicht mehr sein ästhetischer Werth, sondern seine Tendenz die eigentliche Absicht des Künstlers und der Maßstab für das Urtheil der Genießenden wird. Ganz selbstverständlich mag auf den ersten, noch naiven Stufen des Kunstempfindens gerade in diesem Punkte ästhetisches und Stoffbehagen untrennbar ineinander geflossen sein. Sobald man aber bewußt Kunstgenuß und stoffliche Anregung und Begeisterung zu trennen vermag, kann ein Höherstellen der Tendenz den Künstler auf das tiefste und nicht eben nur sittlich, sondern auch in seinem Werke schädigen. Die üblen Früchte, die aus dieser Gesinnung erwachsen, die zwei Herren dienen will, sind jene hunderte von Tendenzdichtungen und Tendenzbildern, die irgend einer politischen, sozialen oder religiösen Anschauung dienen wollen, ohne daß doch ihre Urheber über die künstlerischen Mittel verfügen, die sie auch nur ihren nächsten Zweck recht erreichen lassen könnten. Und auch von diesem Fall des Verderbs echt künstlerischen Strebens ist zu sagen, daß zwar auch der Realismus von ihm nicht aus-

genommen ist — man erinnere sich aus unsern Tagen nur aller sozialen Romane und aller Armeleutmalerei — daß er dieser Gefahr aber weit seltener unterliegen wird, weil auch für solche Nebenzwecke alle jene ideelle Stoffe ein viel bildsameres Material darbieten, als die harte, spröde Wirklichkeit. Zu allem Glück aber steht dieser schlechten und unechten eine edle und reine Tendenzkunst gegenüber, die zu allen Zeiten tiefe ästhetische Wirkung mit einer tiefen sachlichen Wirkung zu vereinigen gewußt hat. Die Maler des Trecento, wie inbrünstig haben sie an die heilige Geschichte geglaubt, die sie so herrlich malten, und Dante, Milton, Klopstock, von so verschiedenem Werthe sie auch als Künstler sein mögen, das Eine ist ihnen allen gemeinsam, daß sie dem Gott, den sie verherrlichten, in Wahrheit anhingen.

Doch idealistische Kunst — und damit kehrt diese Untersuchung ihres Wesens wieder zu ihrem Ausgangspunkt zurück — ist nicht gebannt an diese beiden Stoffkreise: ein weites Feld noch öffnet sich ihr, das im Grunde ebenso wohl alles Irdische, alles Menschliche umfaßt, wie es die unübersehbar wirre Stoffmenge thut, die aller radikale, aller naturalistische Realismus sich einzuverleiben trachtet. Es ist alles schlicht Menschliche im Menschenleben und alles Einfache in der Natur. Gewiß alle solche Stoffe, die das Gepräge einer Zeit und ihrer Besonderheit an sich tragen, pflegt reine Formen- und Phantasiekunst zu meiden; alle die unsäglich zahlreichen Photographien nach dem Leben und nach der Natur etwa, an denen sich der moderne Realismus nicht ersättigen konnte, müssen ihr an sich unbegreifbar und unwillkommen erscheinen. Aber alles rein Menschliche des Lebens, alles Allgemeingültige in der Natur muß ihr taugen und schenkt ihr einen Stoffreichthum, der sich zwar gewiß nicht an äußerer Menge, wohl aber an innerer Mannigfaltigkeit und Bedeutung mit jenem unübersehbaren Wirrsal messen kann. Und es mag kein Zufall sein, daß idealistische Kunstübung hier ihre größten und reichsten Triumphe feiert: das stille, leise Glück tanzender

Mädchen auf dem Felde, die Freuden einsamer Liebespaare, die Wehmuth jedes Abschieds, die frohe Hoffnung jeder beginnenden Meerfahrt, die Kühnheit jedes Kampfes, die Herbheit jedes Schmerzes — dies alles und tausend andere Dinge kann der rechte Künstler zu großer Wirkung gestalten, auch wenn er die Besonderheiten von Zeit und Ort kaum andeutet, wenn er alles „Milieu" bei Seite läßt, d. h. wenn er dem Götzen alles Naturalismus seinen Tribut versagt. Und zuletzt sind auch die Stoffe der religiösen und profanen Geschichte von aller großen Idealkunst im Grunde immer in diesem Sinne behandelt worden. Die großen griechischen Poeten und Künstler sind nicht müde geworden, ihre Stoffe dem Glauben und dem Mythos ihres Volkes zu entlehnen, aber es geschah am letzten Ende doch mehr in der Idee, damit — nur in einem gegebenen Rahmen — das Reinmenschliche immer von Neuem zu schildern. Und in ganz ähnlicher Absicht sind die Scenen und Schauplätze der heiligen Bücher und der Legenden des Christenthums von aller Kunst der neuen Zeiten immer wieder aufgesucht worden. Wie unsäglich rührend ist doch, daß die ersten schüchtern sich regenden Versuche der niederländischen Landschaftsmalerei, also eines Kunstzweiges, der an sich mit religiösen Absichten nichts zu schaffen hat, auch an das Neue Testament anknüpften und etwa eine Ruhe auf der Flucht allmählich so umgestalteten, daß die heiligen Gestalten zuletzt nur noch die Staffage des Bildes wurden. Gewiß auch wirklich religiöse oder tendenziös-kirchliche Kunst ist dazwischen immer wieder aufgetaucht und hat dieselben Stoffe in ganz anderem Geiste aufgesucht, aber überwogen hat auch hier wie in zahllosen angeblich historischen Darstellungen der Drang zum Schlicht-Menschlichen, zum Einfach-Natürlichen. Man führte es auf diesem Wege nur in die Kirchen und Paläste ein, die sich ihnen vielleicht ohne den geistlichen oder staatlichen Nebenzweck noch auf lange verschlossen hätten.

Schluß. Die beiden Grundströmungen und ihr Verhältniß zu einander.

Selbst ein ganz summarisch verfahrender Ueberblick über die möglichen Formen realistischer und idealistischer Kunstübung weist eine lange und stufenreiche Skala auf. Daß ihre äußersten Ausläufer an beiden Endpunkten, daß der radikalste, naturalistischste Realismus ganz ebenso wie ein in epigonenhafter Nachahmung oder in tendenziösem Uebereifer unproduktiver Idealismus im Grunde dem eigentlichen Zweck der Kunst untreu werden, darf auch eine zurückhaltende und ruhig urtheilende Aesthetik nicht verschweigen. Denn wenn wir vom Künstler erwarten, daß er aus eigener Kraft uns Herz und Sinne erfreue, so darf er sich nicht an Fremdes allzu abhängig anlehnen: er soll weder alte Kunst, noch die Natur knechtisch nachahmen, und er wird vollends seinem Berufe untreu, wenn er irgend einem praktischen Zwecke mehr dient als der Kunst. Vorstellungs- und Erfindungsarmuth ist in allen Fällen die Ursache dieser Bemühungen, aus künstlerischer Noth irgend eine ethische Tugend zu machen. Und es ist vor Allem nothwendig, nachdrücklich darauf hinzuweisen, daß die scheinbar größten Gegensätze, der blasseste, klassizistischste Idealismus und der gröbste Naturalismus im Grunde an demselben Uebel kranken, nämlich an der eigenen Unfruchtbarkeit, nur daß der eine diese Blöße durch Anleihen bei früherer Kunstübung, der andere durch Anleihen bei der Wirklichkeit zu decken trachtet.

Und weiter wird man bei aller Unparteilichkeit auch sagen dürfen, daß die köstlichsten Erzeugnisse des Realismus auf den Stufen zu suchen sind, die der Mitte am nächsten, die dem Idealismus benachbart sind, und daß idealistische Kunst dann die höchsten Triumphe feiert, wenn sie bei einem harten, zielsichern Realismus in die Schule gegangen ist. Denn die Stoffkunst, die nicht die Oberfläche, die Schale, sondern den Kern der Realität wiedergeben will, muß sich am ehesten

der Mittel der Formen- und Phantasiekunst bedienen; sie muß wie diese wählen und vereinfachen und nur mehr als diese nachahmen, man denke — damit hier langer theoretischer Beschreibung auch eine kurze Erinnerung an lebendige und konkrete Kunstpraxis zu Hilfe komme — an den hohen Namen Donatellos. Und wieder wird alle Idealkunst, auch die von allem Epigonenthum und Klassizismus freie, dann sich in blasse Schemen verlieren, wenn sie nicht eben jenes Kerns der Wirklichkeit eingedenk bleibt; wie unsägliche Süßigkeit bereitet uns Dante da, wo er in seiner Vita nuova von der rührend tiefen Liebe seiner jungen Jahre erzählt!

Aber das sei ferne, daß nun ein ästhetisches Dogma verkündet werden sollte. Man wird behaupten dürfen, daß die Idealkunst an sich dem eigentlichen Zweck der Kunst näher kommt als jeder Realismus, weil sie durch Form und Phantasie, d. h. eben die natürlichen Mittel aller Kunst vornehmlich zu wirken trachtet. Aber es hieße Lästerung und Thorheit aussprechen, wollte man deshalb alle Stoffkunst unkünstlerisch schelten. Erst in dem Reichthum und der bunten Mannigfaltigkeit aller ihrer Kunstformen kann sich die ganze Fülle der Kunstgeschichte ausleben, und wer will sagen, daß die bisherige Entwicklung, so weit gedehnt und so reich an neuen Formen sie auch sein mag, schon alle Möglichkeiten der Kunstübung erschöpft hätte. Im Gegentheil, unsere frohe Hoffnung muß sein, daß einst noch ganz neue, noch ganz unerhörte Kunstgattungen geschaffen werden.

Dazu kommt ferner, daß alle jene einzelnen — in diesem theoretischen Ueberblick möglichst scharf abgegrenzten — Arten und Richtungen der Kunstübung in ihrer konkreten Erscheinung in außerordentlich vielen Fällen sich mit einander mischen und kombinieren. Der radikalste Naturalismus weist zuweilen ganz phantastische Elemente auf — man denke an Zolas Personifikationen ganz unlebendiger Dinge, wie etwa der Lokomotive der Bête humaine; der Realismus trennt sich oft nur schwer von rein idealistischen und klassizistischen Ueber-

lieferungen — wie in der Malerei der dreißiger und vierziger Jahre des neunzehnten Jahrhunderts. Die Karikatur, ihrer ganzen Art nach Idealkunst, d. h. souverän über die Form verfügend, begiebt sich gern in sehr alltägliche Dinge, um sie zu verspotten, und die religiöse Kunst mancher Zeitalter hat ganz idealistische Grundzüge mit oft grob-sinnlichen oder andren realistischen Bestandtheilen verbunden: man erinnere sich der naturalistischen Malerei der Italiener des siebzehnten Jahrhunderts. Und diese kärglichen Beispiele geben ja nur den oberflächlichsten Begriff von der fast unabsehbaren Fülle der Variationsmöglichkeiten, von deren Verwirklichung uns die Kunstgeschichte auf jedem ihrer Blätter zu erzählen weiß.

Ein großer Theil von ihnen dankt seine Entstehung der historischen Aufeinanderfolge der verschiedenen Grundströmungen. Für sie Regeln oder gar Gesetze aufzustellen, würde noch gewagter sein, als für das soziale Leben ähnliches zu versuchen. Zuweilen läßt sich zwar auch hier die so mechanisch scheinende Folge von Stoß und Gegenstoß beobachten: der blasseste Idealismus schlägt nicht selten in den stoffgierigsten Realismus um. Aber von regulärem Verhalten zu reden, wäre frevelhafter Leichtsinn; dazu ist die Fülle der Möglichkeiten und der Kombinationen zu groß.

Aus den Strudeln, den Gegen- und Nebenströmungen, die das ewige Fließen hervorbringt, entstehen viele von den oft ganz unklar gemischten und unentschiedenen Zwischengattungen des Realismus und Idealismus und ihrer großen Unterarten. Denn ein großer Theil der Künstler pflegt den führenden Geistern seines Zeitalters durchaus nicht nachzufolgen; im Gegentheil, die Aelteren und etwa der äußeren Stellung nach Mächtigeren widersetzen sich zumeist der Neuerung aufs Entschiedenste. Und noch konservativer als die konservativsten Anhänger des Alten pflegt die Menge der Genießenden, die öffentliche Meinung zu sein. Sie hat gewöhnlich — man denke an die Praxis der heutigen Familien-Zeitschriften und die Theorie mancher Kritiker und Kunsthistoriker — die Kunst-

anschauungen, die vor dreißig, fünfzig Jahren zur Herrschaft gelangten. Aber auch innerhalb der Künstlerschaften entstehen Schul- und Stilkämpfe. Es werden Zugeständnisse gemacht, Kompromisse geschlossen, und während zuletzt das Neue siegt, beginnt schon ein Neueres nachzudrängen, ein Neuestes sich leise zu regen. Es giebt des Kampfes kein Ende, aber dieser Kampf bedeutet Bewegung, bedeutet Leben. [1])

---

[1]) Dieser allzu kurze Beitrag zu einer elementaren Aesthetik hat sich — abgesehen von den Schriften der an einigen Stellen zu Rathe gezogenen und dort zitierten Autoren — an keine früheren Behandlungen dieses Stoffes angelehnt, weder an alte Arbeiten der Theoretiker, wie etwa das System Vischers, noch an neue Aeußerungen von Praktikern, wie die Abhandlung Hildebrands. Es kam vielmehr hier, wie in dem nun folgenden Umriß einer Wissenschaftslehre, von dem das Gleiche zu sagen ist, nur darauf an, für die sehr bestimmten Zwecke der späteren geschichtlichen Darstellung die allgemeinsten Grundbegriffe festzulegen. Hierbei aber schien es gerathener — und welche abstrahierende Argumentation könnte schließlich anders verfahren — die Erfahrungen dieser empirischen Forschungen vorweg zu nehmen, als fremde Vorlagen zu benutzen. Diese hätten überdies die Verwirklichung der besonderen Absicht, die diesem Kapitel zu Grunde liegt, künstlerisches und wissenschaftliches Schaffen von einem einheitlichen Gesichtspunkt aus zusammen zu überschauen, schwerlich ermöglichen können.

Zweiter Abschnitt.

Wissenschaft.

1. Zwecke und Zweige der Forschung.

Was von der Kunst nur im beschränkten Sinne auszusagen ist, nämlich daß sie unternehme ein Bild der Welt zu geben, das gilt von der Wissenschaft in vollem Maße. Denn ihren reproduzierenden Absichten ist nicht die Grenze gezogen, die den Künstler einengt; sie hat nicht Bedacht zu nehmen auf die Vorschrift, mit ihren Gebilden den, an den sie sich wendet, ästhetisch zu erfreuen. Wie oft auch der Forscher in seinem eigenen Interesse eine erfreuliche Form anstreben mag, sie kann doch niemals sein oberster Zweck, sein letztes Ziel sein. Im Gegentheil, sie darf ihm nur Mittel sein, ein Mittel die Weiterverbreitung seines Gewinnes zu erleichtern, nicht mehr. Wo sie über seine eigentliche Aufgabe Macht gewinnt, da entsteht dieser sofort eine ernste Gefahr. Wer immer auch den Gelehrten — und es geschieht so häufig — ermahnt, er möge seine Gedanken in glänzende Gewänder kleiden, sollte sich doch vergegenwärtigen, daß er ihn durch solche Mahnung seinem eigentlichen Berufe abwendig macht.

Denn im Grunde ist schon die elementarste Form, die ein Forscher dem Ergebnisse seiner Arbeit giebt, nur das Umgießen seiner Erkenntniß in glatte oder doch verständliche Worte, etwas seiner ursprünglichen Aufgabe fremdes. Und in der Forderung, er solle in dieser Form mit dem Künstler

rivalisieren, liegt ein gewisser Hochmuth künstlerischer Auffassung, der mit allem Ernst in seine Schranken zurückgewiesen werden muß. Indem man den Forscher hierzu nöthigt, lockt man ihn auf ein Feld, das seiner eigentlichen Thätigkeit fern liegt und dessen Bearbeitung ihm eine Mühe macht, die ihm oft zum Nutzen seiner wirklichen Arbeit besser erspart bliebe. Die Reibung mit dem Stoff, die ihm so zugemuthet wird, nimmt ihm nicht nur Kraft und Zeit, sondern oft genug auch die Lust an dem, was wirklich seines Amtes ist.

Und es ist heute ein unzweifelhafter Vorzug, den die Naturforscher vor vielen anderen Gelehrten haben, daß sie ihre Arbeit nicht, wie diese zumeist, vor Hans Jedermanns Augen zu verrichten brauchen, um fort und fort von oft sehr mittelmäßigen Litteraten den Vorwurf zu hören, sie schrieben nicht gemeinverständlich genug. Es ist sogar mehr als einem Zweige der Wissenschaft zu wünschen, daß er sich noch solcher Zeichen und Ausdrucksmittel bedienen lerne, die der großen Menge der Leser noch weit unverständlicher und vermuthlich auch unwillkommener sein werden, als selbst die Hieroglyphen heutiger Fachausdrücke. Denn es ist nicht abzusehen, warum nicht auch die eine oder andere von den systematischen Geisteswissenschaften die Form mathematischen Beweisganges, die Spinoza mit so großem Glück für die Ethik angewandt hat, adoptieren sollte. Unzählig viele deduzierende Untersuchungen und selbst viele beschreibende Abhandlungen wären sehr viel leichter zu übersehen, wenn sie in einzelne Thesen mit kurzen Beweisen und Belegen aufgelöst würden. Ich vermuthe, daß die Geschichtsschreibung in absehbarer Zeit noch einmal zu den Mitteln tabellarisch-zahlenmäßiger, ja selbst graphischer Darstellung greifen wird, und es ist nicht unmöglich, daß ihre Ergebnisse in ferner Zukunft in die Form zu gießen sind, die heute die Chemie für ihre Analysen braucht. Die Voraussetzung wäre nur, daß die psychologischen Begriffe noch unvergleichlich viel schärfer, bestimmter und abgrenzbarer würden als sie es heute sind.

Gewiß auch Wissenschaft will, wie zuletzt alles menschliche Dichten und Trachten, Freude bereiten, aber es ist die Freude des Spürens und Sinnens, der Genuß des Erklärens und Entdeckens, des Ueberwindens der Schwierigkeiten, die die Räthsel des Daseins überall unserem grübelnden Verstande bereiten. Die Aufgabe des Gelehrten ist eigentlich erfüllt, wenn er eine Wirklichkeit für sich erkannt, ein Problem für sich gelöst hat: es sind nicht die schlechtesten Forscher, die, was sie sich erarbeitet, für sich behalten. Auch der Künstler kann so denken und kann, was er formt, für sich bewahren und nur seine Klause damit schmücken wollen. Und doch ist das Verhältniß ein anderes: ein Kunstwerk ist erst dann vollendet, wenn es auf Andere wirken könnte, eine wissenschaftliche Untersuchung aber kann abgeschlossen sein, auch wenn von ihr noch kein Wort niedergeschrieben ist. Ein gedachtes Gemälde oder ein empfundenes und halbklar entworfenes Gedicht ist ein Nichts, ein gelehrter Beweis aber ist fertig, auch wenn er nur im Kopf des Forschers geführt ist. Der Gelehrte kann seine Arbeit an dem Punkt abbrechen, wo das Schaffen des Künstlers noch erst die wichtigere Hälfte des Weges vor sich hat.

Wo aber solches Suchen und Finden sich anderen mittheilen will, da wünscht es ihnen dieselben Anstrengungen und Belohnungen des Denkens zu erwecken, da sollen die Probleme der Realität reproduziert werden, nur befreit von unnützen Schlacken und nebensächlichem Zubehör. Es giebt eine Aesthetik der wissenschaftlichen Darstellung, aber sie folgt ganz anderen Gesetzen, als die der Kunst. Der Stoff, der dem Künstler nur dazu dient, daß er ihn durch die Form meistere, muß dem Gelehrten vor allem heilig sein. Denn was er erstrebt, ist die Kenntniß des Stoffes selbst, was er sich ersehnt, ist nur Wiedergabe, nicht Wandlung der Wirklichkeit. Die Mission seiner formalen Thätigkeit ist also erfüllt, wenn sie die materiellen Errungenschaften seines Forschens und die Gedankengänge seiner Beweisführung in möglichster Klarheit

und Reinheit hervortreten läßt. Man mag sie vergleichen mit dem Bestreben eines Maschinenbauers, der die wirkenden Theile eines komplizierten Mechanismus so kurz und einfach und auch so übersichtlich wie möglich herstellt. Aller Schmuck, alles Aufhöhen, alles Steigern, alles Fortlassen aber, das abweicht von der erkannten Wirklichkeit, ist der Reproduktion gelehrter Arbeit nicht nur nicht von Nöthen, sondern schlechthin versagt. Wohl hat sie auch alle diese Thätigkeiten zu verrichten, aber nur da, wo sie dadurch die Wirklichkeit oder ihren tieferen Sinn besser wiederzugeben vermeint, niemals aber aus eigener Willkür und um der stärkeren Wirkung willen.

Ganz anders wird die Sachlage, sobald die Wissenschaft nicht nur mehr forschen, erkennen und unterrichten will, sondern sobald sie litterarischen Ehrgeiz nährt. Dann wird sie sich der ehrenvollen Pflicht nicht entziehen dürfen, nicht nur möglichst klar und möglichst leicht verständlich, sondern auch möglichst eindringlich zu sprechen. Ja sie wird mit den Poeten rivalisierend ihre Rede in das köstliche Gewand kleiden und ihr, sei es glänzend farbige, sei es edel gewählte, oder gar wundersam neue Formen des Wortes und des Stiles geben wollen. Aber dieses Zwittergeschöpf, halb Kunst, halb Wissenschaft, wird doch nicht nur den Segen, sondern auch die Last seiner Doppelnatur tragen müssen. Es wird einige Freiheit der Kunst, aber nicht alle sich zu eigen machen dürfen. Denn wehe der wissenschaftlichen Darstellung, die um der neuen Aufgabe die ältere, höhere vernachlässigt: was der Geschichtsschreibung durch diesen Fehler früher für Schäden zugefügt worden sind, ist gar nicht zu ermessen. Man kann nur sehr selten unterhalten und forschen zugleich und wie viel Geschichte ist nicht mehr um der Unterhaltung, als der Forschung willen geschrieben worden!

Doch solche Gefahren sind in der Regel erst die Folge- und Begleiterscheinung späterer Stadien der Wissenschafts-Entwicklung; will man das Wesen des Wissens erkennen, muß

man vielmehr zu den ersten, den frühesten zurückgreifen. Im Grunde scheint es fast, als sei die Wissenschaft vornehmeren Ursprungs als die Kunst. Denn wenigstens die Urgeschichte der Forschung der Griechen, d. h. des einzigen Volkes, dessen geistige Entwicklung einigermaßen weit rückwärts zu verfolgen ist, zeigt schon das Aufblühen der Wissenschaft als einer freien nur der Wißbegierde, nicht irgend einem praktischen Zwecke dienenden Thätigkeit. Und vielleicht mag auch im Orient, in Aegypten und Babylonien der reine Wissenstrieb noch eher erwacht sein als die hier besonders früh ausgebildeten angewandten Wissenschaften der Mathematik und Astronomie, die man in den Dienst der Landmessung, der Baukunst und der Zeitberechnung stellte.

Doch wie immer es damit beschaffen sein mag, sobald die Wissenschaft sich auf sich selbst besonnen hat, will sie zuerst schauen, zuerst erkennen, nicht aber oder doch nur nebenher dem handelnden Leben dienen. Sie ist das Erzeugniß der Neugierde des erwachenden Verstandes, sie entsteht, wenn das Menschengeschlecht der ringsum lauernden Räthsel des Seins sich bewußt wird und danach trachtet, ihnen nachzuspüren. Solches Sinnen aber hat an sich wenig zu schaffen mit den Zwecken des realen Wirkens der Menschen: freie Wissenschaft wird immer wenig nach dem praktischen Bedürfniß fragen, wird immer einigermaßen weltfremd sein; denn im Wissenstrieb verliert sich der Mensch ein wenig selbst, er reißt sich von dem Drang des Alltags los, nur um zu beobachten, zu erkennen und nachzudenken. Erst ein gewisses Umbiegen von dieser Bahn, die den Zielen uninteressierten Forschens zuläuft, führt ihn dazu, zum Leben zurückzukehren und ihm die Ergebnisse seines Suchens dienstbar zu machen.

Jener Weg braucht nicht sogleich in die blaue, nebelhafte Ferne überweltlicher Spekulation zu führen und es bleibt charakteristisch, daß die griechische Wissenschaft, auf deren Entstehungsgeschichte, als die einzige halbwegs historisch beleuchtete und als die einzige halbwegs originale, die Blicke sich immer

wieder zurückwenden, in ihren Anfängen zwar durchaus nicht der Praxis zu dienen trachtete, daß sie sich aber auch nicht auf irgend welche metaphysische Probleme richtete, sondern daß sie die dringendsten Fragen des moralischen Verhaltens, der Erdkunde und einer ganz elementaren Chemie, Physik und Geologie zu beantworten suchte. Ja noch mehr, das erste Erwachen der griechischen Wissenschaft nimmt sich aus wie ein sehr ernsthafter Protest gegen die schon längst vorhandene Metaphysik, die der Religion. Und erst nach mehreren mittleren Stadien physisch-mathematischer Beobachtungsweise ist man zu wirklicher Metaphysik, d. h. zu phantasiemäßiger Ausgestaltung des Weltbildes geschritten.

Nebenher haben sich dann in langsamer Folge die eigentlichen Einzelwissenschaften entwickelt. Doch hier soll kein historischer, sondern nur ein theoretischer Stammbaum der Wissenschaften aufgestellt werden. Das System aller Weltbeschauung und Weltbetrachtung, das seinen jetzigen Umfang erst im Laufe einer mehrtausendjährigen Entwicklung erreicht hat, und das vielleicht in Zukunft noch viel weiterer Ausdehnung fähig ist, ist heute ein kaum übersehbarer, vielfach gegliederter Mechanismus geworden. Ihn in seiner Totalität zu umfassen, trachtet trotzdem noch immer eine von den Wissenschaften, ihre Königin, die Philosophie. Daß sie besteht, ist eine Nothwendigkeit, ein innerstes Bedürfniß der Einzeldisziplinen und aller Wissenschaften selbst. Wohl heißt es, die Philosophie werde dann, wenn die Tochterwissenschaften zu ihren Jahren gekommen seien, ganz überflüssig, und wolle sie ihr Dasein fristen, so sinke sie zur Magd herab, die doch einst Herrin gewesen sei. Sie sammle dann nur, was die anderen ihr von ihren Ergebnissen zuzuwerfen für nöthig hielten.

Die Philosophie hat selbst zwar nicht diese, wohl aber andere Angriffe auf ihr Daseinsrecht bestätigt: immer dann, wenn sie zu einer historischen Disziplin herabsank, wenn sie von ihrer eigenen Vergangenheit sich zu nähren schien, hat sie solche Zweifel selbst geweckt. Philosophie und Philo-

sophiegeschichte kann nimmermehr eines sein: wenn die Philosophie danach trachtet, das reiche Ideenarsenal, das längst vergangene Denkergeschlechter ihr hinterlassen, immer von Neuem für sich nutzbar zu machen, so wird sie Niemand darüber schelten dürfen. Aber wo sie ganz und gar zur historischen Betrachtung dessen, was einst gedacht worden ist, übergeht, da hört sie sicherlich auf Philosophie zu sein und wird beschreibende Wissenschaft. Niemand wird so thöricht sein, die große und gute Arbeit zu verkennen, die durch solche Erhaltung und Sichtung überlieferter Ideen und Systeme geleistet wird und namentlich dem Kulturhistoriker würde übel anstehen, nicht dankbar anzuerkennen, daß hier eine der schwierigsten Aufgaben, einer der sprödesten Stoffe seines Gebietes oft mit bewunderungswürdiger Methode bewältigt worden ist. Aber das Urtheil muß sich ändern, wenn an diese Forschung der falsche, von den besten Philosophiehistorikern überdies mit Entschiedenheit abgewiesene Maßstab eigentlich philosophischer Leistung angelegt wird. Denn wenn ihr die Vertreter deskriptiver und insbesondere historischer Forschung einzureden suchen, solche geschichtliche Selbstbesinnung sei ein Zeichen eigener Stärke, so versichern sie damit ungefähr das Gegentheil dessen, was wirklich ist, denn in Wahrheit ist es nichts anderes als ein stummes, aber sehr deutliches Zeugniß uneingestandener Unfruchtbarkeit.

Nur die Philosophie, die selbst nicht mehr eigene, kühne Gedankengänge wagt, macht sich zur Protokollführerin früherer Denker. Die Jahrzehnte, die in der Geschichte deutschen Philosophierens auf die Produktion der letzten großen Vertreter spekulativ-phantastischer Systemgespinnste und auf das gleichzeitige Hervortreten des Realisten Schopenhauer gefolgt sind, bieten dafür einen schlagenden Beweis und es ist der Ruhm der gegenwärtigen Philosophie, daß sie sich aus diesen Fesseln nur historischer Thätigkeit zu lösen beginnt. Denn im Grunde sind sogar die Eklektiker, von denen die Historiker der Philosophie mit gutem Rechte nicht allzuviel Rühmens

zu machen pflegen, produktiver als jene selbst, denn sie wählen unter den ihnen überlieferten Gedankenmassen doch selbständig die ihnen genehmen Bestandtheile aus und bieten wenigstens in der Totalität ihrer Systeme ein Neues, während die Philosophie-Historie, wie jede andere Geschichtsschreibung, dann einen Kunstfehler begehen würde, wenn sie sich auch nur im Kleinsten von ihrem Stoffe emanzipieren wollte.

Doch es handelt sich hiebei mehr um eine kulturhistorisch zwar überaus interessante, aber sachlich betrachtet nur episodenhafte Erscheinung, die durchaus nicht als maßgebend für das Wesen der Philosophie gelten kann. Sie hat weit bessere Rechtstitel für ihre Herrscherstellung an der Spitze aller Forschung aufzuweisen. Zunächst fällt ihr eine formale Aufgabe zu, mit deren Lösung sie allen Einzelwissenschaften die werthvollsten Dienste erweisen kann: die Regulierung der Methoden. Zwar werden in den Stadien reiferer Wissenschaftsentwicklung diejenigen Disziplinen, die sich auf sich selbst besonnen haben, die an sich sehr allgemeinen Mittel zur Befriedigung menschlichen Forschungsdranges den besonderen Bedürfnissen ihres Arbeitsgebietes zumeist selbst anpassen. Aber eben dieses Auseinanderstreben der Methoden kann einmal Gefahren mit sich bringen, denen es vorzubeugen gilt, es können sich Sonderneigungen bilden, die auf ein Verleugnen wissenschaftlicher Grundprinzipien hinauslaufen. Man denke etwa an allerlei Verirrungen vorurtheilsvoller Theologie oder an das ganz grundsatzlose Verfahren mancher Theile der Medizin, etwa der Psychiatrie. Andrerseits aber können diese Divergenzen dann höchst fruchtbar werden, wenn eine Disziplin auf ihrem Gebiete Fortschritte der Methode macht, die auch anderen Wissenschaftszweigen als anregendes Muster dienen können: man erinnere sich der Einwirkungen der Naturforschung auf einzelne Geisteswissenschaften, die diese zu prinzipiellen Aenderungen ihrer Methode gebracht haben. Wie lange hat es z. B. gedauert, bis die Werkzeuge des Zählens und Messens, die dem Naturforscher schon längst geläufig

waren, für die Geisteswissenschaften, und zwar zunächst für die Nationalökonomie und ihre statistisch-deskriptiven Unterlagen nutzbar gemacht worden sind. Aber dieses an sich sehr erfreuliche Auseinanderstreben der einzelnen Wissenschaftsgruppen kann nur dann ausgenutzt werden, wenn es von einer höheren Warte aus bemerkt und dem zurückbleibenden Theile kund gemacht wird. Wie große Vortheile hätte z. B. in dem eben angedeuteten Falle eine solche naturgemäß der Philosophie zufallende Kontrolle bringen können, wenn sie diesen Uebertragungs- und Entlehnungsprozeß frühzeitiger herbeigeführt hätte.

Derartige ehrliche Maklerdienste werden aber immer von Neuem nöthig werden. Was heute ein Philosoph, der diese Wissenschaft der Wissenschaftstheorie, der allgemeinen Methodologie zu seinem Berufe machte, nach allen Seiten hin wirken könnte, ist nicht zu sagen. Namentlich zwischen den beiden größten Gruppen gelehrter Thätigkeit, zwischen Geistes- und Naturwissenschaften, hat die Nothwendigkeit moderner Arbeitstheilung eine so weite Kluft befestigt, daß sie für den Einzelforscher kaum noch überspringbar ist. Sache der Philosophie aber ist es, sie zu überbrücken. Ja noch mehr, sie hat doch schon mehr als einmal viel größere Triumphe gefeiert, indem sie den einzelnen Forschungsbereichen neue formale Gesetze gab, die dann zu neuen materialen Erfolgen führten. Wird einmal die Geschichte des Entwicklungsgedankens geschrieben, so wird man zwar nicht behaupten dürfen, daß er der historischen Natur- und der historischen Kulturforschung schlechthin von Philosophen diktiert worden sei, aber ein Philosoph hat ihn im achtzehnten Jahrhundert zuerst auf die Geschichtsschreibung angewandt und ein anderer hat ihn im neunzehnten früher konsequent formuliert, als wenigstens die Naturforschung ihn konsequent angewandt hat.

Und zu dieser formalen Herrschaft ebenso ausgedehnte materiale Eroberungen zu fügen, wird Niemand die Philosophie hindern können. Kein Zeitalter, auch das der zersplittertsten

Einzelforschung nicht, kann des Gesammtüberblicks über das ganze Reich der Wissenschaften entbehren. Und mag auch der radikalste Empirismus und das unersättliche Prinzip der Arbeitstheilung in ganzen Jahrhunderten triumphieren, für immer zu Boden schlagen läßt sich der enzyklopädische Drang alles Wissenwollens doch nicht, er wird immer dann wieder aufstehen, wenn man ihn völlig geknebelt zu haben glaubt. Der Wunsch zu erkennen ist seiner innersten Natur nach an kein besonderes Objekt gebunden, er ist an sich schrankenlos und wird sich deshalb auch durch Grenzwälle von stupidester Festigkeit nie ganz einschränken lassen. Und wo die Lehrenden die Begierde zu wissen gezähmt haben, da wird das Bedürfniß der Lernenden sie zwingen, ihr die Zügel wieder zu lockern. Denn für diese existieren die strengen Grenzlinien wissenschaftlicher Arbeitstheilung nicht. Unsere Zeit ist diesem Triebe wenig hold und trotzdem fehlt es nicht an Versuchen großen Stiles, in seinem Namen für die Philosophie Eroberungen zu machen und das alte, schwere, fast unmögliche und doch immer von Neuem nothwendige Werk der Zusammenfassung aller besonderen Wissensgebiete zu beginnen. Man kann viel einzuwenden haben gegen Herbert Spencer als Soziologen, aber man wird ihn doch darum bewundern müssen, daß er dies kühne Wagniß unternommen oder doch zum größten Theile angestrebt hat. Denn sein System der synthetischen Philosophie behandelt zwar weder alle Natur-, noch auch alle Geisteswissenschaften, aber es sucht doch von jenen eine und von diesen mehrere der wichtigsten zu einer geschlossenen Einheit zusammenzufassen. Und es ist gar nicht abzusehen, wie viel eine weit ausgreifende Philosophie auf diesem Wege nicht nur für sich gewinnen, sondern auch den so tributär gemachten Einzelwissenschaften wieder zurückgeben kann. Denn eben jene Zusammenfassung der Methoden würde doch immer nur etwas Halbes bleiben, ohne die Herbeiziehung der materiellen Erträge der Einzelwissenschaften. Und wie die Philosophie in allen Zeitaltern, da sie Großes erreicht

hat, auf solchen hohen Ehrgeiz nie verzichtet hat, so wird sie auch in Zukunft von diesen höchsten ihrer Aufgaben nicht lassen dürfen. Ein Genie vom Range des Aristoteles könnte auch heute noch alle Gegenargumente, insbesondere das der Unübersehbarkeit, zu Schanden machen. Denn wenn auch der Empirismus unsrer Tage, um seine Autorität zu wahren nicht genug zu reden weiß von der über alle menschliche Kraft hinweggehenden Ausdehnung jeder, auch der kleinsten Einzelwissenschaft, so läßt sich doch behaupten, daß sich die spezifische Methode, wie der materielle Kern jeder Disziplin, auch heute noch in eine durchaus nicht unendlich große Menge von Sätzen und Deduktionen zusammendrängen läßt.

Doch freilich, man hat dieser hohen Kunst des Denkens auch ganz andere Aemter zugewiesen, und weist sie ihr noch heute zu. Man heischt noch heute, wie seit Alters von ihr, daß sie die Grenzen der erkennbaren Wirklichkeit überschreite, daß sie dichte und kombiniere, um für die Räthsel des Daseins haltbare Lösungen zu schaffen. Und wie Niemand sich in den Sinn kommen lassen wird, alle die glänzenden Ideengespinnste, die große Denker in diesem Sinn geschaffen haben, unwissenschaftlich zu schelten, so wird es menschlichem Grübeln auch fürder nicht an dem Drange fehlen, die letzten und eben deswegen unlösbarsten Fragen immer von Neuem zu fragen und sie nach Laune in geistreichem Gedankenspiel zu beantworten. Nur wird man die eine sehr trockene Klausel, derentwegen der Positivismus soviel Angriffe zu leiden gehabt hat, aufrecht erhalten müssen: daß alle diese Versuche, die ehemaligen wie die zukünftigen, nicht ihrem Zwecke nach, noch auch dem größeren Theil ihrer Mittel nach der Wissenschaft angehören, sondern daß sie in Wahrheit halb Kunst- und Phantasiewerk sind und daß sie eben deswegen nicht dieselbe Geltung beanspruchen dürfen, die anderen Errungenschaften des Wissensdranges zukommt. Alles was das Menschengeschlecht in historischer Zeit an Einsichten in das Weltganze gewonnen hat, verdankt sie den Erfahrungswissenschaften, insonderheit der

Astronomie, der Geologie und der Biologie, nicht aber den Konstruktionen der Gedankenpoeten. Das muß bei allem Respekt vor Plato und allen seinen Nachfolgern in metaphysicis gesagt sein. Im Grunde ist jede Metaphysik ein Zwitterwesen zwischen Religion und Wissenschaft, wie denn die Zeitalter, die noch keine spekulative Philosophie kannten, ihren metaphysischen Drang durch den Ausbau religiöser Systeme befriedigt haben.

Von dem reichen Gliederbau der Wissenschaften, der sich unter den weitausgespannten Fittichen der Philosophie seit den Tagen der jonischen Weisen erhoben hat, soll hier nicht die Rede sein. Daß und wie die beiden großen Hauptgruppen aller Wissenschaft, daß und wie Geistes- und Naturwissenschaften sich völlig von einander getrennt haben, daß und unter welchen Gesichtspunkten sich alle Naturforschung und alle Geisteswissenschaft in die zahlreichen heute bestehenden Theildisziplinen geschieden haben, das auseinanderzusetzen ist nicht dieses Orts.

Das maßgebende Prinzip für alle diese Zerlegung ist das der Arbeitstheilung gewesen. Aber im Einzelnen ist man bei diesem Prozeß, der sich mehr nach praktischem Instinkt als nach bewußtem Plan vollzogen hat, innerhalb der beiden Hauptgruppen nach sehr verschiedenen Motiven verfahren. Nur an der Spitze des beiderseitigen Systems läßt sich ein gewisser Parallelismus konstatieren. Jede der beiden großen Kategorien nämlich wird gekrönt von einer formalen Disziplin, die die Eigenthümlichkeit hat, daß sie allen übrigen Zweigen ihrer Gruppe die Werkzeuge der Bearbeitung darbietet: hier die Mathematik, dort die Logik; wobei dann jedoch anzumerken ist, daß die Mathematik den Geistes- ebenso wie die Logik den Naturwissenschaften dienstbar gemacht werden kann und soll.

Im übrigen aber herrscht vielfach Willkür vor. Man wird nicht behaupten dürfen, daß die Theilung der Disziplinen auf einem völlig einheitlichen, logisch konsequenten Plane be-

ruht. Man prüfe nur das System der Naturwissenschaften; in ihm kreuzen sich offenbar noch zwei ganz verschiedene Kriterien der Zusammengehörigkeit. Einmal nämlich geht man von dem Grundsatz der Realtheilung aus, d. h. man scheidet nach der äußeren Getrenntheit der Materien: so wenn die Astronomie oder die Meteorologie oder die Geologie aus dem Bereich der übrigen Stoffe der Naturforschung ausgesondert werden. Oder aber man scheidet nach ganz formalen Gesichtspunkten: etwa nach dem Wesen der vor sich gehenden Prozesse, die die betreffenden Zweigwissenschaften beobachten: wie bei der Definition und Umgrenzung von Biologie, Physik, Chemie. Der innere Gegensatz beider Theilungsprinzipien wird da offenbar, wo man mit dem Fortschritt der Forschung jenes ältere und sicherlich theoretisch unrichtige Prinzip verläßt und zu dem neueren, konsequenteren übergeht; so wenn die Chemie sich allmählich der Mineralogie bemächtigt und — noch klarer — wenn die alten Realgebiete der Botanik und Zoologie in eine Einheit verschmolzen und diese dann, von rein formalen Gesichtspunkten aus, in Morphologie, d. h. die Lehre von den bestehenden Pflanzen- und Thierformen und in Biologie, d. h. die Lehre von den Lebensfunktionen der Thiere und Pflanzen zerlegt wird. Aber es ist offenbar, daß nach demselben Formalprinzip auch das Arbeitsgebiet der Astronomie, Meteorologie und Geologie an die Physik und Chemie ausgeliefert werden mußten. Und weiter ist im Grunde auch das Objekt der Biologie eine Summe physikalischer und chemischer Prozesse. Schließlich aber — diese Erkenntniß ist einer der höchsten Triumphe der modernen Naturforschung — stellen sich am letzten Ende auch alle chemischen Erscheinungen als physikalische dar, so daß zuletzt alle, aber auch alle Naturforschung nichts anderes als angewandte oder reine Physik, d. h. Bewegungslehre, ist. Völlig für sich stehen offenbar Technologie und Heilkunde, insofern sie die Ergebnisse anderer Gattungen der Naturforschung für ihre bestimmten praktischen Zwecke nutzbar machen.

Und auch im System der Geisteswissenschaften fehlt es an Unebenheiten nicht. Die Kreise der Psychologie, der Ethik, der Soziologie und andrerseits der Psychologie und Aesthetik schneiden und decken sich zu einem Theile. Zwischen der Geschichte als der Wissenschaft von der Vergangenheit des Menschengeschlechtes und den übrigen Einzeldisziplinen der Geisteswissenschaften herrscht viel Unsicherheit und Streit über die Zugehörigkeit aller der Grenzgebiete, die man jener sowohl wie diesen zurechnen kann. Psychologie, Aesthetik, Ethik und — die erst vor kurzem entstandene — Soziologie werden ferner in ihrem Sonderdasein dadurch gefährdet, daß man sie der Philosophie, der sie gewiß entsprungen sind, auch fernerhin einverleibt wissen will, eine offenbare Inkonsequenz, da man mit ganz demselben Recht auch die Lehren vom Wirthschafts- und Rechtsleben für die Philosophie reklamieren könnte. Schließlich fehlt es auch hier nicht an ganz isoliert dastehenden Disziplinen, die das theoretische Erkennen der Schwestern den Zwecken und Bedürfnissen des praktischen Lebens dienstbar machen wollen: so alle praktische Jurisprudenz, alle praktische Nationalökonomie und Sozialwissenschaft, so auch die Pädagogik, d. h. die in einer besonderen Richtung praktisch gewordene Ethik.

Auch zwischen den beiden Hauptgruppen finden sich Querverbindungen. Die Psychophysik hat versucht, die Ergebnisse der Physiologie den Geisteswissenschaften dienstbar zu machen, und man beginnt den inneren Zusammenhang, der zwischen bestimmten Theilen der Heilkunde und der Soziologie, zwischen Technologie und Nationalökonomie, zwischen Geographie und Geschichte vorhanden ist, aufzuspüren.

Indessen würde der sehr irren, der alle diese logischen Inkonsequenzen als Mängel beklagen wollte. Zu einem großen Theil entspringen sie lediglich dem als entscheidend anzusehenden Prinzip der Arbeitstheilung und sind deshalb berechtigt. Denn wollte man auch, was vielleicht jetzt schon theoretisch möglich wäre, alle Naturforschung auf der Basis der Physik,

d. h. also der Bewegungslehre aufbauen, so müßte auch dann noch vermuthlich ein großer Theil der Grenzlinien aufrecht erhalten werden, die heute existieren. Astronomie z. B. würde vermuthlich auch als Astrophysik für sich betrieben werden müssen, die besonderen für ihre Arbeit nöthigen Forschungsmittel, ihre Rechnungsmethoden, nöthigen dazu. Andere Irregularitäten aber bringen nicht nur keinen Schaden, sondern den höchsten Nutzen: wie viel Vortheil wird etwa noch die Wissenschaftsgeschichte daraus ziehen, daß sie nicht nur von Historikern, sondern auch von den Vertretern der einzelnen Wissenschaften, deren Vergangenheit geschildert werden soll, in Anspruch genommen wird. Wie ersprießlich ist der Wirthschaftsgeschichte, daß Nationalökonomen und Historiker mit einander rivalisieren, um sie zu betreiben.

2. Formen der Methode.

Für die Geschichte der wissenschaftlichen Thätigkeit ist das Nacheinander des Entstehens der einzelnen Disziplinen von hohem Interesse, und sie wird auch nach dem vielfach wechselnden Grade der Theilnahme, die man den verschiedenen Forschungszweigen in verschiedenen Zeiten entgegenbringt, vielfach zu forschen haben. Wichtiger noch für sie ist aber eine andere Folge von Wechseln und Wandlungen im wissenschaftlichen Leben, über deren Elemente hier zunächst Rechenschaft abzustatten ist. Alle Forschung nämlich und jede einzelne ihrer Disziplinen kann in sehr verschiedenem Sinne betrieben werden. Man hat längst unterschieden zwischen deskriptiver und konstruierender Wissenschaft, und es fragt sich, wie diese Formen der Forschung gegen einander abzugrenzen sind.

Von beschreibender Wissenschaft muß zuerst die Rede sein, denn sie ist die einfachere, die primitivere, die weniger ehrgeizige von den beiden. Wahrscheinlich ist sie durchaus nicht immer die älteste, die zuerst dagewesene von ihnen; denn

so hochgemuth ist menschliches Dichten und Trachten, daß es sehr häufig geneigt ist, den zweiten und dritten Schritt eher zu thun, als den ersten. Es liegt dem denkenden Menschen näher, über die letzten Räthsel der Welt zu grübeln, als die Blume in seiner Hand ins Auge zu fassen und abzuschildern. Die Geschichte der griechischen Wissenschaft, zu der man, als der vergleichsweise originärsten und als der am frühesten historisch beleuchteten, immer wieder als zu einem Typus zurückkehren wird, ist auch dafür charakteristisch: die Naturwissenschaften, die eine solche Grundlage exakter Beobachtung am wenigsten entbehren können, sind von den Griechen am wenigsten gefördert worden. Und auch unter den Geisteswissenschaften haben sie die Zweige, für die es solchen sich ruhig hingebenden Beschreibens bedurfte, fast alle brach liegen lassen. Sie haben keine Volkswirthschaftslehre, keine Jurisprudenz hervorgebracht, sie haben deswegen auch innerhalb der Geschichtsschreibung die entsprechenden Felder der Wirthschafts- und Rechtsgeschichte, wie im übrigen auch die der Kunst-, der Religions-, der Wissenschafts-, der Sittengeschichte fast unangebaut gelassen. Die Betrachtung der germanisch-romanischen Periode in der europäischen Geschichte führt zu ähnlichen Ergebnissen: wie oft hat in ihr die Philosophie oder eine der der Philosophie wahlverwandten, sehr unempirischen Erfahrungswissenschaften dieser Zeiten Resultate postuliert, für die noch nicht die mindesten Beobachtungen gesammelt waren. Und die Epochen beschreibenden Forschens sind häufig erst viel später nachgefolgt.

Trotzdem ist alle beschreibende Wissenschaft offensichtlich die elementare Stufe jeglichen Erkennens. Auch die kühnste Metaphysik ist ohne ein gewisses Mindestmaß von Beobachtung nicht zu denken. Keine einzige der Natur- wie der Geisteswissenschaften entbehrt dieser breiten Basis und selbst die beiden ganz formalen Wissenschaften der Mathematik und der Logik bedürfen eines empirisch gefundenen, freilich unvergleichlich viel schmaleren Fundamentes von Erfahrungen. Die Zahl

ist das Maß aller Dinge, aber sie ist nicht zu denken ohne die Dinge, muß erst von ihnen abgeleitet werden. Und wenn die Logik Werkzeuge für jede Gedankenarbeit bereit stellen will, so setzt doch schon der Name des elementarsten dieser Werkzeuge, des Begriffes, voraus, daß zuerst etwas Greifbares da sein muß, bevor ein Begriff entstehen kann. Was diesen beiden Formalwissenschaften eigenthümlich ist, ist nur dieses, daß der Stoff, mit dem sie operieren, eben Zahlen und Begriffe, zwar selbst von Wirklichkeiten abgezogen ist, daß sie im übrigen aber einer Anlehnung an die Realität bei weitem nicht in demselben Maße bedürfen wie alle sonstigen Wissenschaften.

Von diesen nun sind manche, im Gegensatz zu jenen andern, noch eben behandelten Fällen, Jahrhunderte lang in einem rein beschreibenden Stadium verharrt. Botanik und Zoologie sind unsäglich lang nur so betrieben worden, daß man beobachtetes Material häufte. Unter den Geisteswissenschaften ist die ihrem Charakter nach deskriptivste, die Geschichtsschreibung, mehr als zwei Jahrtausende hindurch vorwiegend in diesem Sinne betrieben worden.

Aber dieser Lust an der Beschreibung gesellt sich ebenso oft schon frühzeitig eine andere hinzu: die an systematischer Wissenschaft, d. h. der Trieb in die Fülle des beobachteten Erfahrungsstoffes Ordnung und Zusammenhang zu bringen. Denn diese beiden Ziele sind es doch wohl, die jede systematisch verfahrende Wissenschaft ins Auge faßt. Die Eindrücke, die uns von allen Seiten her bestürmen, sind an sich ein Chaos und für unsern empfangenden Verstand geordnet nur durch die nutzbare aber nicht zureichende Zeitfolge. Diese gewinnt nur unter gewissen Voraussetzungen für unser Forschen Werth, im übrigen ist sie eine unbrauchbare Hülse der süßen Frucht Erkenntniß. Ein uns heute instinktmäßig erscheinender Drang, der übrigens vermuthlich ebenso sehr ein Erzeugniß mannigfacher Erfahrung ist, wie jedes andere logische Bedürfniß, nöthigt uns aber, das Rohmaterial, das unsere Sinne uns vermitteln, unter gewisse Sammelbegriffe zu bringen.

Jede, auch die roheste und gröbste Eintheilung der uns umgebenden Wirklichkeit ist nur ein Produkt dieses ordnenden Triebes: so alle die allgemeinsten Kategorien des Forschens: Natur- und Geisteswissenschaft, Botanik oder Geschichte oder was es sonst sein mag. Diese ganze Nomenklatur der Einzelwissenschaften umfaßt schon ein System. Fast noch wichtiger für den Begriff systematischer Wissenschaft aber ist das Verfahren, das die Forschung innerhalb jedes einzelnen ihrer Zweige einzuschlagen pflegt, um auch in den Grenzen dieses Bereichs Ordnung herzustellen und Zusammenhänge nachzuweisen.

Das elementare Mittel, dessen sich dazu alle und jede Wissenschaft bedient, sie mag nun heißen wie sie wolle, ist das der Vergleichung. Erwäge man einmal, ein wie erstaunlich großer Bruchtheil aller gelehrten Arbeit nur für den Vergleich aufgewandt wird, wie viel mehr Zeit jeder, aber auch jeder Forscher auf diese eine Denkoperation als auf alle anderen verwendet. Sie ist das Mittel, dessen auch die kühnste Kombination, die am weitesten von der Realität entfernte Abstraktion nicht entbehren kann, und zugleich ist sie auch der Anfang alles Forschens — sie ist im buchstäblichen Sinne des Worts das A und das O aller Wissenschaft. Wie der Zufall vermuthlich jeden einzigen Fortschritt der Naturgeschichte wie aller Menschheitsentwicklung herbeigeführt hat, so mag auch der erste zufällige Vergleich, den ein schweifendes Menschenauge zwischen zwei verschiedenen Dingen angestellt hat, den Anlaß für das erste forschende Nachdenken dargeboten haben; denn die erste Vergleichung mag das erste Verwundern, das erste Staunen über die Mannigfaltigkeit der Natur erregt und damit die erste Fragstellung, wenn auch gewiß noch nicht die erste Räthsellösung herbeigeführt haben.

Der Vergleich aber ist ein Werkzeug des Gedankens, das nach zwei Richtungen hin anzuwenden ist, in den beiden Dimensionen, nach denen hin sich überhaupt Realität erstreckt — im Raum und in der Zeit. In beiden Fällen aber hat er die Wirkung, zu Sammelbegriffen zu führen — insofern er

einmal die Unterschiede der einzelnen Objekte der Beobachtung, zum zweiten aber auch — und das ist das zunächst Entscheidende — ihre Gemeinsamkeiten ins Auge fallen läßt. Beides, Unterschied und Gemeinsamkeit, ist die Voraussetzung für die gedankliche Vereinigung von Beobachtungsobjekten zu Gruppen und Arten. Beides ergänzt sich komplementär: keine Grenze ist zu denken ohne Gemeinsames, das sie umfaßt, und ohne Abweichendes, das sie ausschließt.

Der Vergleich der neben einander liegenden Dinge führt zu der allergenerellsten Zusammenfassung der Erscheinungen des Naturreichs, zur Bezeichnung und Begrenzung etwa von Thier- und Pflanzenwelt, von Erde und Himmel und so fort. Er läßt sicherlich sehr viel später — den Veranstaltungen und Werken der Menschen gegenüber — die wesentlichsten Begriffe des sozialen und des geistigen Lebens, Staat und Familie oder Kunst und Wissenschaft und andere mehr fassen und bezeichnen. Im weiteren Verlaufe und mit fortschreitender Versenkung ins Einzelne führt derselbe Weg aber auch zu dem Ziel der Unterscheidung und Zusammenfassung von Pflanzenarten, von Thierklassen, von Verfassungsformen oder von Kunstgattungen. Sind aber solchergestalt Gruppierungen vollzogen, die nicht alle auf einer Linie stehen, sondern in einem Verhältniß der Ueber- und Unterordnung, so wird das System noch reicher: Ordnung und Zusammenstellung führen dann zu einer Schichtung und Gliederung, die indeß noch immer weiterer Ausbildung fähig ist. Entscheidend für alle diese neuen Gruppierungen bleibt aber das alte Prinzip des Vergleichs — er muß auch in diesen niederen Kategorien immer wieder und wieder dazu helfen, das Unähnliche zu trennen und das Aehnliche zusammenzuführen.

Von dieser Form der systematischen Ordnung können offenbar am leichtesten die Wissenschaften Gebrauch machen, die ein räumliches oder — was in dieser Hinsicht ebenso viel bedeutet — ein begriffliches Nebeneinander von Stoffen zu behandeln haben. Die Naturwissenschaften greifen ohne Weiteres nach ihr: es ist das in jeder Beziehung bequemste, am leich-

testen zu handhabende Mittel, um die gewaltigen, kaum übersehbaren, aber allesammt räumlich neben einander gelagerten Erscheinungsmassen des Himmels und der Erde, des Thier- und Pflanzenreichs, der Mineralien und so fort zu ordnen. Ebenso natürlich aber ist, daß Jurisprudenz und Nationalökonomie die Institute des Rechts und der Volkswirthschaft, daß die Philologie die Elemente der Sprache, die Aesthetik die Gattungen der Kunst, die Psychologie die Aeußerungsformen des geistigen Lebens nach demselben Grundsatz ordnen und gruppieren, denn in jedem dieser Fälle handelt es sich um in Wahrheit nebeneinander bestehende Einzelobjekte.

Zu dem Nebeneinander der Betrachtung aber sind eine Anzahl von Wissenschaften genöthigt ein Nacheinander zu fügen, weil sich ihnen die Erscheinungen als nicht räumlich, sondern zeitlich auf einander folgende darstellen. Am frühesten hätte sicherlich die Geschichtsschreibung sich mit der Forderung abfinden müssen, trotzdem zu systematischer Ordnung vorzudringen, denn sie ist von den Geisteswissenschaften die einzige, die von Anbeginn mit einem Nacheinander von Objekten zu schaffen hat. Doch leuchtet ein, daß hier die Natur des Gegenstandes selbst nicht sogleich zu solchem Fortschritt drängte, denn während das räumliche Nebeneinander der Dinge wie der Begriffe dem schweifenden Blick und dem suchenden Verstand wie ein wirres Chaos erscheinen muß, nimmt sich alle Zeitfolge von Handlungen schon wie eine natürliche Ordnung aus. Dort ergiebt sich auf den ersten Blick die Herstellung einer künstlichen Gruppierung — denn eine solche ist jedes System — als nothwendig, will man überhaupt auch nur den geringsten Fortschritt zur Erkenntniß machen. Jedes Nacheinander von Ereignissen, d. h. von Schilderungsobjekten, bietet dagegen einen brauchbaren und scheinbar ausreichenden Leitfaden für ihre wissenschaftliche Wiedergabe dar. Und der instinktive Trieb zu reiner Deskription, von dem wie jede elementare Wissenschaft so auch die Geschichtsforschung beherrscht ist, konnte hier am leichtesten zu der täuschenden Vorstellung gelangen, es sei schon

Ordnung hergestellt, wo in Wahrheit noch nicht der mindeste Versuch dazu gemacht worden war. So geschah es, daß die Historie in sehr langen Stadien ihrer Entwicklung es bei einer im Wesentlichen beschreibenden Thätigkeit sein Bewenden haben ließ.

Dazu kam noch ein anderer Grund: als Werkzeug für die Forschung verwandte freilich auch der Historiker den Vergleich. Jede Veränderung, d. h. also den Grundstock aller geschichtlichen Entwicklung, zu erkennen, bedarf es dieser Handhabe. Aber um Zusammenhang in die Erscheinungen zu bringen, bietet sich der Geschichtsschreibung noch ein anderes Hilfsmittel an: die Vermuthung der Kausalität. Daß alle unsere Annahmen von Ursachenverkettungen, die wir nachweisen zu können meinen, lediglich Unterstellungen sind, davon hat man sich längst überzeugt: das propter hoc ist im Grunde nie etwas anderes als ein — im besten Falle sehr häufig beobachtetes — post hoc, das Auseinander nur ein Aufeinander, ein Nacheinander. Aber so wenig wie diese generellste aller wissenschaftlichen Hypothesen irgendwo sonst im Leben oder in der Forschung entbehrt werden kann, so wenig vermochte die Geschichtsschreibung ohne sie auszukommen. Sie begnügte sich freilich fast immer mit einer sehr lockeren, sehr oberflächlichen Anwendung der Kausalität. Und indem ihr nun durch ihren Stoff erstlich ein ganz äußerliches Mittel der Ordnung — die Reihenfolge des zeitlichen Geschehens — und durch diese Annahme ein inneres Band des Zusammenhanges dargeboten wurde, so war es fast natürlich, daß sie nach weiteren Ordnungsprinzipien nicht strebte, daß sie deshalb aber auch zwei Jahrtausende hindurch keine systematische Wissenschaft wurde. Erst durch Anlehnung an die anderen benachbarten Zweige der Geistesforschung, bei denen sie in die Schule ging, ist sie gewahr geworden, daß man das von ihr bisher nur zu elementaren Zwecken benutzte Mittel der Vergleichung auch für ihre Hauptaufgaben als Werkzeug benutzen könne. Es entstand nun — vom achtzehnten Jahrhundert an — eine systematische Geschichtsforschung, die diesen Namen erstlich

dadurch verdiente, daß sie sich weit mehr in die Breite dehnte, daß sie auf Vollständigkeit der bisher sehr einseitig beschränkten Vergangenheitsschilderung drang und daß sie ferner nicht die Handlungen der Einzelnen mehr als Richtschnur für ihre Darstellung benutzte, sondern die Schicksale großer Gemeinschaften als Objekt betrachtete. Zum zweiten aber verfuhr sie insofern systematisch, als sie dieses Geschehen nicht allein nach dem Prinzip der Zeitfolge verfolgte, sondern es in materiell geordnete und gespaltene Entwicklungsreihen zerlegte. An die Stelle der Königs- und Heldengeschichte trat die Volksgeschichte, und an die Stelle einer fast allein politischen Geschichte tritt allmählich — wir stehen in diesem Prozeß noch mitten inne — eine ganze Reihe ebenbürtiger historischer Disziplinen, die Verfassungs-, Kriegs- und Diplomatiegeschichte, die Wirtschafts-, Rechts-, Kunstgeschichte und so fort. Die alten Mittel des Vergleichs und der Kausalität aber gelangen zu viel höherer Geltung: denn da es nunmehr darauf ankommt, nicht allein einzelne Handlungen und Begebenheiten, sondern weit öfter die Zustände ganzer Völker und Zeiten miteinander zu vergleichen und zugleich historische Abfolgen und Kausalzusammenhänge von sehr viel größeren Dimensionen herzustellen, so müssen sie ganz außerordentlich viel öfter und intensiver angewandt werden.

Methodisch fast noch interessanter ist der Verlauf, den ein vielfach analoger Prozeß in der Naturforschung genommen hat. Ursprünglich nämlich hatte es den Anschein gehabt, als ob deren Aufgabe erschöpft sei, wenn sie die von ihr beobachtete Natur als etwas fest Gegebenes betrachtete und in ihr demgemäß nur das Nebeneinander der Objekte zum Ausgangspunkt systematischer Scheidung und Gruppierung machte. Schließlich aber entdeckte sie, daß auch dieses scheinbar so stetige Nebeneinander der Dinge entstanden sein muß aus einem Nacheinander von Veränderungen. Das Geschehen, das bis dahin nur von der Geschichte als Objekt der Forschung angesehen worden war, wurde nun auch ein Gegenstand der Naturforschung, die Naturwissenschaft wurde zur Naturgeschichte,

um Buffons unübertreffliche Bezeichnung anzuwenden. Vielleicht daß dazu der eine Umstand vor Allem mitgewirkt hat, daß die Naturforschung schon vorher dazu übergegangen war, nicht nur als Botanik, als Zoologie scheinbar starre Naturformen zu unterscheiden und zu gruppieren, sondern auch, als Physik und Chemie, Naturvorgänge zu schildern. Aber es war doch eine gewaltige Errungenschaft, da die Entwicklung, die man auch hier als wirkend annahm, nur zum allergeringsten Theile beobachtet, zum allergrößten Theile vielmehr nur gemuthmaßt werden konnte. Durch einen ungeheuer kühnen in die entlegenste Vergangenheit hinein projicierten Hypothesenbau wurde, was bisher als von jeher bestanden, als unveränderlich angesehen worden war, das Antlitz der Natur, als das Produkt Jahrtausende langer Prozesse konstruiert — es war sicher einer der wichtigsten Fortschritte, den wissenschaftliche Erkenntniß je gemacht hat.

Nachdem aber das historische Moment auch für die Naturkunde Bedeutung gewonnen hatte, wurde auch hier das äußere Hilfsmittel der Zeitfolge und das innere der Kausalität wirksam. Aber dem Irrthum, von dem die Geschichtsschreibung des Menschengeschlechts so lange befangen gewesen war, — daß es nämlich genüge, ein tausendfach kompliziertes und verworrenes Geschehen in seiner äußerlichen, zeitlichen Abfolge ohne ein anderes Ordnungsprinzip als dies chronologische zu schildern — konnte die Geschichtsschreibung der Natur nicht verfallen. Davor bewahrte sie ihre systematische Vergangenheit, und der Umstand, daß ihr keine Ueberlieferung solche Scheinordnung an die Hand gab, sondern daß hier Gebilde in ihrer Entwicklung verfolgt werden mußten, die man längst systematisch geordnet hatte. Und auch der Ursachenzusammenhang alles Seins ist hier nie so künstlerisch leicht aufgefaßt worden, wie in der älteren Geschichtsschreibung.

Die Naturforschung kann sich rühmen, diesen größten ihrer methodischen Fortschritte ganz selbständig vollzogen zu haben, — sehr bald nachdem die Praxis der Geschichts-

schreibung jenen anderen, analogen Vorstoß begonnen hatte. Aber auch in der Geschichte der übrigen Geisteswissenschaften fehlt es nicht an Vorgängen, die zum Theil noch in frühere Zeit als jene beiden Bewegungen fallen und ihrer Natur nach etwa in der Mitte zwischen beiden Prozessen stehen. Wenn nämlich allerlei besondere Arten der Geschichtsschreibung sich auf dem Boden der entsprechenden Wissenschaften erhoben — so die Kunstgeschichte auf dem der Aesthetik, die Sprach- und Litteraturgeschichte auf dem der Philologie, die Rechtsgeschichte auf dem der Jurisprudenz, die Wirthschaftsgeschichte auf dem der Nationalökonomie, die einzelnen Zweige der Wissenschaftsgeschichte auf dem Boden der verschiedenen Disziplinen, so ist offenbar, daß diese Fortschritte des wissenschaftlichen Erkennens methodisch an die Entstehung der naturwissenschaftlichen, materiell an die der historischen Entwicklungsgeschichte erinnern. Denn mit jener haben sie die Voraussetzung gemein, das Vorhandensein einer theoretisch-systematischen Wissenschaft, mit der eigentlichen Geschichtsschreibung aber den historischen Stoff. Ganz wie in den Naturwissenschaften erregte das Vorhandensein eines systematischen Oberbaus die Sehnsucht nach einer historischen Basis und der Unterschied war nur der, daß es für die Errichtung dieser geschichtlichen Fundamente nicht an den festen Bausteinen einer wirklichen Ueberlieferung fehlte, während Darwin und Alle, die in seinem Geiste die Natur erforschten, die Vergangenheit der heutigen Thier- und Pflanzenformen nur mit der Leuchte scharfsinniger Hypothese aufhellen konnten. Die Aehnlichkeiten aber sind oft frappant. Man denke nur an die scheinbar so weit abliegenden Bemühungen der Philologie um die gewaltigen Dichtwerke des griechischen und germanischen Mittelalters. Sie haben seit den Tagen des großen Friedrich August Wolf zu einer Zergliederungsarbeit geführt, die durchaus an die Triumphe der modernen Naturforschung in Hinsicht auf die natürliche Entwicklungsgeschichte erinnert. Denn von dieser philologischen Geologie wurden die mächtig aufgethürmten Gebirge der großen Epen

als die Produkte mehrhundertjähriger Schichtung und Wandlung erkannt und so verwandelte sich ganz wie in der Biologie und Erdgeschichte nur durch scharfsinnige Untersuchung ein scheinbar Starres, Unveränderliches vor den staunenden Blicken der Theilnehmenden in das Erzeugniß eines langen historischen Prozesses.

Die Umwandlung der eigentlichen Historie aber in eine systematische Wissenschaft ist, charakteristisch genug, im Grunde erst durch das Vorbild dieser Einzelgeschichtsschreibungen hervorgerufen worden. Wenigstens ist die Praxis erst so spät gefolgt, während freilich die Theorie der Historik weit vorangeeilt war und früher noch den Fortschritt gefordert hatte als jene Spezialgeschichten und selbst die Naturforschung ihn ausführten. Doch freilich war der Vater dieser Bewegung — Vico — kein Historiker, sondern ein Philosoph, und in der Praxis der Geschichtsschreiber ist sie bis zum heutigen Tage noch nicht zum Abschluß gekommen.

Wie immer sich aber der Uebergang von beschreibender zu systematischer oder zu potenziert-systematischer Wissenschaft vollzogen hat, für die methodische Erkenntniß ihres Unterschiedes ist wichtiger, des Ferneren zu erwägen, worin denn nun im Einzelnen die Abweichungen bestehen. Da aber findet sich, daß mit dem Drang nach Ordnung und Zusammenhang, mit den Denkmitteln des Vergleichs und der Kausalität, von denen schon die Rede war, zwar sehr bedeutende, aber noch keineswegs alle Merkmale wesentlich systematischer Wissenschaftsformen aufzufinden sind.

Alle systematische Forschung steht nämlich auch dem Stoff ihrer Arbeit anders gegenüber, als die vornehmlich beschreibende. Deskription erfordert vor allem treues, möglichst treues Wiedergeben der Realität, die sie wiederzuspiegeln gedenkt. Der systematischen Wissenschaft aber steckt ein herrisches Wesen im Blute: sie will die Wirklichkeit nicht sowohl kopieren, als meistern. Die Folge ist erstlich, daß sie sich die Freiheit herausnimmt, geeignete Stücke und Theile der Realität zu wählen

und von den übrigen, ihr minder werthvoll erscheinenden keine Notiz zu nehmen. Zum zweiten aber pflegt sie, um ihre Resultate zu gewinnen, sich nicht allein auf den beobachtenden Verstand, sondern fast ebenso sehr auf die kombinierende Phantasie zu verlassen.

Beides steht im innigsten Zusammenhang mit ihrer eigentlichen Natur. Der Antrieb zu wählen zunächst ist gegeben schon mit der Verfolgung der elementarsten systematischen Ziele. Denn strebt eine Forschung danach, Ordnung und Zusammenhang in den unermeßlichen Wirrwarr des ihr von der Wirklichkeit überlieferten Beobachtungsstoffes zu bringen, so ist sie sogleich genöthigt, unter den gewonnenen Erfahrungen eine gewisse Auslese zu treffen. Die Realität ist von so grenzenloser Ausgedehntheit, sie hat eine so brutale Kraft tausend-, millionen-, milliardenfacher Wiederholung, daß die systematisch verfahrende Wissenschaft, nur um ihre elementarsten Ziele im Auge zu behalten, genöthigt ist, gegen diese Massen anzukämpfen und sich wenigstens zu einem Theil von ihnen zu befreien. Sie kann es, indem sie sich wieder und wieder mit einzelnen Fällen als vertretenden, repräsentativen begnügt, wo in Wirklichkeit zehn oder tausend oder unzählige Fälle vorhanden sind: sie schafft sich den Typus. Freilich wird sie dadurch vor ein Dilemma gestellt: die Natur wiederholt sich nie ganz genau und in etwas muß deshalb alle systematisch verfahrende Wissenschaft dem ersten Grundsatz aller Deskription untreu werden, dem der unbedingten, bis in die letzten Konsequenzen hinein dem Vorbild angepaßten Exaktheit. Der Naturforschung wird — in der Regel, durchaus nicht immer — die Ueberwindung dieser Schwierigkeit leichter gemacht: freilich soll von den Milliarden Blättern, die einen Eichwald schmücken, und ebenso von den ungezählten Mengen, die die gesammte Baumspezies Eiche treibt, kein einziges dem andern gleichen, aber die Abweichungen sind, vom Standpunkt des Botanikers aus gesehen, von so minimaler Tragweite, daß er sie ignorieren darf, ohne von dem Prinzip sehr weit-

gehender Exaktheit abzuweichen. Anders in sämmtlichen Geisteswissenschaften: die unzähligen möglichen Variationen, deren Menschengeist und menschliches Handeln fähig ist, bewirken fast überall im Bereich dieser Forschungsgebiete, daß die auch hier im Uebermaß vorhandenen Wiederholungen meist viel augenfälligere Abweichungen zeigen. Dem Ethiker ist gewiß möglich, eine Morphologie der Lüge aufzustellen, die wohl zahlreiche, wenn auch nicht unübersehbar viele mögliche Formen des Lügens enthalten würde, aber die unermeßliche Mannigfaltigkeit des Menschenschicksals wird von den Milliarden Fällen wirklicher Lüge, die eine allwissende Gottheit im kürzesten Zeitraum in einer Stadt bemerken würde, jeden einzelnen recht merkbar anders ausfallen lassen.

Den systematisch verfahrenden Geisteswissenschaften wird von der Prüfung, die ihnen dieser innere Gegensatz zwischen ihrem besondern Stoff und dem allgemeinen Streben aller Systematik auferlegt, nichts erspart. Doch sie haben frühzeitig ein Mittel gefunden, das ihn zu überwinden hilft. Wachsen nämlich die individuellen Abweichungen der Einzelerscheinungen so sehr, daß es unmöglich ist, ein Exemplar herauszugreifen und es als Stellvertreter einer ganzen Gruppe, d. h. eben als Typus zu betrachten, so bleibt noch ein anderer Weg, der weder dazu nöthigt, die Theilung des Stoffs, die Gruppenbildung aufzugeben, noch der Mannigfaltigkeit der Gruppenglieder Gewalt anzuthun: die Abstraktion.

Ihr Verfahren ist sehr einfach, sie begnügt sich damit, eine Anzahl von Eigenschaften — eben die allen gemeinsamen — hervorzuheben, die übrigen aber, an denen sich die Verschiedenheit der Theilobjekte zeigt, fortzulassen. Eben jene Gemeinsamkeiten aber werden, wenn sie als die an Bedeutung überwiegenden erkannt sind, zur Basis für die Zusammenfassung der Gruppe gemacht, und weil dieser Modus der Kategorienbildung sich in vielen Fällen weit mehr empfiehlt als die Heraushebung typischer Einzelerscheinungen, so haben nicht nur die Geistes-, sondern auch die Naturwissenschaften sich seiner bedient.

Die Gedankenoperation des abstrahierenden Verfahrens ist, wie man sieht, eine andere als diejenige, die zur Auffindung eines Typus führt, aber das geistige Mittel, das angewandt wird, ist in beiden Fällen dasselbe: jedes Mal wird innerhalb einer Gruppe von Forschungsobjekten eine Auslese vollzogen, dort unter den Individuen selbst, hier unter den Eigenschaften aller Individuen, gewählt wird in beiden Fällen: dort ein Typus, hier die Summe der zu abstrahierenden Eigenschaften.

Beide Formen der Auslese, der Wahl, die man unter den Begriff des induktiven Verfahrens wird zusammenfassen dürfen [1]), dienen zunächst dem Zweck der Gruppenbildung, der Zusammenfassung, und sie thun es, das wird man von ihnen rühmen dürfen, in annähernd vollkommenem Maße. Forscht man aber dem Wesen aller Wissenschaft nach, so findet sich, daß diese Methode systematischen Erkennens nicht, wie es auf den ersten Blick wohl scheint, eine elementare ist, sondern daß sie im Grunde schon die letzten Ziele der Forschung in sich einschließt. Denn etwas andres als von der Welt der Erscheinungen ein geordnetes und zusammenhängendes Gedankenbild zu entwerfen, erstreben auch die höchsten Ambitionen der Wissenschaft nicht, und es bleibt nur wichtig zu vermerken, daß eben schon die Herstellung solcher Erkenntnißreihen und Gruppen eine Fülle durchaus nicht immer einfacher Denkoperationen voraussetzt. Jede Forschung nämlich, die einen Typus oder eine Reihe abstrahierter Eigenschaften zur Grundlage einer solchen Gruppierung macht, bedarf dazu in der Regel einer ganzen Anzahl Induktionen. Denn „die Induktion ist“, um mit John Stuart Mill zu reden, „jene Verstandesver-

---

[1]) Ich glaube die beiden Operationen der Auffindung eines Typus und der Abstrahierung von Eigenschaften unter die Kategorie der Induktion ordnen zu können. Die weiter unten zitierte Definition J. St. Mills (System der deduktiven und induktiven Logik I [Uebers. [2]1884] S. 337) deckt beide, obgleich Mill weder Abstraktion noch Typus als besondere Formen der Induktion beschrieben hat.

richtung, durch die wir das, was wir in einem oder mehreren besonderen Fällen als wahr erkannt haben, auch als wahr in allen den Fällen erschließen, die den ersten in gewissen bestimmten Fällen gleichen". Der Schluß, das so unzählig oft von jedem Forscher an jedem Tage angewandte Hilfsmittel, ist nichts anderes, als die — meistens nur stark verkürzte — Zusammenfassung von Induktionen: z. B. alle Menschen, von denen wir wissen, sind bisher gestorben, also ist die Spezies Mensch sterblich. Wieviel aber bleibt von systematischer Wissenschaft übrig, wenn man alle induktiven Schlußfolgerungen und alle Gruppierungen abzieht! Nur noch eine Operation giebt es, die in derselben Richtung weitergeht, das ist die Aufstellung von Gesetzen.

Gesetze nämlich sind im Grunde nur Generalisierungen induktiver Schlußfolgerungen, zugleich mit der Beschränkung auf solche Schlüsse, die sich auf Vorgänge, nicht aber auf Zustände beziehen. Gesetze über ruhende Zustände giebt es nicht; hat eine Forschung aber in sehr häufigen Fällen beobachtet, daß bestimmte Vorgänge unter bestimmten Voraussetzungen bestimmte neue Vorgänge im Gefolge haben, so stipuliert sie ein Gesetz, d. h. sie erklärt — mit der gewöhnlichen Unterstellung der Kausalität — diese selben Vorgänge müßten unter diesen selben Voraussetzungen immer diese selben Folgevorgänge nach sich ziehen.

Aber neben dem Hilfsmittel des Wählens, seiner doppelten Form des Typus und der Abstraktion und seiner Verwendung für induktive Schlüsse und Gesetze kennt alle systematische Forschung noch ein zweites, die phantasiemäßige Ergänzung der durch die Erfahrung gewonnenen Beobachtungen.

Auch diese Denkoperation aber kann sich wie das induktive Verfahren in zwei verschiedenen Formen vollziehen: in der der Hypothese und der des deduktiven Schlusses. Das einfachere und zugleich phantasiemäßigere von ihnen ist die Hypothese, d. h. die lediglich vermuthende Annahme von Thatsachen, die sich der Beobachtung bis dahin entzogen haben, und es ist nicht zu sagen, wie viel alle Wissenschaft diesem

an sich ganz unlogischen Hilfsmittel der Forschung zu verdanken hat. Es kann gewiß zu ebenso viel Irrthümern führen, aber es öffnet in der Regel recht eigentlich die Wege zu allen neuen großen Entdeckungen und Eroberungen der Forschung. Und wer will nachweisen, wie sich hier die halblogische Anlehnung an vorhandene, schon gegebene Erfahrungen, etwa mit Hilfe des Analogieschlusses, und die ganz freie, kühn ins Luftmeer der Gedanken bauende Erfindung mischen müssen, um wissenschaftliche Triumphe herbeizuführen. Viele kleine Erfolge hat die Hypothese davongetragen, wo sie vorsichtig sich an die schon vorhandenen Erfahrungen hielt, die allergrößten aber verdankt sie den ganz gewagten, phantastisch ausgreifenden Vermuthungen.

Viel komplizierter, aber ebenso zweischneidig ist die andere Waffe, deren sich die phantasiemäßig verfahrende Systematik bedient: die deduktive Schlußfolgerung. Man wird ihr Wesen am besten dahin definieren können, daß sie immer eine flüchtige und unvollständige Induktion zur Voraussetzung hat, daß sie aber das Resultat dieser Induktion trotz ihrer gebrechlichen Unterlage für haltbar erklärt und nun von diesem generellen Ergebniß wieder herabsteigt. Dieses letzte Stadium ist das eigentlich deduktive und unterscheidet sich von der Induktion dadurch, daß es nicht wie diese aus besonderen Beobachtungen allgemeine Schlüsse zieht, sondern aus allgemeinen Behauptungen besondere zu entwickeln sucht. Es kann aber nicht nur niemals ohne jene induktive Vorbereitung auftreten, so aprioristisch es sich auch zum Schein geberden mag, sondern es muß auch fort und fort nach jenen hinüberlugen, um die Deduktion nicht nach einer ganz falschen Richtung zu führen.

Der in der elementaren Geometrie so häufig verwandte analytische Beweis ist ein gutes Paradigma, insofern er die Lösung einer Aufgabe schon voraussetzt und, sodann rückwärts schreitend, sie eigentlich erst in Wahrheit herbeiführt. Ein etwas schiefes, aber plastisches Gleichniß erläutert den Vorgang vielleicht noch besser. Die deduktive Forschung ist mit einem Baumeister

zu vergleichen, der auf ganz sicherem, empirisch festgestelltem Fundament beginnt, aber nicht Stein für Stein aufschichtet, wie die Architektur der Induktion es verlangen würde, sondern etwa nur an zwei Seiten des Hauses ein Hilfsgerüst aufrichtet. Sobald er aber die Dachhöhe erreicht hat, sucht er in halsbrechender Kühnheit diesen Nothbau mit einem Dachgebälk zu krönen und baut dann von daher mit ebenso luftigem Gebälke wieder abwärts. Es ist klar, daß er sich bei diesem gewagten Unternehmen, will er nicht ganz die Richtung verfehlen, an jenen ersten — induktiven — Stützbauten orientieren muß. Jedes wirkliche Haus, das nach solchen Grundsätzen gebaut werden sollte, würde vermuthlich zusammenbrechen, und von den Ideenpalästen, die deduktive Wissenschaft aufgerichtet hat, ist manchen nach kürzerer oder längerer Zeit ganz dasselbe Schicksal widerfahren. Oft aber erwiesen sich im Reich der Gedanken Zusammenfügungen haltbar, die man Balken und Steinen nie hätte zutrauen dürfen, ganze Wissenschaften sind zeitweise auf diesen Prinzipien aufgeführt worden — man denke an die Naturphilosophie zu Ausgang des achtzehnten und zu Beginn des neunzehnten Jahrhunderts, von deren Resultaten doch nicht alle zusammenstürzten. Und vielfach hat solche deduktive Kühnheit nicht nur der mühsam nachschleichenden Induktion die Richtung gewiesen, sondern viele ihrer Ergebnisse vorweggenommen. Wie die wissenschaftliche Forschung ohne diese Pioniere vorwärts kommen sollte, ist nicht auszudenken.

3. Empirische und deduktive Strömungen in der Wissenschaftsgeschichte.

Die Reihe möglicher Gedankenthätigkeiten, aus der sich das Bild aller Forschung und Wissenschaft zusammensetzen läßt, ist hier mehr andeutungsweise skizziert, als irgend vollständig abgeschildert worden. Aber soviel läßt sich doch

auch aus dieser fragmentarischen Uebersicht erkennen, daß ausgereifte Wissenschaften weder völlig beschreibend, noch auch durchaus systematisch verfahren können. Es handelt sich hier um einen Gegensatz von Methoden, dessen man sich freilich bewußt werden muß, den aber die Praxis schwerlich je, seit sie die rohen Stadien der primitiven Entwicklung hinter sich zurückgelassen hat, rein darstellt. Auch die künstlerisch oft großartige, logisch aber recht wenig ausgebildete Deskription, die in der Geschichtsschreibung die allermeiste Zeit überwogen hat, hat von jeher, wenn auch gewiß nicht bis in die letzten Konsequenzen hinein Vergleich und Kausalität als Werkzeuge der Forschung gehandhabt. Und seit Beginn des neunzehnten Jahrhunderts hat sie ihre Methoden so weit bereichert, daß sie auch viele von den feineren Hilfsmitteln der systematischen Forschung in den Dienst ihrer zunächst immer noch wesentlich beschreibenden Absichten stellte. Auch die begrenzteste Quellenuntersuchung operiert heute fort und fort mit der Hypothese: sie sucht mit der Phantasie etwa so viel verschiedene Bedeutungen einer Chronik-, einer Urkundenstelle, bis sie diejenige gefunden hat, für die sich die meisten erfahrungs- und verstandesmäßig gegebenen Anhaltspunkte geltend machen lassen. Die Philologie, die fast alle diese Fortschritte noch früher gemacht hat, verfährt da, wo sie rein deskriptive Zwecke verfolgt, so bei der Feststellung der Ueberlieferung eines Schriftstellertextes, ganz ebenso: um eine korrumpierte Stelle zu verbessern, eräth sie entweder ganz phantasiemäßig alle Wortgefüge, die ein ähnliches Schriftbild ergeben würden, oder sie konstruiert aus dem Sinn der umgebenden Sätze deduktiv, was dort dem Inhalte nach stehen mußte, oder sie stellt induktiv den Sprachgebrauch des Autors fest, um aus ihm zu schließen, was er wohl an diesem Orte gesagt haben möchte. Und so ganz deskriptiv auch das Linneische System der Pflanzen- und Thierbenennung verfährt, so äußerlich es im Vergleich mit den spätern phylogenetischen Theorien die Familien und Arten zusammenordnete, es war doch insofern ein Erzeugniß syste-

matischer Wissenschaft, als es auf äußerst scharfsinnige Weise über den bisher nur wenig geschlichteten Wirrwarr der Erscheinungen durch fortgesetztes Vergleichen eine systematische Uebersicht verschaffte. Und die Vertreter der neueren Auffassungen erkennen selbst an[1]), wie wichtig schon einmal diese Einordnung für alle weiterhin entstehenden Fragen der Biologie geworden ist. Die moderne, halb physikalische, halb chemische Erforschung der starken Naturkräfte, die rings um uns das Leben bestimmen, ist fast durchaus auf die Erkennung der Wirklichkeit mithin nur auf Beschreibung gerichtet, trotzdem operiert sie nicht selten mit den kühnsten, die Wahrheit vorweg konstruierenden Hypothesen und wendet die verschiedenartigsten und kompliziertesten Mittel der Deduktion und Induktion an.

Handelt es sich also darum, die beiden Pole wissenschaftlicher Thätigkeit festzustellen und damit für die Geschichte der Wissenschaft große Richtpunkte zu gewinnen, so wird man nicht beschreibende und systematische Forschung einander gegenüberstellen dürfen. Sie greifen zu vielfach in einander über und vor allem haben bestimmte Theile der systematischen Wissenschaft allzu große Verwandtschaft mit der Deskription. Eben diese Verwandtschaft aber wird zu einer besseren Gruppierung führen. Deskription nämlich und alle konsequent induktive Forschung haben mit einander gemein, daß sie dem Stoff, der Realität mit großer Werthschätzung gegenüberstehen. Wohl hat alle irgend weiter gediehene Beschreibung den Drang, ihre Resultate durch systematische Ordnung oder durch kausale Zusammenhänge einigermaßen zu verknüpfen und dadurch übersichtlicher zu machen, aber sie wünscht sich doch nirgends allzu weit von dem in der Wirklichkeit wahrnehmbaren Thatbestand zu entfernen. Wohl ist noch mehr jede Induktion ihrem innersten Wesen nach darauf gerichtet, allgemeine und

---

[1]) Haeckel, Natürliche Schöpfungsgeschichte, Vorträge ([3]1872) S. 38.

begrifflich haltbare Ergebnisse zu gewinnen, will sie doch eben vom Besonderen zum Generellen vorwärts dringen. Aber auch ihr ist, wo sie in ihren Grenzen bleibt und nicht etwa unmerklich oder gar grundsätzlich zur Deduktion übergeht, über alles daran gelegen, den festen Boden der Erfahrung nicht zu verlassen. Wo sie Deduktionen oder Hypothesen verwendet, sucht sie so schnell als ihr möglich über sie hinaus wieder zur deskriptiv erfaßten Wirklichkeit zurückzukehren.

Dieser einen Richtung wissenschaftlicher Thätigkeit, die man am deutlichsten als empirisch bezeichnen wird, steht eine andere gegenüber, die, viel wagemuthiger, aber auch weniger exakt, weit mehr nach großen allgemeinen Gesichtspunkten, nach ganz generellen Uebersichten und umfassenden Sammelbegriffen strebt, als nach genauer Erkenntniß der einzelnen, der fragmentarischen Realität. Sie ist vielmehr geneigt, sich auf die kühneren, aber auch zerbrechlicheren Werkzeuge der Deduktion und der Hypothese zu verlassen, als die empirische Forschung; sie wird unendlich viel öfter mit begrifflichen, d. h. von oben her kommenden oder doch nach oben dringenden Argumentationen und Schlußfolgerungen operieren wollen als jene.

An die Stelle des bisher aufgestellten Gegensatzes zwischen deskriptiver und systematischer Wissenschaft tritt also ein anderer, der zwischen empirischer und deduktiver Forschung. Er verhält sich zu jenem alten so, daß die empirische Richtung nicht nur alle Deskription, sondern auch den vorsichtigeren, exakteren Theil aller Systematik, die induktive Wissenschaft nämlich, umfaßt. Der kühnere, deduktiv konstruierende Theil der Systematik aber bildet das neue Gegenüber, die deduktive Forschung. Und so viel größere Wichtigkeit auch dieser zweite Gegensatz hat: man muß sich doch mit jenem ersten abfinden, bevor man zu ihm übergehen darf. Denn Induktion und Deduktion haben so viel Gemeinsames und scheiden sich so deutlich von aller Beschreibung ab, daß es unrichtig wäre, diese praktisch

minder, theoretisch ebenso bedeutende Gegenüberstellung völlig zu übergehen [1]).

Empirische und deduktive Wissenschaft sind ebensowenig, wie deskriptive und systematische Forschung, rein sich ausschließende Gegensätze, sie werden auf allen irgend höheren Stufen der Wissenschaftsgeschichte sich vielfach berühren, beeinflussen und selbst, wie wir sahen, vermischen. Es handelt sich auch hier eher um eine Skala gradueller, in einander überlaufender Unterschiede, als um wirklich konträre Gegenströmungen. Vor allem ist festzuhalten, daß allerdings in den rein formalen Wissenschaften der Logik und Mathematik die Deskription und deshalb auch die mit beschriebenen Stoffen manipulierende Induktion immer eine verhältnißmäßig geringfügige Rolle spielen werden, daß aber in allen übrigen Disziplinen beide Richtungen auftreten können: jede von ihnen, mag sie nun Geschichte oder Geologie, Aesthetik oder Biologie oder sonst wie heißen, kann ebensowohl vorwiegend deduktiv als vorwiegend empirisch betrieben werden. Ja es wird sich als Regel herausstellen, daß sie auf jedem dieser Gebiete fast immer gleichzeitig auftreten, daß nur äußerst selten der Empirismus oder die deduktive Methode die Alleinherrschaft gewinnen. Bis in die letzten Konsequenzen hinein wird die Wissenschaft niemals, sobald sie nur über die rohesten Anfänge hinausgediehen ist, ja vielleicht selbst in diesen primitiven Zeiten nicht, ganz empirisch, und unter keinen Umständen wird sie je ganz deduktiv sein können. Nun ist offenbar, daß aus diesem nie abbrechenden

[1]) Um das Verhältniß der beiden Gegensatzpaare, wie es sich so darstellt, ganz konkret vor Augen zu stellen, sind hier die folgenden zwei Wort- und Begriffsgruppen in schematischer Uebersicht beigefügt:

Wissenschaft
deskriptive — systematische
systematische: induktive — deduktive

Wissenschaft
empirische — deduktive
empirische: deskriptive — induktive

wobei man sich freilich vergegenwärtigen muß, daß es sich hierbei nur um vielfach verklausulierte, nur relativ zu verstehende Abhängigkeiten und Zugehörigkeiten handelt.

Verschmelzungsprozeß die mannigfachsten Misch- und Uebergangsformen hervorgehen können, aber auch das leuchtet ein, daß eines der beiden Grundelemente in den allermeisten Fällen etwas überwiegen und so der Legierung seinen deutlichen Stempel aufdrücken wird.

Denn an sich ist der Kontrast ein unverkennbarer und durchschlagender. Aller Empirismus will der Wirklichkeit so nahe als möglich kommen, und er theilt deshalb mit der reinen Deskription die Liebe zum Detail, zur Einzelthatsache. Gewiß, er ist als solcher nicht identisch mit wissenschaftlichem Spezialismus: auch deduktive Forschungen können sich in einzelne und kleinste Gebiete vertiefen, aber bei weitem am öftesten wird empirische Forschung spezialisieren, es liegt ihr im Blute. Die Gefahr dieser Methode ist deswegen auch das unfruchtbare Sichverlieren an die gleichgültige Einzelheit: der Empirismus ist überall geneigt, das Individuelle, die Verschiedenheit zu sehen und sich an Differenzen zu klammern, die vor einem weiterschauenden Blick in ein Nichts zusammenschwinden. Er begnügt sich nicht selten mit fleißigem Sichversenken in das Detail oder auch mit dem Aufbieten eines gewaltigen Apparats weithergeholter Gelehrsamkeit, den er auf einen kleinsten und oft ganz unwichtigen Punkt konzentriert. Er hat andrerseits eine starke Abneigung gegen alle systematische Ordnung und Schichtung des Details, er fürchtet durch jede Gruppierung, durch jede Kategorientheilung irgend einem kleinsten Bestandtheil des eingeordneten Stoffes Zwang anzuthun. Alle spezifisch theoretischen Wissenschaften werden in den Zeiten seiner Vorherrschaft Noth leiden: man denke etwa an die Schicksale der Aesthetik, der theoretischen Politik, der Soziologie in den letzten Jahrzehnten. Auch in den übrigen Disziplinen wird man in solchen Zeiten wenig ganz allgemeine Resultate erstreben: die Geschichtsschreibung wird sich in nationale, nicht in universale Betrachtungen vertiefen, sie wird lieber einzelne Zeitalter in aller Breite schildern, als lange Entwicklungsreihen verfolgen, die Naturforschung wird wenig Neigung zeigen sich zusammen-

zufassen, wird sich weit lieber in ihre einzelnen Fächer versenken, in den systematischen Geisteswissenschaften, wie etwa in der Jurisprudenz und Nationalökonomie, ja in der Philosophie selbst wird die historische oder statistische Fundamentierung überwiegen, der begriffliche Aufbau aber vernachlässigt werden.

Dem Empirismus flößen aber auch alle Mittel, die der Forschung zu solcher Ordnung verhelfen können, Mißtrauen ein: den Vergleich handhabt er nicht mit derselben nie ermüdenden Konsequenz wie eine auf generelle Resultate gerichtete Forschung, eben weil er von vornherein das Vorurtheil hat, die Individualität des Einzelnen überwiege und sei an sich so köstlich, daß sie gar nicht erst durch andere Maßstäbe abgeschätzt zu werden brauche. Der Empirismus in der Geschichtsschreibung wie in der Naturhistorie scheut auch vor einer allzu starken Betonung der Kausalität zurück; selbst diese allgemeinste und am wenigsten geleugnete Hypothese aller Wissenschaft ist ihm verdächtig. Eine empirische Geschichtsforschung wird sich an den lockeren Kausalverknüpfungen, die die Ueberlieferung selbst darzubieten pflegt, genügen lassen und wenig nach allgemeineren Ursachenzusammenhängen fragen. Eine konsequent empirische Naturforschung hätte nie den großen Wurf Darwins gewagt, hätte sich nie vermessen, das Nebeneinander der Arten in einen naturgeschichtlichen Prozeß aufzulösen und ihn in eine nach Aeonen zählende Vergangenheit rückwärts zu projicieren. Daß seine Entdeckung nicht nur bei den Laien, sondern bei den Gelehrten seines Faches selbst mit einem Hohngelächter aufgenommen wurde, war im Zeitalter vorherrschend empirischer Forschungsrichtung nur konsequent. Ja die Induktion selbst, also eines der Hauptmittel alles Empirismus, ist ihm nicht ganz unverdächtig. Er operiert mit ihr so lange, als sie ihn nicht allzu hoch über den festen Boden der Realität hinaus hebt. Die allgemeinen Begriffe aber, zu denen sie führt, erschienen ihm leicht als unsichere und gewaltsame Generalisierung; er ist dem

Abstrahieren nicht sehr hold. Das Gesetz vollends scheint ihm nur in den Zweigen der Naturforschung erlaubt, die ihm durch das Experiment die Sicherheit eines stets von Neuem zu erzeugenden Augenscheins geben, überall sonst aber ist es ihm verhaßt, weil es eine Regularität der Wirklichkeit stipuliert, die er a priori leugnet und die zu verwerfen ihm Bedürfniß ist. Jeder konsequent empirische Historiker wird deshalb die Fabel von der Freiheit des Willens als unverbrüchliches Dogma verehren, jeder konsequent empirische Naturforscher wird allen Gesetzen der natürlichen Entwicklungsgeschichte sein Anathema entgegenschleudern. Hypothese und Deduktion nun gar sind dem Empirismus grundsätzlich unwillkommen, sobald sie eigene Wege wandeln wollen und nicht mit ganz eng gesteckten Einzelzielen sich begnügen.

Aber trotz allen diesen Gefahren, trotz aller dieser Neigung zu offensichtlichen Irrthümern vermag der Empirismus sehr große Erfolge davonzutragen, denn — um die Wahrheit zu sagen — seine Fehler sind eigentlich die Fehler der Wissenschaft selbst, aber seine Vorzüge sind es auch. Aller Wissenschaft ist schließlich, vom Standpunkt des Künstlers oder dem der Männer des Handelns aus gesehen, eine allzu ängstliche Sorge um die Wiedergabe der Wirklichkeit angeboren; das ist, was die Angehörigen aller andern Berufe die Pedanterie des Gelehrten schelten. Aber was eben diese Treue der Beobachtung erringt, was den elementarsten Ruhm alles wissenschaftlichen Strebens ausmacht, ist schließlich zunächst das Ergebniß empirischen Forschens: die Grundlagen alles Wissens, Beobachtung und Erfahrung, gehören ihrem Reiche an. Und wehe der Wissenschaft, die sich einfallen läßt, sich von diesen festen Fundamenten loszulösen!

Daß alle vornehmlich deduktive Wissenschaft recht eigentlich den komplementären Gegensatz zum Empirismus bildet, ist schon aus dieser Schilderung ihres Gegenübers ersichtlich. Daß sie vor allem Andern nach allgemeinen Ergebnissen trachtet, daß sie da, wo jene am Boden der festen Thatsachen

haftet, sich zur Höhe weitschauender Erkenntniß zu erheben strebt, daß sie, um diese Höhe zu erreichen, nach allen Mitteln begrifflicher Erkenntniß greift, läßt die Charakteristik ihres Rivalen von vornherein vermuthen. Die deduktive Forschung, worunter ein für allemal die vornehmlich deduzierende Wissenschaft verstanden sein soll, ist selbstverständlich, wie schon angedeutet wurde, auf nicht nur induktive, sondern auch deskriptive Grundlagen angewiesen, aber sie sieht ihre Erforschung nicht eigentlich als Selbstzweck, sondern als Mittel an. Sie trachtet so schnell als möglich vom Detail, vom Einzelnen aufzusteigen zum Allgemeinen; sie sieht die Einzelkenntniß eher als Beispiel an, als Vorstufe für weitere allgemeinere Erkenntniß; sie strebt gewissermaßen darnach, den Stoff, den auch sie zunächst in Behandlung nimmt, zu entmaterialisieren. Die Abstraktion, der Typus, der Vergleich, die Kausalität und das Gesetz, kurz alle Mittel gesteigerten induktiven Verfahrens sind ihr gerade recht, sind sicherlich durch ihr Bedürfniß überhaupt zuerst ins Leben gerufen. Die Hypothese aber und die Deduktion sind vollends die Werkzeuge, die ihr am besten zur Hand liegen.

Daß diese Forschungsweise ganz ebenso wie der Empirismus von gewissen ihm ganz oder doch fast ausschließlich eigenthümlichen Gefahren bedroht wird, ist fast selbstverständlich. Denn ihr droht dieselbe Ueberspannung ihrer Grundprinzipien wie jenem. Diese ideellen Feinde im eigenen Lager lauern ihr auf jeder Stufe auf; jede systematische Anordnung, jeder Typus, jede Abstraktion kann in der That, wie der Empirismus gegen sie eifert, einer Generalisierung verfallen, die nicht nur die unwichtigen und gleichgültigen, sondern auch wesentliche Unterschiede der einzelnen Individuen einer Gruppe übersieht. Jede Kausalität ist bei der Kurzsichtigkeit menschlicher Forschung und der ungeheuren Kompliziertheit alles Geschehens an sich ein Wagniß, denn noch nie ist ein wirklicher Ursachenzusammenhang nachgewiesen. Und selbst von dieser allgemeinsten Einschränkung abgesehen, ist ein Kausal-

nexus, der nicht durch Experimente nachgeprüft werden kann, jeder, auch der willkürlichsten Anzweifelung ausgesetzt. Immer fragt sich, ob die wirkenden Ursachen recht erfaßt sind, ob nicht eine von ihnen als angeblich gleichgültiger Nebenumstand übersehen ist, oder ob nicht außerhalb des Prozesses liegende Voraussetzungen vernachlässigt sind. Jedes Gesetz vollends läuft Gefahr, Beobachtungen, die im Grunde nur viel speziellere Geltung haben, ganz unbegründeter Weise als Regel anzusehen. Jede Hypothese trägt ihrer Natur nach die Gefahr des Irrthums in sich: denn obwohl sie nach Wahrheit strebt, ist sie sich doch bewußt, nicht die Wahrheit darzustellen. Und jede Deduktion entfernt sich ebenso wissentlich und oft noch kühner von der festen Basis der letzten sichern Erfahrungs- und Beobachtungsergebnisse.

Nun hat die deduktive Wissenschaft gegen diese ihre Berufsgefahren — wenn man so sagen darf — auch besondere Sicherungsmittel selbst erfunden: die Vorliebe für den Vergleich ist recht dazu geschaffen, falschen Systematisierungen vorzubeugen, und sie kann auch vor der Vermuthung falscher Kausalitäten und der Aufstellung verkehrter Gesetze bewahren. Aber gegen einen Hauptfeind dieser Methode schützt weder dieses noch ein anderes Werkzeug der Abwehr, das ist das innerste und letzte Motiv, von dem alle jene einzelnen Irrungen nur Manifestationen, nur Symptome sind: das ist der Drang nach rein begrifflichen Resultaten und die ihm entsprechende Abneigung gegen die Realität.

Aber wer wollte leugnen, daß eben dieser Trieb zuletzt es ist, dem alle deduktive, alle generelle Wissenschaft ihre Erfolge dankt und ohne den auch aller Empirismus seinen mühseligen Weg noch viel mühseliger, noch viel langsamer zurücklegen würde. Gewiß, man wird von der deduktiv gerichteten Forschung nicht wie vom Empirismus sagen dürfen, daß ihr Irren und ihre Vorzüge sich mit dem Irren und den Vorzügen der Wissenschaft selbst deckten. Im Gegentheil, ihr Grundwesen und deshalb auch ihre Erfolge wie ihre Fehler

haben einen Zug, der mehr an andere geistige Thätigkeiten, die Kunst etwa, und an das, was in aller Religion wissenschaftlicher Natur ist, an die religiöse Metaphysik erinnert. Denn eben die Fremdheit der Realität gegenüber, alle die Erdflucht, die sie auszeichnet, kann nur flügelstarker Phantasie ihren Ursprung danken. Und dennoch, was wäre alle Wissenschaft ohne dieses Streben nach oben, diesen höhenwärts gerichteten Drang; alle höchsten Ziele, die wissenschaftlichem Dichten und Trachten zu erreichen beschieden sind, konnten nur auf diesem Wege erreicht, ja überhaupt nur als Ziele erkannt werden. Nur durch diesen Trieb zum allgemeinen Denken, zur weiten Uebersicht, zum großen Zusammenhang ist zuerst alle Wissenschaft aus dem Staub der niedrigsten Deskription emporgehoben, ist systematische Ordnung, sind deduktive Gesetze gefunden worden. Er hat unendlich oft auch dem entwickelten Empirismus erst die rechte Richtung für weitere Einzelarbeit gezeigt. Die eifrigen Empiriker, die so oft gegen die deduktive Methode polemisieren, vergessen ganz, daß ihre Detailarbeit noch viel öfter, als sonst schon geschah, auf todte Geleise gerathen würde, wenn ihr die viel leichter beschwingte, in der Regel weit vorauseilende Rivalin nicht neue, nicht viel direktere Wege anwiese, die vom Empirismus nun mit demselben langsamen Fleiße, Schritt für Schritt zurückgelegt werden, aber ihn viel rascher ans Ziel führen.

Und wie unbegründet sind so viele von den Vorwürfen, die die Empiriker der deduktiven Forschung zu machen pflegen. Namentlich der mit Recht auf seine großen Erfolge stolze Empirismus des neunzehnten Jahrhunderts hat ein förmliches System sittlicher Vehmvorschriften ausgebildet, um jede von seinen Bahnen abweichende Methode als nicht nur wissenschaftlich intellektuell verfehlt, sondern als sittlich mangelhaft zu stigmatisieren. Nur wer alles, aber auch alles deskriptive Material zusammenhäufe, das für irgend eine Frage in Betracht komme, sei moralisch berechtigt, über sie zu sprechen. Wie leicht aber läßt sich solchen — etwa schon von Niebuhr

verfochtenen — Meinungen entgegenhalten, daß jede nach dieser Regel unternommene Einzelarbeit freilich wohl nach der Tiefe, nach der Wirklichkeit hin Festigkeit und Sicherheit schafft; aber daß sie nach den Seiten hin, in die Weite und Breite gerade so unvollkommen und wenig gefestigt werden kann und muß und wird, wie sie in ihren Detailfundamenten sicher ist. Denn an allen Strebepfeilern und Stützen, die von den Nachbargebäuden her das Bauwerk stützen könnten, fehlt es. Oder um ein anderes Gleichniß zu brauchen, ist der Erfolg eines solchen Detailstudiums nicht mit dem scharf umrissenen Kreissegment hellstrahlenden Lichtes zu vergleichen, das der elektrische Scheinwerfer eines Luftballons in die Nachtlandschaft wirft; den schmalen Streifen der Gegend, den es bestreicht, erleuchtet es zwar taghell, aber die Dunkelheit der Umgebung ringsum läßt es fast noch schwärzer erscheinen als sie zuvor war. Warum nun aber soll ein Versuch, weitere Landstrecken zu erleuchten, der freilich ein viel schwächeres Licht, aber über einen viel größeren Raum verbreiten wird, nothwendig von geringerer Leuchtkraft zeugen? Im Grunde ist doch eher zu vermuthen, daß, um eine so weite Strecke auch nur in Dämmerlicht zu tauchen, mehr Helligkeit geschaffen werden müsse, als genügen würde, um über jenen Strich strahlenden Glanz zu verbreiten. Und was hat vollends die Sittlichkeit mit diesen Dingen zu thun: ein ins Allgemeine strebender Forscher könnte schließlich mit dem gleichen Recht — oder vielmehr Unrecht — dem Spezialisten vorwerfen, er handle pflichtvergessen, da er sich so gar nicht um den weiten Rahmen kümmere, in den seine Arbeit hineingehöre. Häufig behandelt eine Monographie Dinge mit der größten Umständlichkeit und Feierlichkeit als singulär oder doch originär, von denen jeder genereller Orientierte auf den ersten Blick sieht, daß dicht daneben ein viel charakteristischerer Typus desselben Zustandes oder desselben Prozesses aufzufinden gewesen wäre, der viel ausgeprägtere oder viel ursprünglichere Eigenschaften aufzuweisen hätte.

Oder — ein zweiter, sehr häufig vorkommender Vorwurf empirischer Polemik gegen vornehmlich deduktiv verfahrende Forschungen — einer allgemeinen Arbeit wird vorgeworfen, sie stelle eine Einzelheit ganz falsch dar: es ist in der Regel die, über die der Ankläger speziell unterrichtet ist. Und doch hat der Angegriffene nicht unrecht, freilich auch der Beschwerdeführer nicht: aber der Gesichtswinkel, mit dem, oder die Entfernung, von der aus beide sehen, ist verschieden. Man gestatte mir auch hier ein Gleichniß: die kühnen Meteorologen, die als Luftschiffer das Meer der Wolken befahren, berichten uns, daß in gewisser Höhe Städte sich wie große röthlich-braune Flecken ausnehmen. Wollte nun Jemand, dem das von seiner Heimat versichert würde, erklären, das sei unmöglich, das könne er nicht glauben, denn auf seinem Dache halte er ein kleines Gärtchen, sein Haus müsse sich also, von oben gesehen, grün darstellen, man würde über ihn lächeln. Aber über viele nicht weniger unbegründete, wenn auch im Einzelnen ganz ähnlich berechtigte Einwürfe gegen allgemeine wissenschaftliche Theorien lächelt man nicht.

Zuletzt hat man von all' derartigen Kämpfen — an ungerechten Anmaßungen der deduktiven Wissenschaft dem Empirismus gegenüber fehlt es ebenso wenig — nur den einen Eindruck, als ob zwei feindliche Brüder sehr ungerechte Kämpfe führten. Nur wird man sagen müssen, daß im Grunde diese Konflikte ebenso viel Segen als Unfrieden stiften, denn die eine Forschungsweise wird dergestalt zum Maßstab und oft zur sehr nothwendigen Korrektur der anderen. Und die dauerhaftesten Werke gelehrter Thätigkeit mögen einer Methode gelingen, die von beiden Richtungen wissenschaftlichen Strebens gleich viel zu lernen weiß.

Trotz diesem günstigsten, sowie sehr vielen weniger glücklichen Fällen der Kombination und Mischung erweisen die beiden Gegensätze sich nicht nur der logischen Prüfung, sondern ebenso sehr auch der wissenschaftsgeschichtlichen Praxis als nie versagende Richtpunkte und als die systematisch wie historisch unanfecht-

baren Pole der Skala aller irgend denkbaren Wissenschaftsformen. Denn es fehlt nicht an Perioden, in denen das überhaupt mögliche Extrem der einen oder anderen beider Grundrichtungen wirklich erreicht wurde: man denke an manche Perioden griechischer Philosophie-Entwicklung oder die Zeiten der Aufklärung, in denen die deduktive Methode bis zur Maßlosigkeit vorherrschte, oder an die Epochen der Alexandriner, die Sammelwuth des sechzehnten Jahrhunderts und wieder an die Gegenwart, in denen der Empirismus, sei es kleinlich, sei es in großem Stil und mit großem Erfolge, jedes Mal aber übermächtig vorherrschte. Und wie oft sich auch beide Methodenrichtungen im Einzelnen gekreuzt, wie tausendfach verschiedene Produkte sie erzeugt haben mögen, immer läßt sich doch bis in die letzte zarteste Verzweigung hinein nachweisen, welche von ihnen überwiegt und welche kleinste Partikeln des Forschungsergebnisses der einen und welche der andern zuzurechnen sind. Es wird sich kein einziger Gegensatz sonst ermitteln lassen, der ähnlich wie dieser alle größten und alle kleinsten Errungenschaften wissenschaftlicher Thätigkeit durchdringt und beherrscht.

Es ist selbstverständlich, daß die Wissenschaftsgeschichte diese für den größten Theil von allen Disziplinen als gültig befundene Skala als Maßstab für die Gesammtheit ihrer Aufgaben verwendet. Die formalen Wissenschaften der Mathematik und Logik, die als wesentlich deduktiver Natur an dieser Stufenleiter polarer und gradueller Unterschiede nicht recht gemessen werden können, werden sich den großen Stadien der wissenschaftlichen Entwicklung, die für die überwiegende Mehrzahl der Wissenschaften mit diesem Richtmaß abzustecken sind, trotzdem unschwer einordnen lassen. Noch eher aber wird das der Fall sein in Hinsicht auf eine dritte bisher ganz abseits gelassene Gruppe von Disziplinen, die angewandten, die praktischen Wissenschaften. Sie können jenen allgemeinen Strömungen um so eher untergeordnet werden, als sie von den reinen Wissenschaften, von denen bisher allein die

Rede war, ganz und gar abhängig sind. Sie führen kein eigenes Leben, sondern sie sind die Anhängsel, die Erzeugnisse der ihnen entsprechenden Mutter-Disziplinen. Technologie ist angewandte Physik, Landmeßkunde ist angewandte Geometrie, praktische Volkswirthschaftslehre ist angewandte Nationalökonomie, Chronologie angewandte Astronomie und so fort. Und es ist undenkbar, daß sich alle diese sehr ungleichen Hälften je von den Haupttheilen trennen könnten. Für das Leben sind diese Zweig- und Tochterdisziplinen sehr wichtig, im System der Wissenschaften aber können sie keine eigene Stelle beanspruchen. Und soweit sie überhaupt in Betracht kommen, folgt ihre Entwicklung denselben Impulsen, wie die der reinen, nicht in den Dienst des Lebens gestellten Forschung. Auch für sie läßt sich ein Auf- und Niedersteigen zwischen den beiden Polen, zwischen vorwiegend empirischer und vorwiegend deduktiver Methode und auf den zahlreichen Zwischenstufen der Skala, die beide verbindet, nachweisen.

Dritter Abschnitt.

Zusammenfassung und soziologische Deutung.

1. Die Gemeinsamkeiten bildender und erkennender Geistesthätigkeit.

Wenn es sich darum handelt, Kunst und Wissenschaft gegen einander abzugrenzen, wird man mit großem Nachdruck von ihren Unterschieden sprechen müssen. Daß die Wissenschaft ein getreues und vollständiges, die Kunst nur ein willkürlich verändertes und partielles Bild der Welt geben will, daß die Wissenschaft sich zuerst auf den Verstand und nur nebenher auf die Phantasie verläßt, für die Kunst aber das umgekehrte Verhältniß Geltung hat, daß die Wissenschaft belehren, die Kunst erfreuen will, dies alles muß dann hervorgehoben werden. Aber sieht man beide Thätigkeiten als Erzeugnisse des schaffenden Geistes an, der doch nur einer und derselbe sein kann, so ändert sich das Bild. Dann findet sich, daß eine Charakteristik ihres allgemeinen Wesens ebenso wie eine Beobachtung ihrer einzelnen Ausdrucksformen zur Aufdeckung zahlreicher Analogien und Parallelen führt. Und diese Gemeinsamkeiten sind viel zu auffällig und bemerkenswerth, als daß sie nicht zu noch weiteren Zusammenfassungen und zu noch höheren Begriffseinheiten führen sollten.

Die wichtigsten und allgemeinsten, wie die besonderen und einzelnen Aehnlichkeiten zwischen den beiden Geistesthätigkeiten, der bildenden und erkennenden, haben alle einen Ursprung: das Verhältniß zur Wirklichkeit. Beides, Dichten wie Denken, geht aus von der Realität und kehrt in gewissem Sinne immer wieder zu ihr zurück. Man hat gut reden, daß

die Kunst auf den Flügeln der Phantasie sich losreiße von dem festen Boden der Erde — die Wissenschaft thut es auch. Die beiden Mittel aller emporstrebenden Forschung, Hypothese und Deduktion, sind trotz ihres nüchternen Charakters und ihres dürr-logischen Aeußeren auch ein Flügelpaar, das aufwärts tragen will und soll. Und es giebt Gedankengebilde deduktiver Wissenschaft, die nur der Form nach, nicht aber ihrem innersten Wesen, ja nicht einmal ihren Zielen nach, noch der wissenschaftlichen Litteratur zuzuzählen sind. Platos Ideenlehre oder Leibnitz' Monadensystem, Fichtes und Schellings Philosophie: sie haben wenig mehr zu schaffen mit einem Erkennenwollen, das sich durch Erdenfesseln gebunden weiß, und mögen diese Philosophie-Poeme zuweilen auch in das Gewand grauester Theorie gehüllt sein, wie etwa Kant's Kategorienlehre, ihrer Struktur, ihrem geistigen Ursprung nach sind es doch Phantasieprodukte. Die römische Ausdrucksweise, die von den Wissenschaften als freien Künsten redet und die man im Gelehrtenlatein vom Mittelalter bis auf den heutigen Tag bewahrt hat, ist nicht so befremdlich, als man auf den ersten Blick wohl meint.

Und ist dergestalt die Wissenschaft bemüht, die Schranken zu durchbrechen, die sie von der Schwester trennen, so läßt es die Kunst daran noch weniger fehlen. Sieht man, wozu man alles Recht hat, in jeder radikal realistischen Kunstübung an die Prinzipien der Wissenschaft, so fehlt es auch auf dieser Seite nicht an grenzverwischenden Vorstößen. Balzacs Seelenmalerei ist vielleicht hier und da mehr Psychologie, Zolas Gesellschaftsschilderung ist sicherlich überall mehr Soziologie als Kunstwerk. Auch der französische Ausdruck der von den Künsten als schönen Wissenschaften redet, hat ein leises Recht.

So strecken sich die beiden Formen geistigen Schaffens einander zu, trotz der Kluft, die zwischen ihnen befestigt ist, und bezeugen, daß sie doch eines Ursprungs sind. Nähern sich doch das Spiel der Kunst und der Ernst der Forschung selbst in ihren psychischen Wurzeln: Erkennenwollen ist zuletzt

ebenso Sehnsucht nach Freude, Drängen nach geistiger Lust, wie das Bildenwollen des Künstlers. Wissenschaft entsteht nur da, wo Muße ist, wo man ungestört vom äußeren Leben sich der Neugier um das Welträthsel hingeben kann. Und wo die Kunst darauf verzichtet, geistlosem Müssiggang die leeren Stunden zu füllen, wo sie bis zu den inneren Pforten der Seele dringen, wo sie den Genießenden zu der Höhe des starken Schaffenden heben will, da ist sie ebenso ernsthaft, wie alle Wissenschaft. Ja es giebt viele Forschung, die weit weniger ernsthaft ist, als hohe Kunst. Denn wem unter den Gelehrten nicht darum zu thun ist, neue geistige Werthe zu schaffen, wer sich begnügt, Wissenschaft als Handwerk zu treiben, als ein sehr trockenes, aber nach einiger Uebung mit spielender Leichtigkeit auszuübendes Metier, der hat weniger ernsthaftes Wollen, als wer tändelnde Liebeslieder in meisterhafte Formen zu gießen weiß.

Entscheidend aber bleibt die Gemeinsamkeit zwischen beiden Thätigkeiten des Geistes in ihrem Verhältniß zum Stoff, zu Welt und Wirklichkeit. Mag immer man sich bewußt bleiben, daß Kunst die Realität nicht wiederholen, daß Wissenschaft sie nicht willkürlich umbilden soll, die Aehnlichkeit zwischen idealistischer Kunstbildung und deduktiver Forschung ist viel zu stark, als daß ihrer nicht gedacht werden müßte. Schon die geringe Quantität dessen, was beide von der Wirklichkeit aussagen wollen, ist charakteristisch. Der Idealismus in der Kunst strebt danach, sein Weltbild auf möglichst wenige, d. h. auf die entscheidenden Züge zusammenzudrängen. Ebenso aber verfährt die zur Deduktion geneigte Wissenschaft: sie wünscht überall generelle Begriffe und Auffassungen zu schaffen. Es wäre ein Barbarismus, von deduktiver Kunst zu sprechen, aber man dürfte sehr wohl von idealistischer Wissenschaft reden.

Denn die Beiden, idealistische Kunst und idealistische Wissenschaft, haben noch mancherlei im Einzelnen mit einander gemein. Sie verdienen beide diesen Namen insofern, als sie beide eine gewisse Scheu vor allzunaher Berührung mit der

Wirklichkeit haben. Beide können auch dieselben zwei Motive bei dieser Entfernung von der Wirklichkeit haben: sie wollen sich entweder völlig von ihr emanzipieren, um ganz willkürlich als Phantasiekunst hier und spekulative Wissenschaft dort ins Freie, ins Unwirkliche zu wachsen, oder aber sie wollen sich nur deshalb so hoch erheben, weil sie die Realität übersehen, weil sie ihrer Meister werden wollen, als maßvoll stilisierender Idealismus hier und als systematisch abstrahierende und generalisierende Deduktion dort. Beide wollen wählen, beide wollen das Nebensächliche, das Kleinliche, das Indifferente aus ihrem Reiche verbannen, beide wollen nur vom Großen, Charakteristischen, Bedeutenden wissen. Beide wollen generalisieren, beide suchen Typisches, Allgemeingültiges, aber laufen Gefahr, zu allzu genereller Blässe, zu allzu ausgehöhlten, allzu sehr vereinfachten Ergebnissen zu gelangen, hier in den Formen, dort in den Begriffen. Schon diese Analogie zwischen Form und Begriff ist denn auch charakteristisch: der Begriff ist die Form des Denkens, er verhält sich zum Denkinhalt in mehr als einer Hinsicht, wenn auch gewiß nicht durchaus, wie die Kunstform zum Kunststoff und man spricht sehr mit Recht von der Formulierung eines Gedankens oder von den theoretischen Wissenschaften als formalen.

Beide fallen gleich leicht dem Wahn anheim, es gebe absolute, ewige Gesetze, sei es der Schönheit, sei es der Wahrheit. Beide sinken deshalb leicht zu haltlosem Epigonenthum herab: denn auch die deduktive Wissenschaft führt ganz ähnlich, wie die idealistische Kunst, leichter zu starrem Autoritätsglauben und zu der stets in seinem Gefolge einherschreitenden Unfruchtbarkeit: man denke an die maßlose Gewalt, die die aristotelische Philosophie das ganze Mittelalter hindurch über die Geister ausgeübt hat und die noch bis in das achtzehnte Jahrhundert, bis zu Lessings neuer ästhetischer Dogmatik ungebrochen dastand. Beide aber können das Größte leisten, wenn sie immer von Neuem die hohe Aufgabe des Wählens auf sich nehmen, wenn sie sich immer von Neuem selbständig

über den Stoff stellen und wohl die Krone ihres Baumes zur Höhe streben lassen, aber ihre Würzeln in das gute Erdreich der Säfte und Leben spendenden Wirklichkeit senken.

Und ähnliche Gemeinsamkeiten finden sich — es ist nunmehr kaum nöthig zu sagen — zwischen realistischer Kunst und empirischer Wissenschaft. Denn sind beide wirklich, wie hier dargelegt wurde, komplementäre, sich kontrastierend ergänzende Gegensätze der idealistischen Kunst und der deduktiven Wissenschaft, so kann ihre Wahlverwandtschaft von vornherein vermuthet werden. Wissenschaftlicher Empirismus und künstlerischer Realismus sind von der gleichen Liebe zur Wirklichkeit beseelt, sie werden beide nicht müde, sie zu beschreiben, oder doch für ihre Zwecke von ihr viel stärkere Bruchstücke beizubehalten, als Deduktion und Idealismus. Sie wollen den Stoff nicht so herrisch meistern, sie wollen sich über die Realität nicht so hoch erheben, wie jene, sondern sie wollen sich liebevoll in sie versenken, sie möglichst vollständig, möglichst treu wiedergeben, oder sie doch nicht allzu viel ummodeln. Die Bezeichnungen, die man dieser Richtung in Kunst und Wissenschaft beigelegt hat, könnten ohne allzu großen Schaden vertauscht werden, man kann sehr wohl von realistischer Wissenschaft reden und dürfte schließlich auch wohl von empirischer Kunst sprechen.

Kein Zweifel, diese Nebeneinanderstellung läßt es besonders deutlich erkennen, dem eigentlichen Wesen der Wissenschaft entspricht die Annäherung an die Realität, dem der Kunst die Entfernung von ihr am meisten. Der Verstand, als das Hauptwerkzeug der Forschung, ist am ehesten auf Beobachtung, Erklärung und höchstens noch Ordnung der Wirklichkeit geübt, die Phantasie aber, der alle Kunst die Entstehung und die wirksamste Förderung dankt, strebt von ihr fort. Aber die Einheit geistigen Schaffens erwies sich als mächtiger, und vielleicht ist es ihr bester Triumph, daß sie der Wissenschaft die Mittel der Phantasie und damit die Befähigung zu deduktiver, kühn aufbauender Forschung geliehen hat, und daß sie der Kunst den Drang eingab, durch geduldig forschende

Beobachtung wieder und wieder die herbe Kraft der Wirklichkeit einzusaugen.

Für die Geschichte der geistigen Kultur aber sind diese Zusammenhänge deshalb so bedeutend, weil sie ermöglichen, in vielen Stücken ein einheitliches Bild der Entwicklung zu geben, wo sonst nur ein zersplittertes möglich wäre. Immer werden sie dazu auffordern, die tiefsten und mächtigsten Bewegungen in Kunst- und Wissenschaftsgeschichte mit einander zu vergleichen und in beiden Entwicklungsreihen nach Analogien zu suchen, die vielleicht sonst versteckt blieben. Gewiß, es darf hier so wenig wie sonst den Dingen Gewalt angethan werden: das Oszillieren der Kunst zwischen dem idealistischen und realistischen Pol, und das der Wissenschaft zwischen deduktiver und empirischer Forschung wird sich durchaus nicht immer im selben Tempo, ja oft nicht einmal in derselben Richtung vollziehen. Wie innerhalb des Kunst-, innerhalb des Wissenschaftslebens oft idealistische und realistische Strömungen neben und gegen einander fortfließen, so schlägt zuweilen die Kunst ganz andere Bahnen ein, als die Wissenschaft. Oft aber bietet das Bild der Kultur eines Zeitalters den beherrschenden Eindruck wunderbarer Einheitlichkeit dar: man denke an das Zusammenwirken von Rationalismus und Regelkunst im siebzehnten, achtzehnten Jahrhundert. Und so wenig Gelehrte und Künstler in der Regel von einander wissen und wissen wollen, sie sind beide die Priester der Ideen der Menschheit und sie erweisen sich zuletzt doch am öftesten als die Hüter e i n e s heiligen Feuers.

2. Religion, Kunst und Wissenschaft als Elemente der Sozialgeschichte.

Neben wissenschaftlicher und künstlerischer Thätigkeit bestimmt das religiöse Leben eines Volkes, eines Zeitalters seine geistige Kultur und im Grunde hätte also von ihr in diesem Ueberblick über die Formen des geistigen Schaffens als einem

gleichberechtigten Zweige neben Kunst und Wissenschaft mit derselben Ausführlichkeit die Rede sein müssen. Aber es war dazu aus einem sehr gewichtigen Grunde keine so dringende Veranlassung.

Zunächst bedarf es nur sehr kurzen Nachdenkens über das innere Verhältniß der drei Faktoren zu einander, um inne zu werden, daß dieser dritte unter ihnen eine ganz singuläre Stellung einnimmt. Gewiß, das Schaffen und Wirken des Glaubens gehört zu den geistigen Aktionen des Menschengeschlechts, aber ebenso sicherlich ist es auch und vielleicht noch mehr von den Sensationen der Empfindung, von den Bedürfnissen des Herzens abhängig. Gemüth, Phantasie und Verstand sind allesammt in Thätigkeit gesetzt worden, um die wunderbar mannigfaltigen, farbenreichen Gespinnste zu weben, aus denen die Gottesbilder der Völker sich zusammensetzen. Der Ursprung aller religiösen Vorstellungen ist sicherlich im Empfinden des Menschen zu suchen, in den ebensowohl nervösen als seelischen Erregungen, die die Furchtbarkeit und Unerklärbarkeit vieler Naturerscheinungen, die Gebrechlichkeit des menschlichen Körpers und die Wandelbarkeit menschlicher Schicksale in ihm zu erzeugen pflegen und am stärksten in einfachen Naturvölkern hervorrufen mußten. Vielleicht hat auch sehr früh das Bedürfniß des grübelnden Verstandes mitgewirkt, Gründe und Ursachen für die Räthsel der Erscheinungen aufzufinden; immer mußte die Phantasie diesem tastenden Suchen zu Hilfe kommen und immer mußte auch der Verstand von Neuem in Thätigkeit treten, wenn es galt, die Erzeugnisse der Einbildungskraft in irgendwie logische Zusammenhänge zu bringen. Alle ursprüngliche Religion ist gewissermaßen Wissenschaft vor der Wissenschaft, sie treibt Metaphysik gewöhnlich Jahrhunderte vor der Entstehung irgendwelcher Philosophie und keine irgend entwickelte Religion ist zu denken ohne ein gewisses gar nicht armes Maß von Erkennen und Erkenntnißtrieb, von jenem Staunen und Stutzen über die Räthsel des Daseins, das der Anfang alles Forschens ist.

Und wiederum ist charakteristisch, daß dieses religiöse Denken auch da, wo es sich dem wissenschaftlichen am meisten annähert, sogleich zu der konstruktivsten, d. h. phantastischsten aller irgend denkbaren Wissenschaften greift, zur Metaphysik.

Aber der Urquell ist und bleibt jenes Bangen der Menschen um höheren, stärkeren Schutz und gerade die am reichsten entwickelten Religionen, wie etwa die der jüdischen Propheten und noch mehr die von Jesus gelehrte, kehren mit verstärkter Wucht zu diesem ihrem Ausgangspunkt zurück. Daß alle Gottesvorstellungen nur mit Hilfe der Phantasie zu gewinnen waren, daß das System metaphysischer Vorstellungen, das auch ihnen zu Grunde liegt, nur durch den Verstand zu ordnen war, haben sie längst vergessen, aber an das Herz der Menschen, an die Empfindungen der Schwäche und der Anlehnungsbedürftigkeit appellieren sie immer wieder und wieder und zuletzt bauen sie ihren Glauben nur noch auf sie auf. Nun aber ist offenbar, daß alles religiöse Leben sich dergestalt weit mehr als ein persönliches Verhältniß zu den Gestalten seines Glaubens darstellt: die Götter oder der Gott, vor dem man sich demüthigt, zu dem man betet, werden zu Machthabern des inneren und äußeren Seins, und die Beziehungen zu ihnen werden persönliche, soziale wie die zu jedem anderen Träger irdischer Gewalt. Und damit gar kein Zweifel übrig bleibt, die ethischen, d. h. sozialen Konsequenzen, die von den ausgereiften Religionen noch jede, auch die einfachste aus ihrem Gottesglauben zu ziehen pflegte, der wunderbare innere Zusammenhang zwischen Gottesverehrung und Sittenvorschriften, sie lehren noch deutlicher, daß ein rechter Standpunkt für die Beurtheilung der Religion erst da erreicht ist, wo nicht mehr von geistigem Schaffen als solchem, sondern von seiner sozialen Bedeutung die Rede sein soll.

Daß nicht nur religiöses, daß auch künstlerisches und gelehrtes Thun einen Bestandtheil des sozialen Verhaltens der Völker ausmacht und daß es deshalb ein Objekt der Sozialgeschichte darstellt, davon ist bereits gesprochen worden.

Die sehr einfache Erwägung, die zu diesem Schlusse führte, darf hier kurz wiederholt werden: weist man der Sozialgeschichte die Aufgabe zu, die Verhältnisse, alle Verhältnisse der Menschen untereinander zu schildern, so darf sie auch die zwar sehr zarten, aber deshalb nicht unwirksamen, noch gleichgültigen Beziehungen nicht vernachlässigen, die das geistige Leben zwischen den Einzelnen, wie zwischen ganzen Gruppen webt.

Inwiefern aber solche Beziehungen durch Religion, Wissenschaft uud Kunst hergestellt, und zwar in mehr als einer Form hergestellt werden, ist freilich nicht auf den ersten Blick zu erkennen, bei einiger Aufmerksamkeit aber wohl nachzuweisen.

Zunächst ist ein gar nicht geringer Bruchtheil aller geistigen Thätigkeit bestimmt durch das bewußte oder unbewußte Motiv, soziale Verhältnisse irgend welcher Art zu beeinflussen und es ergiebt sich zwischen den einzelnen Formen geistigen Schaffens in dieser Hinsicht eine bemerkenswerthe Fülle von Unterschieden. Am stärksten will offenbar die Religion in solcher Richtung wirken; indem sie sich mit Sittenvorschriften immer zu einem Theil, oft aber völlig durchdringt, wirft sie sich als Rathgeberin, meist als unumschränkte Herrscherin auf allen Gebieten sozialen Lebens auf. Der Stifter des Christenthums scheint sehr wenig nach Staat und Ständen, nach Klassen und Berufen gefragt zu haben, aber Niemand wird leugnen, daß seine Lehre in allen den Wandlungen, die sie später erfahren hat, auf das politische und soziale Schicksal der christlichen Völker in unzählig vielen Fällen bestimmenden Einfluß ausgeübt hat. Die Familie vollends ist in all ihren Institutionen und jeder ihrer Lebensäußerungen von dieser Religion beherrscht worden. Und wer will sagen, wie sich der Gang der Weltgeschichte gestaltet hätte, wenn die Ethik des Christenthums die Persönlichkeit wirklich so umgewandelt hätte, wie sie es beabsichtigte, wie ihre Vorschriften es heute noch deutlich verkünden.

Viel bescheidener sind die analogen Einwirkungen der Wissenschaft, aber man wird sie deshalb nicht ignorieren

dürfen. Eben jene unter ihren einzelnen Zweigen, die sich als angewandte, als praktische dem Leben und seinen Bedürfnissen widmen wollen, beziehen sich zu einem starken Bruchtheil auf die Regelung sozialer Verhältnisse. Viele von ihnen richten sich in ganz handgreiflicher Weise darauf; eine Ethik, eine Soziologie, eine Politik, eine Jurisprudenz, eine Nationalökonomie, die nur die Formen des sittlichen, des sozialen, des staatlichen, des rechtlichen, des wirthschaftlichen Verhaltens beschreiben wollten, sind äußerst selten; bewußt oder unbewußt, geradezu und auf Umwegen, suchen sie das Handeln der Völker, oder der Einzelnen zu beeinflussen. Wollen sie auch ursprünglich dem Leben dienen, so wollen sie ihm zumeist doch bald befehlen. Es giebt ethische Systeme, man denke an Nietzsches Philosophieren, die sich ausnehmen, wie Versuche, die Menschheit zu beherrschen, ihr andere Bahnen zu weisen. Und wie ungeheuren Einfluß hat Rousseau in der That auf die politisch-soziale Entwicklung des auf ihn folgenden Jahrhunderts ausgeübt. Wer will ermessen, wie viel mittelbaren und unmittelbaren Einfluß die Ethik griechischer Philosophen auf das praktisch-sittliche Verhalten der zahllosen Generationen ausgeübt hat, die seit ihren Tagen gelebt haben.

Die Menschen des Handelns sind in der Regel wenig geneigt, diese Einwirkungen anzuerkennen; am liebsten leugnen sie sie schlechthin. Die innere Verachtung, mit der praktische Staatsmänner, Juristen, Kaufleute und so fort auf alles der Praxis zugewandte Thun und Treiben der Gelehrten herabsehen, ist ungemessen. Man wird nicht müde, auf die Thorheiten der grauen Theorie, oder nach altem, etwas derberem Brauch auf die Stubenhocker und Federfuchser zu schelten, die vom Leben nichts wüßten. Nun, diese Abwehrversuche theoretischen Einwirkungen gegenüber sind zuweilen gerechtfertigt durch die Anmaßung der Gelehrten — man hat schon fertig gebracht, die Durchsetzung des Absolutismus in Europa auf Jean Bodin zurückzuführen —, zuweilen auch durch die Mißerfolge wirklich handelnd eingreifender Theoretiker — man

denke an die deutschen Professoren von 1848 —, am öftesten durch die Inkongruenz vorauseilender Pläne und Programme mit den Bedürfnissen des sehr langsam fortschreitenden Lebens. Aber wie kein Historiker starke Beeinflussungen dieser Art wird leugnen dürfen, so kann namentlich die Praxis der neuesten Zeit ihrer in Wahrheit gar nicht entbehren. Und im Grunde ist zu Konflikten überhaupt keine innere Ursache vorhanden: baut sich doch alle empirisch verfahrende Wissenschaft an sich gar nicht auf irgend welchen Theoremen, sondern auf der Beobachtung des Lebens selbst auf. Unendlich viel von dem, was als theoretisch verdammt wird, lehnen die Praktiker nur deshalb ab, weil es zwar ihre eigenen Erfahrungen, aber in einem viel weiteren Umkreise verwerthet, als der Einzelne von ihnen naturgemäß überblicken kann. Unendlich oft verhält sich diese wissenschaftliche Vorbereitungs- und Aufklärungsarbeit des Sichinformierens und Planens zur Praxis durchaus wie die Aufgabe des Generalstabs einer Armee zu der ihrer Truppenführer; sie ist im Grunde selbst nur gesteigerte Praxis geworden.

Da nun aber jene angewandten Wissenschaften, die dergestalt dem Leben, dem Handeln dienen und doch ihm auch wieder Weisungen ertheilen wollen, in untrennbarem Zusammenhang mit der reinen, der Praxis abgewandten Forschung stehen, da sie von dieser sogar in sehr vielen Stücken völlig abhängen, so ist offenbar, wie wichtig auch deren Entwicklung zuletzt für die Regelung der praktischen, der sozialen Verhältnisse ist. Wie am letzten Ende fast alle Technologie sich von den Fortschritten der reinen Physik führen und leiten läßt, so werden auch alle anderen angewandten Disziplinen zum großen Theil durch ihre grundsätzlich theoretischen Schwestern bestimmt und beherrscht. Und so führt denn ein Netz von feinen, oft freilich fast unsichtbaren Fäden von aller, aber auch aller Wissenschaft zum Leben hin und überspannt es mit einem Gewebe von unmerklichen, oft aber unendlich starken Einflüssen.

Unvergleichlich viel geringer sind die analogen Einwirkungen der Kunst; doch will auch sie sich zuweilen ausgesprochenermaßen in den Dienst des sozialen Lebens stellen. Kriegslieder und Kriegsweisen wollen die Völker zum Kampf begeistern; Architekten, Bildhauer, Maler wetteifern mit einander, nationale Denkmäler aufzurichten; Epos und Drama verkünden den Ruhm älterer Geschlechter, um die kommenden zu neuen Thaten anzuspornen. Wo große Künstler bei solchen Unternehmen nur bezeugen, was ihr Herz erfüllt, da können sie ästhetisch Neues schaffen und zugleich den Einungen der Menschen, denen sie zu Hilfe eilen, moralisch große Dienste erweisen. Und selbst jene Afterkunst, die zwar keine Kunst-, sondern Tendenzwerke hervorbringen will, kann auf die Massen, an die sie sich richtet und die wenig nach der Form und ihrem Werthe fragen, die stärksten Wirkungen ausüben. Wer will ermessen, wie viel lebendige Kraft Stämme und Staaten, hier und da auch Stände und Klassen — man denke an die Armeleut-Malerei unserer Tage — aus diesen unwägbaren geistigen Wurzeln gesogen haben, und wenn auch die Völker und alle anderen Vereinigungen, die solchen Segens theilhaftig werden, nur zurückerhalten, was sie selbst verliehen hatten, den Geist ihres Zusammenhalts, so wird ihnen doch ihr Darlehen mit Wucherzinsen zurückerstattet. Und es ist charakteristisch, daß eben die stärksten, die leidenschaftlichsten der Sozialgefühle am ehesten und öftesten von der Kunst entflammt zu werden pflegen: die mit Haß gegen alle Außenstehenden verbundenen, die kriegerischen, und nächst ihnen die der unbedingten Hingebung an ein Volk oder an ein Herrschergeschlecht. In Zeiten höherer und zarterer Kultur genügen schon viel delikatere und weniger direkte Einwirkungen: ja der Besitz eines großen Künstlers an sich kann einem Volk Ruhm und Ehre und mit diesen Imponderabilien einen unzweifelhaften Zuwachs an politischem vielleicht sogar praktisch nutzbarem Ansehen bringen. Das heutige Norwegen ist auch politisch-sozial ein anderes geworden, seit es einen so gewaltigen

Künstler wie Ibsen hervorgebracht hat. Aber den starken und lauten, wie den stillen, unmerklichen Einwirkungen dieser Art ist allen gemeinsam, daß sie dem Künstler nicht, wie die Wissenschaften so oft dem Gelehrten, eine bestimmende, die Praxis leitende Stellung verschaffen wollen. Die Kunst hat kaum je auch nur versucht in diesen Hinsichten aus ihrem dienenden Verhältniß ein herrschendes zu machen.

Nur einen Einfluß der Kunst mag es geben, der zwar auch nur sehr leise wirkt, der auch schwerlich bewußt ist, aber von dem man am ehesten behaupten dürfte, daß er das Leben selbst umgestalte. Meist bezieht er sich nicht auf die sozialen Einungen, sondern auf die Persönlichkeit, aber er ist deshalb durchaus nicht geringer anzuschlagen. Die Werke, die die Kunst eines Volkes schafft, wollen seinen Träumen Gestalt geben. Oft aber schweifen diese Träume den Zielen zu, denen die Gesammtheit oder doch seine geistigen Führer zustreben, und aus den Träumen werden Ideale. Man kommt fast unwillkürlich auf den Gedanken, als sei das schöne Menschenthum, das die Griechen bei sich aufgezogen, ein wenig doch das Produkt ihrer Kunst gewesen, gleichwie ihre Religion nicht am letzten von ihren Dichtern und Künstlern geschaffen worden ist. Und so mag Leib und Seele der Völker nicht selten sich nach den Gedankenbildern formen, die ihre Künstler zuerst gefaßt und die sie ihnen dann greifbar vor Augen gestellt haben — als Ideale, als Leitziele. Doch freilich ist auch hier die Kunst mehr Mittlerin; wer will entscheiden, wie viel von ihrer Stärke und Schönheit sie bei diesem wechselnden Austausch nur dem dankt, was das Leben ihr vorlebt. —

Noch giebt es eine zweite Gruppe sehr nahe liegender Gemeinsamkeiten zwischen sozialer und geistiger Kulturentwicklung, von der schon kurz die Rede war. Man ist schon längst darauf ausgegangen, aus der Sprache, aus der Dichtung, aus der Religion und aus der Kunst eines Volkes auf seinen Charakter, sein Wesen zu schließen. Das ist selbstverständlich und bedarf keines Wortes weiterer Begründung. Man wird aber ähn-

liche, wenngleich vielleicht nur leisere, Anzeichen auch der wissenschaftlichen Thätigkeit einer Nation abgewinnen können. Wie wichtig ist für die Beurtheilung der Deutschen des neunzehnten Jahrhunderts ihre Suprematie auf so vielen Gebieten der Geisteswissenschaften; wie wesentlich für die europäische Kulturgeschichte der Gegenwart, daß eine so große Reihe einst geistvoller Völker heute, wie für die Kunst-, so auch für die Wissenschaftsgeschichte Europas, der Welt überhaupt nicht mehr in Betracht kommt.

Ebenso selbstverständlich ist die weitere, ebenfalls bereits gezogene Konsequenz, die Erzeugnisse der Litteratur für die Standes- und Klassengeschichte fruchtbar zu machen. Man hat beispielsweise darauf hingewiesen, daß die Antheilnahme des deutschen Adels an der Poesie des ausgehenden achtzehnten Jahrhunderts, ebenso wie die Rolle, die ihm in den Romanen dieser und der folgenden Epoche zugewiesen wird, für seine Standesgeschichte wichtig ist. Längst sind Gustav Freytag oder Spielhagen als die Vertreter des Bürgerthums in der Poesie der Gegenwart aufgefaßt worden. Noch aussichtsreicher und umfassender ist das Unternehmen Odins, den Antheil der verschiedenen Bevölkerungsschichten an der Litteratur eines großen Volkes — des französischen — statistisch zu erfassen. Man macht zuweilen viel Rühmens von der Wichtigkeit dieser und analoger sozialhistorischer Interpretationen der Litteraturgeschichte; in Wahrheit aber sind damit erst die äußersten Außenwerke der hier nothwendigen Erkenntniß bezwungen, denn ganz abgesehen davon, daß auch hier Vollständigkeit erst erreicht wird durch Ausdehnung dieser Deutungsversuche auf die übrige Kunst, auf Religion und Wissenschaft und vor Allem auf der anderen Seite auch auf die Familie, viel wichtiger ist jedenfalls eine dritte Gruppe von Verkettungen des geistigen mit dem sozialen Leben der Völker.

Bisher handelte es sich um Zusammenhänge mehr äußerer Natur, um Einwirkungen, die von Religion und Kunst und Wissenschaft ausgehen, oder um Hilfsmittel die die Geistes-

geschichte darbietet, um Völker oder Stände und Klassen in ihrer Eigenart zu erkennen. Aber in allem geistigen Leben steckt ein sozialer Kern, der mit diesen äußeren Bemühungen und Gemeinsamkeiten gar nichts zu schaffen hat, der von ihnen ganz unabhängig ist und der viel allgemeiner ist, viel tiefer greift, als sie alle zusammen. Zuletzt nämlich ist alles geistige Schaffen ein Handeln, und es theilt deshalb die Eigenschaft alles Handelns, von sozialer Bedeutung zu sein. Alles geistige Produzieren geht von der Persönlichkeit aus, was Wunder, daß diese sich seiner Eigenart mittheilt. Alles religiöse Schauen, alles künstlerische Bilden, alles wissenschaftliche Erkennen ist getragen von lebendigen Menschen, und ihr Schaffen ist nicht nur von ihrer Phantasie und ihrem Verstand, sondern auch von ihrem persönlichen Sein, von ihrer persönlichen Kraft oder Schwäche abhängig. Entweder verhalten sie sich bei ihrem Beginnen, gleichviel, ob es religiöser oder künstlerischer oder gelehrter Natur ist, kühn und stark, sie verfahren willkürlich und frei mit dem geistigen Stoffe, den ihre Hände formen, oder sie geben sich diesem Stoff in weichem, gefügigem Anschmiegen hin. Und eben jenes freie souveräne Schalten und Walten und diese gefügige Hingebung sind im Grunde dieselben Eigenschaften des Wollens und Fühlens, auf denen alle Gegensätze der sozialen Bewegung, auf denen vor allem individualistisches Abstoßen der Anderen, der Mitmenschen und assoziatives Sichanschließen an sie beruhen.

Doch alle allgemeinen Definitionen nützen hier wenig: es ist nöthig, den Zusammenhang in seinen konkreten Einzelheiten aufzuzeigen. Man wird gut thun, dabei zunächst nur vom rein geistigen Schaffen, d. h. von Kunst und Wissenschaft zu reden, denn der starke Zusatz sozialer Elemente, den alle Religion ohnehin aufweist, könnte hier nur verwirrend und beirrend wirken.

Faßt man aber die Kunst ins Auge, so bezeugen die beiden Hauptrichtungen, die sie einschlagen kann, wie viel moralische, oder besser gesagt, Gemüths- und Willenselemente

sich in ihr offenbaren. Aller starke Idealismus hat einen ganz unverkennbaren Zug zu persönlicher, freier Auffassung: er dankt vor allem der Phantasie sein Dasein und Phantasie ist Willkür, ist Regellosigkeit. Die Phantasie ist von allen geistigen Funktionen der Menschen die subjektivste, d. h. wieder die freieste, die persönlichste. Phantastisch schaffen heißt sich von Ketten lösen, sich seinem freien Belieben hingeben: alle Neuerung, alle Erfindung, alles Abschütteln von Konventionen wurzelt in der Phantasie: nur auf ihren starken Flügeln vermag der Einzelne sich loszuringen von der lastenden Erdenschwere aller Wirklichkeit. Diese Stärke aber ist etwas Herrisches, Eigenes, jede Phantasiekunst ist subjektiv, ist persönlich, ist individualistisch. Sie ist beherrscht von demselben selbstischen Drang, dem eigenen Ich zu leben, es loszulösen von der Herrschaft der Umwelt, wie der Individualismus: nur daß die Umwelt im Leben der Gesellschaft von der Menschheit ringsum, im Leben der Kunst aber von der Wirklichkeit ringsum repräsentiert wird. Und nennt man nun das Auf-sich-selbst-besinnen des Einzelnen den Anderen, den Menschen gegenüber einen sozialen Vorgang, so kann dieser Prozeß nicht dadurch ein anderer werden, daß er das Objekt wechselt, daß er nicht mehr gegen die Menschheit, sondern gegen die Natur überhaupt, gegen alle Realität gerichtet ist. Ist die Soziologie die Lehre vom Verhalten der Persönlichkeit, so muß auch das Verhältniß der künstlerisch schaffenden Persönlichkeit zur Welt, zur Wirklichkeit in ihren Bereich gehören. Und was von allen übrigen Beziehungen des Einzelnen gilt, d. h. den eigentlich sozialen, auf Menschen gerichteten, das muß auch von den Beziehungen gelten, die zwischen dem Künstler und der Realität herrschen, sei sie nun belebt oder unbelebt, sei sie selbst wieder Menschenleben oder Landschaft oder was sonst immer der Natur Angehöriges.

Das bindende Glied zwischen den beiden Thätigkeitsformen ist offenbar das handelnde Ich und sein Verhalten. Denn schließlich spielen sich alle Entscheidungen der sozialen

so gut wie der geistigen Aktion innerhalb der Seele des Einzelnen ab; die maßgebenden Motive aber werden in jedem Falle von einer Grundstimmung des individuellen Ich erzeugt und diese Grundstimmung bleibt dieselbe, gleichviel ob sie sich geistig oder praktisch bethätigt. Eine der möglichen großen Hauptformen dieser Grundstimmung ist die Neigung zum eigenen Ich und seiner Eigenthümlichkeit, der Drang dieses Ich durchzusetzen, und dieser Drang bleibt immer derselbe, ob es nun darauf ankommt, dieses eigene Recht gegen den Anderen und namentlich gegen alle die Bünde und Vereinigungen durchzusetzen, die die Anderen mit einander und mit dem Ich selbst schließen, um es fremdem Willen zu unterwerfen und um seinen eigenen zu bringen, oder ob er sich im schaffenden Künstler aufbäumt gegen das übermächtige Vorbild der Natur, das ihm auch die Selbständigkeit, die Freiheit und Ungebundenheit seiner Phantasie rauben will. Jedes Mal wird das Ich und seine Selbstherrlichkeit vertheidigt, dort gegen einen praktischen, hier gegen einen geistigen Druck, Persönlichkeits-Bethätigung und also soziale Aktion ist im Grunde beides. Aller starke Idealismus ist auch Individualismus, ist auch Persönlichkeitsdrang.

Ist aber erst diese These festgelegt, so ist nicht schwer zu den weiteren, nunmehr nur nothwendigen Folgerungen fortzuschreiten. Existiert zwischen Individualismus und Idealismus ein gewisses Maß von Identität, so müssen auch die komplementären Gegensätze beider, nämlich Gesellschaftstrieb und Realismus, einander verwandt sein. Alle genossenschaftlichen Strömungen der Sozialgeschichte beruhen unzweifelhaft auf dem psychischen Motiv der Hingebung, aller Realismus aber ist auch Hingebung, nur daß in jenem Fall der Einzelne sich an Menschen hingiebt, in diesem an die Natur, an die Wirklichkeit. Die Basis ist auch hier eine gemeinsame, eine Aehnlichkeit der psychischen Grundbeschaffenheit: wo Individualismus und Idealismus die Eigenwilligkeit des Ichs, des Einzelnen, der Persönlichkeit vertheidigen wollen gegen die

Umwelt in Natur und Menschheit, da wollen der Genossenschaftsgeist des sozialen Lebens und der Realismus in der Kunst sie aufgeben. Der Gesellschaftstrieb führt den Einzelnen dazu, sich anzulehnen, sich zu stützen, sich schützen zu lassen, aber deshalb auch sich unterzuordnen, und genau von demselben Impuls wird auch alle Wirklichkeitskunst bestimmt: sie wird nicht müde, die Natur und ihren Schutz aufzusuchen und sich ihrem Vorbild zu unterwerfen. In jedem Falle liegt auch hier eine Aktion der Persönlichkeit zu Grunde: sind Individualismus und auch Idealismus Symptome ihres Strebens nach Souveränität, so zeugen Gesellschaftstrieb und Realismus für ihren Drang, sich anzuschmiegen, sich hinzugeben, sich zu unterwerfen.

Und sind die polaren Gegensätze künstlerischer Thätigkeit solcher soziologischen Deutung fähig und zugleich bedürftig, so ist selbstverständlich, daß auch ihre Zwischenstufen und Schattierungen von dieser Interpretation nicht ausgeschlossen bleiben dürfen. Wo der Realismus selbständiger wird, wo er mehr den Kern als die Schale der Wirklichkeit aufsucht und wiedergiebt, da nähert sich auch die ihm zur Basis dienende psychische Grundstimmung der des Idealismus: der Künstler, der so schafft, ist auch in den Tiefen seiner Persönlichkeit nicht mehr ganz hingabe-, ganz anlehnungsbedürftig, er strebt nach größerer Freiheit.

Andrerseits ist aller Idealismus, der sich an fremde, ältere Muster anlehnt, ist alle klassizistisch-epigonenhafte Formenkunst bei weitem nicht so eigenwillig, so souverän mehr wie die echt-idealistische, die phantastische Formenkunst. Hier tritt der soziale Faktor in allem geistigen Schaffen besonders handgreiflich zu Tage: denn in diesem Falle wird nicht wie in dem des Realismus die Natur zur Herrscherin über den schaffenden Künstler, sondern eine andere Kunst, also Menschenwerk: hier demüthigt sich die Selbstherrlichkeit des frei Schaffenden nicht vor der Wirklichkeit, sondern — ganz wie im sozialen Leben — vor Anderen, vor Menschen. Und da

es sich bei dieser Nachahmung zumeist um Stile und Schulen, d. h. um ganze Gruppen älterer, sei es längst dahingegangener, sei es noch lebender Künstler handelt, so nimmt die Aehnlichkeit hier noch an Intensität und Umfang zu: es handelt sich wie beim Gesellschaftstrieb um eine soziale, so hier um eine geistige Unterwerfung des Einzelnen unter den Willen ganzer Gruppen.

So wichtig aber der soziale Kern alles künstlerischen Schaffens ist, man wird diesen Vergleich nicht pressen dürfen. Man wird sich mit den allgemeinsten Merkmalen, mit den weitesten und leisesten Umrißlinien begnügen müssen. Man wird diese Analogien, die freilich mehr als ein Gleichniß sind, nicht zu Tode hetzen dürfen, man wird wohl die großen, nicht aber auch noch die untergeordneten Kategorien mit einander vergleichen dürfen. Sozialer Individualismus und künstlerischer Idealismus, sozialer Gesellschaftstrieb und künstlerischer Realismus haben vieles gemein, aber diese Kreise decken sich nicht ganz, auch nicht in dem beschränkten Sinn, in dem zwischen ihnen überhaupt nur von Kongruenz die Rede sein kann. Wenn der klassizistisch-epigonenhafte Idealismus, der gar nicht auf eigenen Füßen stehen, sondern sich fremden Mustern unterwerfen will, nicht Individualismus ist, so erinnert er geradezu an eine der Formen des Gesellschaftstriebes: an die Zwangsgenossenschaft, zu der etwa der staatliche Absolutismus seine Unterthanen zusammendrängt. In jedem der beiden Fälle nämlich zwingt ein Absolutes, dort eine ideale, hier eine politische Gewalt, dort die Geister, hier die Völker zu einer unbedingten Unterwürfigkeit. Aber eben aus dieser Aehnlichkeit geht hervor, daß wenigstens in Ausnahmefällen — denn ein solcher ist jeder Klassizismus trotz aller Häufigkeit seines Auftretens — die Bereiche der großen Gegensätze und Ideen in Kunst und Gesellschaft nicht zusammenfallen.

Mit derselben Vorsicht und denselben Vorbehalten wird man von der Wissenschaft und ihrer sozialen Deutung reden müssen, aber auch hier ist der Zusammenhang unverkennbar.

Denn auch hier liegt ein Verhältniß zwischen formender Geistesthätigkeit und zu formendem Stoffe vor, das in seiner verschiedenen Ausdrucksweise die gleiche Aehnlichkeit mit den Beziehungen des handelnden Ichs zu seiner sozialen Umgebung hat, wie die einzelnen Arten der Kunstübung. Auch in der Wissenschaft wie in Kunst und Gesellschaft giebt der Einzelne, die Persönsichkeit sich hin oder kämpft und ringt um Herrschaft. Denn auch der Gelehrte steht vor der Alternative, der Realität demüthig nachzugehen oder sie zu meistern, und die Kraft, die auch ihn zum Herrn machen kann, ist die Phantasie. Ist noch nöthig zu sagen, daß alle Deduktion, alle Wissenschaft, die sich vornehmlich auf Hypothesen und deduzierende Schlüsse stützt, den Forschenden höher hebt, daß sie ihn souveräner werden läßt, wie aller Empirismus? Nietzsche in seinem Drang, alle Erkenntniß bis in die letzten Konsequenzen hinein, man möchte sagen, bis aufs Messer durchzudenken, aber ausgerüstet mit aller seiner soziologischen Divinationsgabe, hat jegliche exakte Wissenschaft als eine niedrige gelehrte Neugier, als ein knechtisches Sich-in-den-Staub-werfen vor dem Objekt gegeißelt, und Jeder sieht wie maßlos hier übertrieben ist. Aber man wird nicht leugnen dürfen, daß alle kühn bauende Wissenschaft etwas Herrisches und daß alle empirische Forschung etwas geduldig Dienendes, etwas Lastthiermäßiges an sich hat. Zum Vergleich schon, zum oft und nutzbringend angewandten, führt nur ein Kombinierenkönnen, das ohne Wagemuth nicht zu denken ist. Um überraschende und eben deshalb oft sehr fruchtbare Vergleiche anzustellen, muß der Forscher sich sorglos seiner Phantasie hingeben können; er darf sich nicht an die landläufigen und hergebrachten Zusammenstellungen halten und seine Kombination muß starke Flügel haben. Alle Systematik, alle Beweisführung operiert unbefangener mit dem Stoff als jede beschreibende Wissenschaft; sie reißt ihn kühn aus den natürlichen Zusammenhängen, die in der Geschichte etwa die chronologische Aufeinanderfolge und in der Natur das veränderliche Nebeneinander schafft. Typus und Abstraktion können nicht gehand-

habt werden, ohne ein gewisses Maß unbesorgten, frischen Zugreifens. Wer sie benutzt, muß den Muth des Irrens haben; an den Preis einer Bemeisterung des unabsehbaren Wirrsals der Einzelheiten muß er die Gefahr setzen, einen falschen Einzelfall als Typus anzusehen, falsche Eigenschaften als allgemeingültige zu abstrahieren. Jede Hypothese vollends und jeder deduktive Beweis sind Luftschlösser, an deren Bau der Forscher jedes Mal von Neuem den Hals wagen muß.

Man sieht, auch hier ist das Element der Kühnheit und des Herrschenwollens an das Wirken der Phantasie gebunden. Aber eben sich ihr zu überlassen ist Wagniß und auch die Fehler und Uebertreibungen dieser Forschungsweise sind im Grunde nicht nur Fehler der wissenschaftlichen Phantasie, sondern auch Uebertreibungen dieses Wagemuths. Die gewaltigen Gedankenmärchen spekulativer Philosophen und die kühnen Konstruktionen deduktiv verfahrender Forscher brechen immer dann zusammen, wenn ihre Urheber allzu herrenmäßig die Wirklichkeit umgewandelt oder gar hinter sich gelassen haben.

Alle empirische Wissenschaft aber ist im Gegentheil von den Instinkten der Hingebung, des Sichanschmiegens beseelt. Alle Deskription namentlich ist aus starker Liebe zum Stoff herausgeboren und sie verschmäht deshalb, ganz wie eine liebende Tochter auch nicht das Kleine und Kleinliche an ihrer Mutter, der Wirklichkeit. Sie fühlt sich in ihrem Schutze warm geborgen und ist darum ängstlich bemüht, sich in jeden, auch den geringfügigsten ihrer Winke zu fügen. Aller Empirismus weiß, daß er dann sicher ist, wenn seine Ergebnisse ganz augenfällig mit der Realität übereinstimmen, und er wird deshalb nicht müde, diese Uebereinstimmung aufs Peinlichste aufrecht zu erhalten. Jede Verallgemeinerung ist ihm aus dieser Sorge, aus dieser Liebe zum Stoff heraus verdächtig und zweifelhaft; denn auch seine Liebe besteht, wie jede andere Liebe, ein wenig aus Sorge und Aengstlichkeit um das eigene Heil. Aber andrerseits bringt auch nur die

empirische Wissenschaft jenes wunderbar vertraute Verhältniß zwischen Forscher und Wirklichkeit hervor, das allein der Natur, der Realität ihre Geheimnisse abzulocken vermag, und ohne diese Grundlage wäre alle Deduktion ein nicht mehr kühnes, sondern frivoles jeu d'esprit.

Vergleicht man nun aber diese sozialen Inhalte des wissenschaftlichen und des künstlerischen Schaffens, so drängen sich auch hier wie bei der Zusammenfassung der geistigen Eigenschaften beider Produktionsformen die Aehnlichkeiten und Analogien herzu. Idealistische Kunst und deduktive Wissenschaft haben in ihrer sozialpsychischen Wurzel dieses gemein, daß sie der Wirklichkeit einigermaßen fern bleiben wollen. Sie wollen sie beide meistern, wollen sie sich unterwerfen, aber sie wollen auch von ihr abrücken, sie wollen zwischen sich und den oft recht übel riechenden Realitäten der Welt und des Lebens Distanzen schaffen.

Sie brauchen beide die Wirklichkeit, um aus ihr das Werk ihrer Hände zu formen, aber sie streben beide nach einer königlichen Freiheit der Natur gegenüber. Sie behalten beide sich vor, unter den Einzelheiten, die ihrem Auge sich bieten, Umschau zu halten, und unter ihnen zu wählen. Die eine glaubt, das Bild der Welt, das sie geben will, übersichtlicher und richtiger zu entwerfen, wenn sie gleichgültige Züge übergeht, wenn sie vereinfacht und zusammenzieht; die andere aber, die idealistische Kunst, will die Freuden, die sie mit ihren der Welt wenigstens entnommenen Bildern verschenken will, dadurch tiefer und größer machen, daß sie von allem Indifferenten und Kleinen absieht. Beide Absichten aber, die an sich die höchste Aehnlichkeit haben, quellen empor aus derselben Seelenstimmung: aus dem Gefühl des Herrseinwollens gegenüber der Natur, wie aller Individualismus hervorgeht aus dem Willen zur Unabhängigkeit den Anderen, den Mitmenschen und ihren mächtigen Einungen gegenüber.

Und weiter, das Mittel, durch das Künstler und Forscher sich diese geistige Herrschaft über die Wirklichkeit verschaffen

wollen, ist in beiden Fällen dasselbe: die Phantasie. Daß idealistische Kunstübung so wenig wie jede andere des auffassenden, des sich erinnernden Verstandes entbehren kann, ist selbstverständlich, aber ihr Formensinn und ihre Wirklichkeitsflucht müssen sich von der Phantasie die Flügel leihen. Deduktive Wissenschaft freilich operiert sicher viel häufiger mit dem Verstande, aber es hieße ihr Wesen im Innersten mißverstehen, wollte man verkennen, daß alle ihre charakteristischen Denkformen, Typus, Abstraktion, Hypothese und so fort, ohne die Gabe der Phantasie in nichts zusammensinken. Man hat gut reden, daß die Schlußfolgerung eine Manipulation des Verstandes sei; sie ist nicht zu denken ohne eine Einbildungskraft, die gleichsam immer zu einer der nächsten Stufen voraneilt und prüft, ob sie und welche von ihnen Halt gewähren. Die Phantasie aber ist das Subjektive an sich, es ist die fessellosest Thätigkeit des menschlichen Geistes, und ihre Hilfe in Anspruch zu nehmen werden Künstler und Forscher wieder und wieder gedrängt durch jene Grundbestimmung des Persönlichkeitsdrangs, der Selbständigkeit des eigenen Ichs.

Realistische Kunst aber und empirische Wissenschaft sind von derselben Liebe zur Wirklichkeit, zum Stoff getragen; sie operieren weit weniger gern mit der Phantasie und weit lieber mit dem schlechthin auffassenden und sich erinnernden, mit dem nicht eigentlich produktiven, nicht eigentlich erfindenden Verstande. Jenes Anlehnungsbedürfniß der Natur gegenüber ist desselben Ursprungs wie jenes andere soziale Anlehnungsbedürfniß, wie der Gesellschafts-, der Genossenschaftstrieb. In allen drei Fällen schließt sich das Individuum an, es unterwirft sich der Umwelt, es demüthigt sich vor ihr, weil ihm Lieben, Sichhingeben Bedürfniß ist und — ein wenig — weil es wirklich schwach ist oder sich doch schwach fühlt.

Mit einem Worte: der Idealismus des Künstlers und der deduktive Weg des Forschers gehen auf herrische, auf spezifisch vornehme, starke Instinkte, Realismus und Empirismus aber auf ein Dienenwollen, ein Sichdemüthigen, auf die

schwächeren Triebe der Hingabe zurück. Und eben deswegen sind jene dem Persönlichkeitsdrang, diese dem Gesellschaftstrieb zu vergleichen.

Für das Verhältniß von Wissenschaft und Kunst würde sich aus dieser Deutung ergeben, daß die Kunst als die vornehmlich phantasiemäßige Geistesthätigkeit, auch die subjektivere und persönlichere und also vornehmere ist, und daß die Wissenschaft sich als die der Erkenntniß des Weltgetriebes gewidmete Funktion des Geistes eine mehr dienende, demüthigere Rolle zugewiesen hat. Und gewiß, man wird nicht leugnen dürfen, produktiver verfährt im Grunde der Künstler, er schafft neue Werthe, während der Gelehrte nur schon vorhandene würdigen, nachkosten will. In allem Erkennenwollen spricht sich eine gewisse Schwäche aus: indem man zu lernen begehrt, erklärt man seinen bisherigen Zustand für mangelhaft, für der Ergänzung bedürftig, man sucht von anderwärts her eine Stärke, die man in sich selbst nicht fühlt, man sucht außerhalb eine Hilfe, eine Unterstützung auf, die man sich selbst nicht gewähren kann. Und das Sichhingeben an den Stoff, das der empirischen Wissenschaft eigenthümlich ist, von der man aber nicht leugnen darf, daß es dem Grundzug aller Wissenschaft entspricht, kann sich in der That zu einer etwas schnüffelerischen, etwas lakaienmäßigen Wißbegierde steigern — namentlich da, wo es sich nicht um die Natur und nicht um allgemeine menschliche Vorgänge, sondern um die Handlungen bestimmter, wenn auch vielleicht längst dahingegangener Individuen handelt. Wobei selbstverständlich ist, daß hiermit nicht der einzelne Forscher, der so ganz sachgemäß verfährt, sondern die Richtung als solche charakterisiert ist.

Aber in Wahrheit verhält es sich doch nicht ganz so: denn einmal entbehrt auch die Kunst dieses selben Hanges zur Realität nicht, sie kann ohne Welt und Wirklichkeit nichts ausrichten, sie muß ihr ihren Stoff entnehmen und zuweilen versenkt sie sich doch auch allzu dienstfertig in sehr bestimmte Menschlichkeiten — man denke an manche Porträts, die in

ihrem Wahrheitsdrang sich wie eine gemalte Beleidigung des Abgeschilderten ausnehmen, oder an die mannigfachen Indiskretionen, die Dichter aller Zeiten den Lebenden gegenüber begangen haben. Zum Zweiten aber ist alle Forschung doch nicht nur Lernen, sondern auch in ihren angewandten, ihren praktischen Zweigen ein Herrschenwollen über die Wirklichkeit: ein Ueberlisten der Menschheit, ein Zähmen der Natur, das durchaus auf Herrscherinstinkte zurückgeht. Ja selbst die reine Wissenschaft stellt sich sub specie aeternitatis betrachtet dar wie ein Versuch der Menschheit, über die lästigen und beunruhigenden Räthsel des Daseins Herr zu werden, nicht um damit einen materiellen Vortheil zu erringen, sondern um des ideellen Gewinnes willen, der aus dem Gedanken resultiert, daß auch diese trotzige Stumme, die Natur, vom Herrn der Erde zum Reden gezwungen werden konnte. Und endlich enthält jede Wissenschaft einige, alle Deduktion aber so viele Phantasie-Elemente, daß man der Forschung überhaupt auch ihren Mitteln nach den Drang zur Stärke, zur Selbständigkeit nicht wird absprechen dürfen. —

Alle solche Beweisführungen können sich nur an Verstehende wenden; alle die selbstverständlichen Klauseln und Voraussetzungen, die ihnen zu Grunde liegen, können nicht immer von Neuem wiederholt worden. Nur die eine wichtigste, elementarste soll von Neuem in Erinnerung gebracht werden: hier ist immer nur von den konstitutiven Faktoren des geistigen Lebens die Rede und auch der oberflächlichste Blick auf die Geschichte, auf die wirkliche Gestaltung der Dinge lehrt, daß sie nur in den allerseltensten, in den extremsten Fällen in völliger Reinheit zu Tage treten, daß sie vielmehr fast immer in der buntesten Mischung und Nuancierung einer langen, stufenreichen Farbenskala auftreten. So selten der Individualismus und der Gesellschaftstrieb im sozialen Leben isoliert und gleichsam abstrahiert in Erscheinung treten, so selten sind sie auch in ihren geistigen Ausdrucksformen rein und ungemischt zu beobachten.

Aber ein allgemeiner Einwand könnte nicht gegen gleichgültige oder mißverstandene Außenwerke dieser Darlegung, sondern gegen ihr Zentrum gerichtet werden: daß nämlich als Objekte der seelischen Grundstimmung, deren Dasein man vielleicht zugeben mag, die Mitmenschen ringsum und die Mitwelt ringsum nicht ohne Weiteres gleichgesetzt werden dürften. Man könnte geltend machen, daß es ein Anderes ist, ob der Einzelne als soziales Atom in Beziehung tritt zu anderen Einzelnen und deren Vereinigungen, und ein Anderes, ob er als geistig Schaffender in Beziehung tritt zur Natur und zur Realität des Menschenlebens, um von ihr für seine künstlerische oder wissenschaftliche Produktion den Stoff zu entlehnen. Aber man wird zugeben müssen, daß dieses Argument nur dann zutrifft, wenn wirklich die Vorgänge, die das Verhältniß des Forschers oder Künstlers zur Wirklichkeit in seiner Seele sich abspielen läßt, wesentlich andere sind, als die, die sich in der Brust eines Jeden dann vollziehen, wenn er am sozialen Leben theilnimmt, wenn er einer Körperschaft sich anschließen oder sich ihrer erwehren will.

Wer einen solchen Gegensatz als bestehend annimmt, wird sich vor Allem darauf berufen, daß alle sozialen Beziehungen im weitesten Sinne Machtfragen seien, es handle sich da immer um aktives Eingreifen, um ein Sichunterwerfen oder um ein Beherrschen. Wissenschaft und Kunst aber hätten nur mit ideellen Werthen zu schaffen, beide Gebiete also dürften nicht als irgendwie gleichgeartet angesehen werden. Nun aber prüfe man, wie sich Künstler und Forscher in Wahrheit zu ihrem Stoff verhalten und ob hier nicht im Grunde auch Machtkämpfe ausgefochten werden.

Gottfried Keller läßt seinen Grünen Heinrich einmal sagen: Wenn man nur ein einfältiges Sträuchlein abzeichnet, so empfindet man eine Ehrfurcht vor jedem Zweige, weil derselbe so gewachsen ist und nicht anders nach den Gesetzen des Schöpfers; wenn man aber erst fähig ist, einen ganzen Wald oder ein weites Feld mit seinem Himmel wahr und

treu zu malen, und wenn man endlich dergleichen aus seinem Innern selbst hervorbringen kann, ohne Vorbild, Wälder, Thäler und Gebirgszüge, oder nur kleine Erdwinkel, frei und neu, und doch nicht anders, als ob sie irgendwo entstanden und sichtbar sein müßten, so dünkt mich diese Kunst eine Art wahren Nachgenusses der Schöpfung zu sein. Da lässet man die Bäume in den Himmel wachsen und darüber die schönsten Wolken ziehen und beides sich in klaren Gewässern spiegeln! Man spricht, es werde Licht! und streut den Sonnenschein beliebig über Kräuter und Steine und läßt ihn unter schattigen Bäumen erlöschen. Man reckt die Hand aus und es steht ein Unwetter da, welches die braune Erde beängstigt, und läßt nachher die Sonne in Purpur untergehen! Und dies alles, ohne sich mit schlechten Menschen vertragen zu müssen; es ist kein Mißton im ganzen Thun!

In diesen Worten scheint mir das eigentliche soziale Geheimniß aller Kunst auf das Beste abgeschildert zu sein. Leise ist am Anfang angedeutet, daß nicht alle Kunst so herrenmäßige Gefühle zu verschaffen möge, und am Schluß ist ganz schlicht die Weltfremdheit alles dieses Thuns und Treibens eingestanden. Aber wer wollte leugnen, daß diese Freuden des Künstlers Machtempfindungen, wenn auch gewissermaßen nur erborgte, sind. Sie sind wie ein Reflex des wirklichen Lebens, sie spielen sich in der leisen Stille der Werkstatt ab, fern von allem Lärm und Streit der Wirklichkeit, aber sie sind deshalb nicht immer schwächer gefühlt, als die realen Vorgänge selbst. Nur die erregteste Leidenschaft vermag überhaupt große Kunstwerke zu schaffen und in ihren Augen müssen die Bilder, die nur die Phantasie des Künstlers schaut, zu Ereignissen emporwachsen, die deshalb, weil nur das Herz eines Menschen ihr Schauplatz ist, sich nicht allzuviel gedämpfter zu vollziehen brauchen, als draußen auf dem lauten Theater des Lebens.

Niemand wird Gottfried Keller, dessen Realismus noch von der letzten Abendröthe der Romantik vergoldet ist, dessen poetischer Charakter aber von seiner Wirklichkeitskunst be-

stimmt ist, als einen aufgeregten Psychologen des Kunstschaffens beargwöhnen dürfen, und er redet hier nur von dem verhältnißmäßig ruhigen Wirken des Landschaftsmalers und von einer Kunst, die im Sinne seines Zeitalters nicht allzu weit von der Realität abzuweichen trachtete. Wie viel stärker aber sind die Emotionen des Dramatikers, der in den knappen, strengen Formen seiner aktionsfrohen Kunstgattung lebendige Menschen handelnd auftreten läßt. Und wie viel schöpfungsähnlicher ist die Kunst, die sich den Fesseln der Realität zu entwinden strebt.

Und nun der Gelehrte! Man beobachte nur, wie im alltäglichen Leben Jeder, der von einem Streit, einem Gespräch berichtet, sich mit den Handlungen, den Handelnden identifiziert. Jedes Weib aus dem Volk, das der Nachbarin erzählt, empfindet ein Hochgefühl beim Schildern bedeutender Personen oder wichtiger Auftritte, gleichviel, ob das, wovon sie redet, im Uebrigen erfreulich oder traurig, ja selbst abschreckend, gräßlich ist. Jeder Bote, auch der mit einer schlimmen Nachricht kommt, hat ein starkes Gefühl der Genugthuung, nur weil er Bedeutendes zu berichten weiß und weil er das Gewicht seiner Meldung unwillkürlich auf seine eigene Person überträgt. Dieser sehr gewöhnliche psychologische Vorgang aber ist typisch für die Empfindungen des Forschers: ist doch alle Wissenschaft nur Berichterstattung. Auch der Gelehrte identifiziert sich einigermaßen mit den Dingen und Menschen, die er schildert, und dazu kommt, daß er in gewissem Betracht sich zu ihrem Richter aufwirft, daß sich ihm Zusammenhänge aufthun, die etwa den lebendigen Menschen, die sie am nächsten angingen oder angehen, verborgen blieben, daß er über Zweckmäßigkeit und Berechtigung von Handlungen fort und fort Urtheile abgiebt. So gewinnt nun für ihn alles das, was ihn nur in der Idee beschäftigt, Leben und schwerwiegende, gleichsam aktive Bedeutung, eine Bedeutung, der gegenüber er sich nicht mehr als Schauender, sondern als Handelnder fühlt. Und dieses Gefühl der Aktion mag

sich für den Gelehrten der Geisteswissenschaften steigern, insofern er ohne Unterlaß mit Menschen und Menschenwerk zu schaffen hat, aber auch den Naturforscher wird es so wenig wie den Landschaftsmaler je verlassen, wie dieser sich unwillkürlich in die Rolle eines Schöpfers versetzt, so träumt jener sich wenigstens in die eines Eingeweihten der Natur hinein.

In jedem der beiden Fälle also, in dem des Gelehrten wie dem des Künstlers, findet ein zwar nur seelisches, innerliches, aber so intensives Handeln statt, daß man billig nicht daran wird zweifeln dürfen, daß hier, im Vergleich zu den sozialen Gefühlen, eine Gattung zwar ganz anders gerichteter, aber ihrem Wesen nach verwandter Empfindungsreihen zu entstehen pflegt. Eben jenes Abstoßen und Anziehen, jenes Herrschen- und Dienenwollen, jenes Sichemanzipieren oder Sichanschließen, dieselbe Alternative, die das soziale Leben beherrscht, regiert in Wahrheit auch die Strömungen des geistigen Schaffens. —

War unter geistiger Produktion in allen diesen letzten Ausführungen nur Kunst und Wissenschaft verstanden, so ist doch leicht abzusehen, daß sie sich mit demselben, ja vielleicht noch größerem Rechte auf alles religiöse Dichten und Trachten anwenden lassen. Denn wenn es aufmerksamer Erwägungen bedarf, um einzusehen, daß die Wirklichkeit dem Forscher und Künstler sich als ein Objekt quasi-sozialer Empfindungen darstellt, so liegt dieselbe Feststellung in Hinsicht auf den Glauben unendlich viel näher. Denn worin unterscheidet sich zuletzt Religion von Kunst und Wissenschaft am auffälligsten? Auch sie wendet sich der Realität zu wie die Wissenschaft, auch sie ist gewissermaßen Naturbeobachtung, Naturenträthselung, aber indem sie zugleich das Privileg der Kunst beansprucht, die Phantasie frei und willkürlich schalten und walten zu lassen, so lehnt sie grundsätzlich ab, sich an die Ergebnisse der Erfahrung zu halten, und nimmt sich das Recht, auch über die Erfahrung hinaus Ursprung und Leitung der Welt zu ahnen und diese Ahnungen als Gewißheiten zu verkünden. Soviel

Formen aber dieses zu völliger Sicherheit angewachsene Divinieren auch angenommen hat, eines haben sie alle gemeinsam: sie personifizieren das Weltgeschehen. Und indem sie sich die Urheber und Leiter alles Wirklichen als menschenähnliche Personen, als „Götter“ gegenübersetzen, so sind die Beziehungen, die sie zwischen den Menschen und diesen gewaltigen Regenten des Alls annehmen, von vornherein denen sehr ähnlich, die zwischen Menschen und Menschen existieren, d. h. den sozialen. Die personifizierte Wirklichkeit wird sehr erklärlicher Weise viel leichter zu einem quasi menschlichen Gegenüber, als die wissenschaftlich erkannte oder künstlerisch nachgebildete.

Die nächste Frage aber, die nun entsteht, ist die, ob denn auch hier, zwischen den Menschen und ihren Gottheiten ein Abstoßen und Einander-Anziehen, Herr- oder Dienerseinwollen stattfinde, ob auch hier der geistig Schaffende sich entweder der Realität zu nähern oder willkürlich sich von ihr zu entfernen trachte. Und es leuchtet von vornherein ein, daß die besondere Beschaffenheit der Religion diese Gegensätze nicht in ihrer sonstigen Reinheit aufkommen läßt. Denn erstlich kann hier nicht in demselben Sinne, wie im sozialen Leben, von einem Sich-absondern oder Sich-anschließen, einem Herrschen oder Dienen die Rede sein, denn Religion ist immer Gottesdienst, setzt immer eine gebietende Superiorität der Götter oder des Gottes auf der einen, eine demüthige Inferiorität der Menschen auf der anderen Seite voraus. Zum zweiten aber läßt sich der Glauben mit den sozialen Instinkten des geistigen Lebens ebenfalls nicht ohne weiteres vergleichen. Denn alle religiösen Vorstellungen sind ein Erzeugniß der Phantasie; ohne Phantasie hätte die Menschheit zu keiner einzigen von ihnen vordringen können. Alle Religion also ist von vornherein idealistisch, willkürlich und subjektivistisch, sie ist ihrem innersten Wesen nach geistiger Individualismus.

Ein wunderbarer Widerspruch: dieselben Gottheiten, die zu ersinnen und zu gestalten man der fessellosesten Geistes-

gabe, der Phantasie, bedurfte, werden, sobald sie Gestalt angenommen und die Verehrung gefunden haben, die ihre divinatorischen Urheber, ihre ahnenden Erfinder ihnen zu verschaffen wünschten, zu herrischen Gewalten. Und die Menschen, deren Herz und deren Einbildungskraft sie erst geschaffen hat, machen sich zu ihren unterthänigen Sklaven. Der Glauben ist in gewissem Sinne der höchste Triumph geistigen Schaffens, seine Gestalten sind die kühnsten, die großartigsten Gebilde, die menschliche Phantasie je erzeugt, und zugleich ist er die tiefste Demüthigung, die menschliche Hingabefähigkeit sich je auferlegt hat.

Aber die Räthsel des religiösen Lebens sind damit nicht erschöpft. Denn was äußerlich die kühnste Phantasieschöpfung war, ist im Laufe der Jahrhunderte, der Jahrtausende etwas so eisern Festes, so Unantastbares geworden, daß jede, auch die geringste subjektive Regung als Verbrechen gegen den Glauben gilt. Hier offenbart sich in aller Stärke, wovon die Kunstgeschichte so oft und zuweilen auch die Wissenschaft zu erzählen weiß, daß aller Idealismus dazu neigt, Epigonen groß zu ziehen: nichts friert so leicht zu krystallener Festigkeit, wie Ideen, nichts wird so steinern und so felsenhart, wie Gedankenbilder. Und dieselbe Demuth, dieselbe Selbstentäußerung, dieselbe Hingabe des eigenen Ichs, die der Mensch ursprünglich den Gestalten seines Glaubens, seinen Göttern weihte, sie fordert und erhält er zuletzt auch für die Denkformen des Glaubens, für den Glauben selbst.

Welch eine ungeheure Kluft ist doch befestigt zwischen der Entstehung einer Religion und ihrer Fortentwicklung. Den Männern, die die großen Gedanken fassen, die großen Bilder entwerfen, aus denen ein Glaubensbekenntniß besteht, wird begreiflicher Weise die Kühnheit und Subjektivität ihrer Anschauung als höchstes Recht zugestanden. Und sicherlich geschieht das mit allem Fug, denn jeder Glauben ist seinem innersten Wesen nach ein ganz persönliches Gut. Aber noch keine einzige Religion hat aus dieser ganz begründeten Vor-

aussetzung die logisch selbstverständliche Folgerung gezogen, daß, was seinem Stifter recht, auch seinen Jüngern, geschweige den späteren Geschlechtern billig sein müsse. Die Gewißheit ohne Wissen, die der Glauben gewähren will, ist und kann immer nur sein eine subjektive, nicht eigentlich eine objektive. Und noch jedes gemüthstiefe Bekenntniß hat seinen Schwerpunkt in die Erfahrungen des Herzens, d. h. ganz individuelle Erlebnisse, gelegt und damit mittelbar oder auch ganz ausdrücklich und ausgesprochen anerkannt, daß sein Fundament ein höchst persönliches sei. Aber noch nie hat eine Religion grundsätzlich ihren Anhängern gestattet, geschweige denn sie dazu ermuthigt, die Grundlinien ihres Glaubensbildes immer wieder von Neuem zu ziehen und sie selbständig, ein Jeder für sich, zu gestalten. Im Gegentheil, was der Religionsstifter höchstes Recht war, galt noch immer als der Gläubigen höchstes Unrecht, und im Grunde war jedes Dogma des schaffenden Glaubens schlimmster Feind.

Die seelischen Motive dieses inneren Widerspruches sind trotzdem leicht zu finden und sehr verständlicher Natur. Den Glaubensbedürftigen erscheint der Inhalt ihres Bekenntnisses als eines der höchsten, wenn nicht das höchste Gut ihres Lebens, und ist es schon Menschenart, in kleinen Dingen Sicherheit zu verlangen und jeden Zweifel ringsum zum Schweigen zu bringen, so gilt vollends in dieser wichtigsten Angelegenheit die Uebereinstimmung aller Nächsten, aller zum gleichen Lebensverband Gehörigen als eine unentbehrliche Voraussetzung sicherer Gewißheit. Es war kein geistreicher Irrthum, der Voltaire die Religion anklagen hieß, daß sie tausend Kriege über die Menschheit gebracht habe; denn gesetzt, dieser Anlaß hätte gefehlt, so hätten hundert andere nicht gefehlt. Es ist nicht die Religion, sondern die Eigenwilligkeit der Einzelnen und der Völker und ein wenig auch ihre ängstliche Eifersucht auf jede abweichende Meinung, die all dies Blutvergießen herbeigeführt hat.

Trotzdem dergestalt nicht nur die Gegenstände des

Glaubens, die von der religiösen Phantasie geschaffenen Göttergestalten, sondern auch die Formen dieses Glaubens, d. h. die Ideen über das Verhältniß zwischen Gottheit und Mensch, und die Riten der an dies Verhältniß geknüpften Verehrung, eine übermächtige, jeden individuellen Eigenwillen brechende Gewalt gewinnen, wird man doch auch vom religiösen Leben behaupten dürfen, daß es ähnlich zwiegespalten sei, wie alle soziale und alle geistige Entwicklung.

Denn einmal hat die Verschiedenheit der Zeiten und Völker doch sehr verschiedene Verhältnisse zwischen Göttern und Menschen, zwischen der Gottheit und ihren Anbetern entstehen lassen. Gewiß, die Superiorität der göttlichen Wesen ist niemals verläugnet worden, aber die Gläubigen haben sich doch in sehr mannigfaltiger Abstufung vor ihnen gedemüthigt. Die Religionsgeschichte junger, starker Völker ist voll von Abfall und Abwendung von alten Göttern: schon die Thatsache, daß so viele Götter Stammes-, Volksgottheiten waren, erweist, wie unsicher ihr Ansehen, ja ihre Existenz war. Denn unterlag der Stamm, das Volk, das zu ihnen zu beten gewohnt war, so schwand in der Regel auch ihr Kult dahin. Der Polytheismus ist an sich der Macht der Gottheit, der Demüthigung der Menschen nicht förderlich: der Abfall von einem zum anderen Gott giebt den Naivgläubigen ein Mittel in die Hand, den unzugänglichen, den harten oder schwachen Gott zu strafen. Der Heiligendienst des Katholizismus, in dem das starke polytheistische Bedürfniß der Menschheit ein etwas verstümmeltes Ueberbleibsel gerettet hat, ist noch heute voll von solchen Unbotmäßigkeiten, die nicht eigentlich von unerschütterlichem Ansehen dieser himmlischen Mächte Zeugniß geben. Wie herrisch haben die alten Perser sich ihren Göttern gegenüber verhalten: sie glaubten sie wirklich durch Entziehung von Opfer und Gebet strafen zu können.

Und wie unermeßlich weit ist der Abstand zwischen der Erdenmacht, die die heitere Fabelwelt der griechischen Kulte ausübte, und der allmächtigen Gewalt, die das spätere Juden-

thum und nach ihm Jesus und sein Christenthum dem einigen Gotte ihres Glaubens beimaßen. Die christliche Religion hat dann, wie um die ungeheure Gewalt dieser schon allmächtigen Gottheit noch weiter, ins Unermeßliche zu steigern, einen Jenseitsglauben ausgebildet, dessen Lohn- und Straflehre in außerordentlichem Gegensatz zu allen früheren Anschauungen dieser Art steht. Aber selbst in solchen Nebengebilden des eigentlichen Gottesglaubens wird der immer gleiche Gegensatz kund zwischen der größeren oder geringeren Hingabe an die Gottheit: wie frei ist das Griechenthum von all diesen äußersten Exzessen religiösen Trübsinns geblieben. Selbst die einzige Ausnahme, die des Mysterienglaubens, hat doch nie so düstere Vorstellungen erzeugt, wie die des christlichen Höllenglaubens. Kein Grieche hat sich vor der Gottheit so tief in den Staub geworfen, wie das Christenthum seinen Gläubigen auferlegt.

Aber auch die Entwicklung des Christenthums selbst ist von diesem Gegensatz nicht frei geblieben. Der religiöse Rationalismus des achtzehnten Jahrhunderts hat im Protestantismus, wie innerhalb der katholischen Kirche — man denke an Vico — eine Gottesauffassung erzeugt, die dem höchsten Wesen eine weit minder mächtige Stellung zuweist, als alle frühere Kirchenlehre. Denn sein Deismus ließ die Gottheit im Grunde nur als Schöpfer noch bestehen, entzog ihr aber allen Einfluß auf den nach ewigen Gesetzen sich vollziehenden Weltlauf. An diese Gesetze aber ist nach der konstitutionellen Theologie jener Zeiten der Weltmonarch selbst gebunden. Und wie oft haben nicht in der alten wie in der neuen reformatorischen Kirche pantheistische Auffassungen um sich gegriffen, die, wenn auch oft von einem ganz anderen Ausgangspunkt her, zuletzt auf dasselbe Ziel hinausliefen: sie gestanden der Gottheit nur eine weit geringere Macht zu. Denn indem sie Gott und Natur identifizierten, entzogen sie dem bisher außerhalb der Welt gedachten Schicksalslenker des alten Glaubens sehr viel von seiner menschenähnlich-persönlichen

Aktivität. Ja indem sie die allem Pantheismus angeborene Konsequenz des Gottmenschenthums, der göttlichen Natur wie des Alls, so auch des einzelnen Menschen zogen, verstärkten sie vollends in diesem zweiseitigen Verhältniß die Stellung des Menschen auf Kosten des Gottes. Der Atheismus endlich, der zum Mindesten in seinen Anfängen der Regel nach als ein freilich negatives Phänomen der Religionsgeschichte zu betrachten ist, hat sich aus späten Stadien der christlichen, wie mancher heidnischen Religionsgeschichte heraus entwickelt: eine trotzige Absage an jede überirdische Gewalt, eine Gehorsamsverweigerung und Empörung gegen alle Weltherrscher des Jenseits.

Und dieselbe Zwiespältigkeit, wie die Geschichte der Glaubensgestalten, weist auch die Geschichte der Glaubensformen, wenn auch in schwächerem Maße, auf. Gewiß, die großen Grundlagen der Religionen haben sich oft Jahrhunderte lang unerschüttert erhalten; sehr wichtige Bestandtheile des Bekenntnisses aber hat man doch zuweilen dem individuellen Belieben jedes Gläubigen anheimstellen wollen. Einige kleinere und die größte und folgenschwerste der christlichen Sektenbewegungen, die Reformation, haben diese Absicht zum mindesten anfänglich gehabt und in einzelnen, wenn auch nicht eben den umfangreichsten ihrer Ausläufer auch verwirklicht. Alle übrigen Ketzereien und Kirchentrennungen aber, und ihre Zahl ist Legion, waren doch wenigstens an sich Regungen desselben religiösen Individualismus, wenn sie ihm auch in ihrer Praxis durchaus nicht huldigten und alle ihre Anhänger in ähnlich starke, dogmatisch nur etwas anders geformte Fesseln legen wollten, wie die alte Kirche. Und es wäre vermuthlich noch zu viel häufigeren Regungen des Persönlichkeitsdranges auf diesem Gebiete gekommen, hätten nicht von jeher die sozialen Verbände und Klassen, in Sonderheit die Staaten und Völker, die Religion zu ihrer Sache gemacht. Dadurch wurden freilich viele von diesen religiösen Entzweiungen und Abfällen erst ermöglicht, ebenso oft aber erwiesen sich diese weltlichen Körperschaften als

Bürgen und Hüter religiöser Ueberlieferungen gegen alle subjektivistische Opposition.

So erweist sich auch hier, auf diesem halb geistigen, halb ethisch-sozialen Gebiete menschlicher Entwicklung, der alte Gegensatz wirksam. Und wenn er auch in gewisse Schranken gebannt bleibt, das Leitmotiv der Bewegung ist er doch. Die Religionsgeschichte und Religionsphilosophie, zwei noch sehr wenig entwickelte Wissenschaften, schwanken noch unsicher zwischen allerlei Eintheilungsprinzipien hin und her. Vielleicht werden sie einmal dazu gelangen, die Religionen nach diesen Kriterien zu scheiden: ob in ihnen der Mensch sich rückhaltslos der von ihm angebeteten Gottheit hingiebt oder ob er sich ihr gegenüber gewisse Rechte vorbehält. Und die Geschichte der Glaubensformen wird vielleicht einmal den anderen Gegensatz aufstellen, ob in einem Zeitalter, in einer Religion, einer Kirche dem Einzelnen ein größerer oder geringerer Spielraum gelassen war, sein Bekenntniß nach seinem eigensten, persönlichen Bedürfniß zu gestalten.

Diese beiden Paare von Polen der religiösen Bewegung sind etwas verschiedener Art. Jenes erste, das Verhältniß zwischen Mensch und Gottheit umgrenzende, ist fast schlechthin sozialer Natur; hier stehen ein wirklicher Individualismus und eine wirkliche Neigung zur Hingabe einander gegenüber. Und damit die Aehnlichkeit vollendet werde, repräsentiert in der Praxis des Lebens nicht allein die Gottheit, sondern in der Regel die Schaar ihrer Anhänger, die Genossenschaft der ihr zugehörigen Gläubigen die Sache, der der Einzelne seine Selbständigkeit opfert. Von dem anderen Gegensatz aber, dem zwischen individuell-willkürlicher und überliefert-auferlegter Glaubensgestaltung, ist als von einem soziologisch deutbaren zunächst nur in demselben übertragenen Sinne zu sprechen, indem er zuvor auf idealistische und realistische Kunst, deduktive und empirische Wissenschaft angewandt wurde. Es handelt sich hier um die Freiheit des Einzelnen in Hinsicht auf die Formung seines Bekenntnisses, wie es sich um

die Freiheit des einzelnen Künstlers bei Gestaltung seines Kunstideals handelt. Aber die eigenthümliche Gemischtheit des religiösen Lebens, seine geistige und zugleich ethisch-soziale Doppelnatur hat auch hier dafür gesorgt, daß jenem rein ideellen Verhalten sich ganz soziale Begleiterscheinungen zugesellen. Das fest gefrorene Glaubensbekenntniß eines Mannes, einer Generation wird in der Regel das religiöse Panier einer ganzen Genossenschaft: es wird zum Dogma. Und der ursprünglich rein geistige Kampf des Einzelnen um die Freiheit seines Glaubens, um die Möglichkeit, sein Bekenntniß ganz nach eigenem, nach persönlichem Bedürfniß umzuformen, wird zu einem sozialen: der Gläubige, der auch nur innerlich seine eigenen Wege wandeln will, wird als Rebell, als Abtrünniger nicht nur vom Dogma, sondern auch von der Glaubensgenossenschaft angesehen und demgemäß bekämpft.

So stellt sich denn das religiöse Leben und seine Bewegung als ein eigenthümliches Bindeglied dar zwischen sozialem Handeln und geistigem Schaffen.

Doch die Einheit aller ideellen Thätigkeit und ihre soziologische Deutung bleibt trotzdem unangetastet. Auf dreierlei Art und Weise kann sich der Mensch der Wirklichkeit, der Natur, nähern: er kann sie als Vorbild freien, künstlerischen Phantasieschaffens benutzen, er kann sie als Objekt treuen, wissenschaftlichen Forschens ansehen und er kann sie endlich als Gegenstand religiöser Verehrung und als Erzeugniß göttlicher Mächte betrachten. Am freiesten steht er ihr gegenüber, wo er von ihr nur für seine Phantasie Nahrung erlangen will; er muß sich ihr nähern, sobald er sie erkennen, erforschen will; aber er muß sich ihr unterwerfen, wenn er sie oder ihre Personifikation, die Gottheit, anbeten will. Denn als Künstler räumt er der Phantasie den Vorrang ein, ohne im Uebrigen auf den auffassenden und sich erinnernden Verstand zu verzichten; als Forscher kehrt er das Verhältniß zwischen den beiden Kräften seines Geistes um und benutzt öfter den Verstand als die Phantasie als Werkzeug; als Gläubiger aber

stellt er im Grunde beide nur in den Dienst seiner Empfindung, die ihn sich geahnten höheren Gewalten zu unterwerfen heißt, und der zu Liebe er mit seiner Phantasie sich göttliche Gestalten und mit seinem Verstande Systeme des Glaubens schafft. In allen drei Fällen aber ist trotzdem ein Auf und Nieder möglich zwischen persönlich-subjektiver Willkür und treuer Hingabe. Jene entfernt sich von der Realität, um ganz freie Kunst, freie Wissenschaft und halbfreie Religion zu schaffen; diese aber giebt sich ihr hin und erzeugt Wirklichkeitskunst, beschreibende oder empirische Wissenschaft und unbedingten Glauben. Immer aber handelt es sich darum, ob der Einzelne, ob die Persönlichkeit sich behauptet, sich isoliert, sich auslebt, oder ob sie Zugeständnisse macht, sich hingiebt, sich unterwirft.

Schluß.

Gefühlsströmungen als Träger alles historischen Geschehens.

Ich halte inne, denn es ist an der Zeit, noch einmal die beiden großen Hauptgruppen menschlichen Dichtens und Trachtens nebeneinander zu stellen und sie mit einem Blick zu umfassen. Was ich mit allen diesen Argumentationen erweisen möchte, ist nicht die völlige Identität sozialer — d. h. praktischer — und geistiger Vorgänge. Es wäre ein müßiges Unterfangen, eine solche Behauptung gegen den offenbaren Augenschein zu verfechten. Was dieser Untersuchung als Ziel vorschwebt, ist vielmehr dies, daß es gewisse Grundstimmungen und Empfindungsströmungen giebt, die allen Aktionen des Menschen, den nach außen gewandten sowohl, wie den auf Geist und Inneres beschränkten, als Trägerinnen dienen. Wohl gemerkt, nur um Empfindungen und Gefühle handelt es sich, nicht um Handlungen und Ideen. Diese zerstreuen sich in alle Mannigfaltigkeit und Buntheit menschlichen Wirkens, jene aber bilden die gemeinsame Wurzel.

Redet man im sozialen Leben von Abstoßen und Anziehen, von Selbständigkeitsdrang und Gesellschaftstrieb, so sind damit doch unzweifelhaft Wellen, Strömungen, Impulse des Empfindens gemeint. Das Entscheidende ist für diese Sphäre unseres Erlebens im Grunde nicht, wem gegenüber und in welcher Lage wir handeln, sondern in welcher Richtung wir handeln. Und das Kriterium dieser Gefühlsbewegungen ist

immer, ob sie dem eigenen Ich und seinem Interesse zustreben oder ob sie in entgegengesetzter Richtung nach außen, Anderen, Anderem sich nähern. Für das geistige Schaffen aber gilt die gleiche Beobachtung: es strebt nach außen oder kehrt zu sich zurück, es entäußert sich oder es dient dem eigensten Kern des Ichs — nur daß das Außen in diesem Falle nicht von den Menschen und ihren Genossenschaften, sondern von der Wirklichkeit, der Natur dargestellt wird, mag sie nun als künstlerisches Vorbild, als Objekt des Erkennens oder als göttlicher Gegenstand der Verehrung dienen. Aus den Anderen des sozialen Lebens wird hier das Andere der Realität — Außenwelt, Umwelt ist Beides. Und immer ist das Ich der übrigen Welt dem Nicht-Ich gegenübergestellt.

Nicht als ob nun das Ich seiner selbst vergessen wollte, wenn es sich hingiebt, sei es an Menschen, sei es an die Natur, an Gott, an die Wirklichkeit. Alle aufrichtige Ethik lehrt uns, daß unsere Liebe zum Anderen, zum Nächsten ebenso das eigene Wohl sucht, wie die Liebe zu uns selbst — sie hat nur ein andersgeartetes Glück unseres Ichs zum Ziele, ein Glück, das aus der Freude über das Glück des Anderen besteht. Aber all unser starkes, alles schaffende Thun ist nicht zu denken ohne jenen härteren, „selbstsüchtigen“ Zug — ohne diesen Egoismus im engeren Sinne würden Welt und Menschheit noch weniger bestehen können als ohne allen Altruismus [1]). Und da jede Ethik nur ein Zweig der Soziologie und jedes sittliche nur ein Theil des sozialen Verhaltens ist, so muß derselbe Satz von allen sozialen Beziehungen gelten. Er wird für die viel gröberen und indifferenteren Verhältnisse des

---

[1]) Damit man mich nicht mißverstehe, darf ich auf einen summarischen Versuch verweisen, der diese Meinungen des Näheren begründen sollte. (Die Liebe zum Ich und die Liebe zum Anderen; Zukunft 20., 27. Nov. 1897.) Wie wenig ich daran denke, mit diesen Ausführungen alte eudämonistische Auffassungen erneuern zu wollen, soll eine zweite noch unveröffentlichte Abhandlung, das Glück des Schaffenden, darlegen.

Staats- und Gesellschaftslebens sogar viel leichter Anerkennung finden, da hier nicht die gleichen altruistischen Vorurtheile zu überwinden sind wie in der Moral, der Soziologie des Einzelnen. Ein individualistisches Verhalten dem Staat gegenüber wird nicht so oft von vornherein mißbilligt werden, als ein im landläufigen Sinne egoistisches Verfahren im privaten Leben. Allzu deutlich drängt sich hier doch die Beobachtung auf, daß auch die Minder-„Selbstsüchtigen", die sich fest zusammenschließen und sich den also entstehenden Einungen ganz und gar hingeben, nicht selbstlos handeln. Denn sie folgen zwar einem Drang ihres Herzens und Familie und Staat, Stand und Klasse mögen der Liebe des Ichs zum Anderen ihre Entstehung zum großen, wenn nicht zum größten Theil danken, aber auch jener robustere Trieb zur Selbsterhaltung und zur Förderung des eigenen Wohles, der Egoismus im eigentlichen, engeren Sinne findet in diesen sozialen Gemeinschaften so offenbarer Weise seinen Vortheil, daß man hier nicht wohl von Altruismus und Nächstenliebe wird reden können.

Und noch weniger darf derselbe Gegensatz im geistigen, im Innenleben nach diesem angeblich untrüglichen Maßstab gewerthet werden. Gewiß, auch der Künstler, der Forscher, der Gläubige, der mehr seiner Persönlichkeit als der Außenwelt leben will, ist Egoist auch in jenem herkömmlichen engeren Sinn: er sucht sich selbst. Und alles Ausströmenlassen des eigenen Ichs in Natur und Welt und Gottheit ist der Nächstenliebe im Innersten wahlverwandt, aber schöpferisch ist hier, wie überall, der Egoist, der Individualist in viel höherem Maße als der Sich-Hingebende. Die Phantasie, die überall das Neue schafft — im geistigen, wie auch im praktischen, im sozialen Leben —, ist nicht umsonst sein bevorzugtes Werkzeug. —

Wir Thoren und Narren nehmen an, daß all unser Dichten und Trachten bestimmt werde von den sachlichen oder persönlichen Motiven, deren wir uns bewußt werden. Wir

konstruieren uns Prinzipien der Lebens- oder der Staatsführung, wir schmieden ganze Systeme und wähnen, wir richteten Kunstübung, Forschungsmethoden und religiöses Verhalten nach ihnen, wir glauben unsere sittlichen Beziehungen zu den Menschen ringsum grundsätzlich geordnet zu haben und werden doch nicht gewahr, daß wir in Wahrheit gar nicht nach all diesen Regeln und Richtschnuren handeln, sondern nach den innersten, ganz gefühlsmäßigen Antrieben unseres Wesens. Oder wir bilden uns ein, zwar ganz willkürlich von Fall zu Fall zu entscheiden, dabei aber jedesmal zu erwägen, was unserem Interesse oder unseren Neigungen am besten entspreche. Und doch sind freilich alle jene prinzipiellen ganz wie diese besonderen Entscheidungen vorhanden, aber sie sind nicht im mindesten die letzte Wurzel unseres Handelns; sie werden getragen und geleitet von jenen ursprünglichsten Gefühlsströmungen, die uns entweder aus uns heraus oder immer wieder zu uns selbst zurückführen. Und in diesen dunklen, fast ganz unter der Schwelle des Bewußtseins lagernden Regionen wird allen unseren Entschlüssen die entscheidende Richtung gegeben, alle übrigen sachlichen und persönlichen Motivierungen, von denen wir in der Regel viel Rühmens zu machen pflegen, nehmen sich diesen entscheidenden Instanzen gegenüber aus wie ein Maskenspiel, mit dem wir nur uns und andere zu täuschen suchen.

Alles äußere und innere Leben, alles Handeln und Denken, alles Bilden und Glauben gewinnt zwar Form und Farbe erst durch die unzähligen Variationen und Mannigfaltigkeiten des Schicksals, aber wohin es sich wendet, ob es den Anderen und der Umwelt, oder uns und immer wieder uns selbst dienen soll, das entscheiden jene verborgenen Mächte, die im tiefsten Inneren unserer Seele herrschen.

Für die Geschichte unseres Geschlechts aber hätte das Alles wenig Bedeutung, wenn dieses scheinbar Persönlichste unserer inneren Anlage wirklich ganz individuell verschieden wäre, wenn wahllos in jedem Einzelnen die eine oder andere von diesen Gefühlsströmungen vorherrschte. Aber so gewaltig

ist die Solidarität alles Menschenschicksals, so unselbständig ist das Individuum, so übermächtig der Trieb zur Nachahmung in uns, daß auch diese elementarsten, diese innerlichsten und scheinbar eigenthümlichsten Eigenschaften in Massen und Mengen auftreten, daß ganzen Zeitaltern, ganzen Völkern und ganzen Reihen von Generationen der eine von den zwei Grundtypen oder doch eine von den vielen möglichen Mischungen der beiden aufgeprägt ist. Und eben deshalb hat die Historie das Recht, die Zeiten vor allem nach diesem letzten Kriterium zu scheiden, eben deswegen ist sie befugt, vor jeder Erscheinung des geschichtlichen Lebens zuerst und zuletzt zu fragen, ist sie ein Symptom von sozialem oder geistigem Individualismus oder zeugt sie vom Gegentheil, von sozialer oder geistiger Hingabe der Persönlichkeit.

Für die Erkenntniß menschlicher Dinge aber ist wichtig, daß diese letzten, stärksten Wurzeln historischen Geschehens in die tiefste Sphäre unseres Wesens, unser Gefühlsleben hinabreichen. Wollendes Handeln, denkendes Erkennen und phantastisches Bilden erscheinen zuletzt nur wie die Mittel und Werkzeuge, mit denen sich das stärkste Organ unserer Seele, die Empfindung, bethätigt und bezeugt.

Aller Tiefsinn der Religionen, insonderheit der großen und reichen unter ihnen, wird so erst offenbar; denn was an ihnen zunächst Einseitigkeit scheint, ihre Gefühlsmäßigkeit und ihr Vernachlässigen aller anderen Gebiete des Lebens, das erweist sich so als ihre höchste Stärke. Es ist, als ob sie unbewußt-absichtlich alle anderen Seiten unseres Wesens, Willen, Verstand und Phantasie, übersähen und sich instinktiv unmittelbar an das Zentrum unseres Wesens richteten, an das Gefühl.

Und weiter, die tiefste Spaltung, die die Menschheit trennt, die zwischen Mann und Weib, wie ganz entspricht sie jener Scheidung unseres Empfindungslebens: dem Mann ist der Ichtrieb ebenso angeboren, wie die Hingabe dem Weibe. Und so vielfach auch die Grenzen zwischen den Geschlechtern

schon verwischt sind oder noch in Zukunft verwischt werden, ihre physische Anlage wird immerdar auch ihre innersten psychischen Eigenschaften beeinflussen, ihr Empfindungsleben scheiden.

Ja zuletzt hat man den Eindruck, als sei dieser eine große Gegensatz, der alles Menschenschicksal von der Wurzel auf bestimmt, nur die Anwendungsform eines anderen, weiteren, Welt und Natur und alle Wirklichkeit umfassenden. Die Gefühlssphäre ist nicht umsonst die tiefste, die am nächsten mit unserer Physis zusammenhängende unserer Seele und der große Kontrast, in dem sich alles soziale und geistige Erleben des Menschengeschlechts bewegt, ist nicht umsonst ein so mechanischer. Vielleicht, wahrscheinlich gilt er auch für alles Geschehen in der organischen und unorganischen Natur, und wenn noch heute der Brauch der ältesten griechischen Weisen Geltung hätte, daß alles Philosophieren sich zu einer einzigen These zuspitzen müsse, so müßte der Versuch einer geschichtlichen Erklärung der Dinge, der hier unternommen wurde, gipfeln in dem Satze: Alles stößt Fremdes ab, oder zieht Fremdes an.

Die historische Schilderung aber, die sich solcher allgemeinsten wie aller vorbereitenden besonderen Systematik bedienen will, wird freilich nicht vergessen dürfen, daß die unermeßlich bunte Mannigfaltigkeit alles geschichtlichen Geschehens durch so generelle Zusammenfassungen zwar geordnet, aber nicht erschöpft wird. Es wird ihre Aufgabe sein, den festen, aber noch sehr inhaltsleeren Rahmen, den sie darstellen, mit dem Reichthum historischer Bilder, die sich rings herzudrängen, erst zu füllen.

